AMERIKA: EINE ETHNOGRAPHISCHE RUNDREISE DURCH DEN KONTINENT UND...

Johannes Baumgarten

Digitized by Google

1053
.152

Library of

Princeton University.

Annie Rhodes Gulick
and
Alexander Reading Gulick
Memorial Fund

Digitized by Google

Digitized by Google

Marion S. Kearley.
von ihrem Freunde
H. von Holleben.

Weihnachten 1896.

Amerika.

Digitized by Google

400

Digitized by Google

Amerika.

Eine ethnographische Rundreise

durch den

Kontinent und die Antillen.

Charakterbilder, Sittenschilderungen,

Scenen aus dem Volksleben.

Nach den besten und neuesten, deutschen und ausländischen Quellen

bearbeitet

von

Dr. Johannes Baumgarten.

Stuttgart.
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
1882.

Digitized by Google

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

Digitized by Google

Vorwort.

Das vorliegende Werkchen, eine Gallerie von ethnographischen Gemälden, Skizzen, Genrebildern und dramatischen Sittenscenen aus dem frisch pulsirenden Leben der Gegenwart, von deutschen und ausländischen Augenzeugen und Forschern entworfen, dürfte einem Bedürfnisse jenes zahlreichen Kreises von Gebildeten entgegenkommen, welche bei ihrem lebhaften Interesse für Ethnographie und Völkerpsychologie zu umfangreichen fachmännischen Studien weder Zeit noch Lust haben, und die, von der täglich immer mehr ins Unendliche gehenden Detailforschung und Spezialisirung abgestoßen, lieber die menschliche Tragikomödie selbst in ihren buntwechselnden, bald ergötzlichen, bald entsetzenerregenden Scenen, kennen lernen wollen.

Das wissenschaftliche Element ist jedoch in meinem Buche durch eine Reihe von zusammenfassenden Darstellungen der besten Forscher gewahrt, wodurch alle jene Bilder und Scenen als werthvolle und für den Nichtfachmann unentbehrliche Ergänzungen der abstracten Wissenschaft erscheinen. Ohne nach einer Vollständigkeit zu streben, welche, für meine Leser ungeeignet, ein überaus dickleibiges Buch verlangt hätte, bin ich dabei systematisch zu Werke gegangen. Ich habe z. B. die bunte Welt der Farbigen (Indianer, Neger ꝛc.) durch nicht weniger als 27 Charakterbilder und Sittenscenen vorgeführt, welche durch die zusammenfassenden Darstellungen von Uhle, Dixon, Liebmann, Sartorius, Uhde, v. Scherzer u. A. als ein ethnographisches Ganzes erscheinen, aus dessen Kenntnißnahme der Leser ein

8.21-45. Gulick
1053
.152
(RECAP)
Digitized by Google

hinreichend vollständiges, lebensvolles und prägnantes Bild dieser Volksrassen gewinnt. Aehnlich bin ich bei der Schilderung der weißen Bevölkerung verfahren. Vergißt man z. B. nicht, daß jeder Ethnograph die spanischen und portugiesischen Amerikaner von Mexiko bis Patagonien als eine Einheit auffassen muß, in welcher die Völkerpsychologie nur unbedeutend abweichende Schattirungen, keine Grundverschiedenheiten nachweisen kann, so wird man die 32 Sittenscenen und Genrebilder, die mein Buch aus dem Leben und Treiben des „romanischen" Amerika bringt, ebenso als ein zusammengehöriges Ganzes erkennen, wie die eben erwähnte Schilderung der farbigen Welt. Alles unter die Rubriken irgend einer Schablone zu bringen, konnte mir um so weniger einfallen, da ich ja den Leser eine lebensvolle Rundreise, die ihn nicht nur belehren, sondern auch unterhalten soll, machen lassen will.

Der Antheil meiner Feder an dem Buche ist beträchtlich, denn außer einer Reihe von Zusätzen, Erläuterungen und kleinen Excursen habe ich Uebersetzungen und Original-Bearbeitungen aus den ausländischen Ethnographen und Reisenden: R. Jeudy, Comte Eugène de Robiano (1879), Comte d'Ursel (1880), Delacour, Emile Carrey, Frédéric Bouyer, Alfred de Valois, H. Piron, Paul Dhormois, Edgar la Selve, Paul Duplessis, Olympe Audouard, Maynard, Oscar Comettant, Elisée Reclus (1881), E. Leuba (1882), B. Révoil (1880), E. de Laveleye (1881), L. Simonin u. A. geliefert. Die deutsche Ethnographie ist vertreten durch: Bastian, Wappäus, Ratzel, R. Oberländer (Dixon), Fr. Engel, M. Busch, Flemming, G. Niederlein, Hesse-Wartegg, Uhle, F. L. Oswald, W. Zimmermann, Theod. Kirchhoff, Scherzer, Heller, Rosenthal, Sartorius, Richter, Uhde, Reinhardt u. A. Die Rundreise an der Hand dieser Schriftsteller wird so gewissermaßen eine litterarische Revue, welche die Kenntnißnahme einer ansehnlichen Reihe von Ethnographen und Forschungsreisenden vermittelt und zugleich einen Vergleich zwischen deutschen und ausländischen Leistungen gestattet. Man wird daraus die Ueberzeugung schöpfen, daß nicht bloß an Gründlichkeit, sondern jetzt auch an glänzender Dar-

Digitized by Google

stellungsgabe die Deutschen den Franzosen den Rang ablaufen. Es wäre erfreulich, wenn durch mein Buch für mehrere, bei der Massenhaftigkeit der litterarischen Production übersehene oder zu schnell vergessene, verdiente Schriftsteller neue Leser geworben würden. Eine Erweiterung des Leserkreises darf auch dem Fachmanne nicht gleichgültig sein, denn wir sehen ja täglich, wie außerordentlich viel eine allgemeine öffentliche Theilnahme zur Hebung und Blüthe einer Wissenschaft beiträgt. — Ich habe zwar überall die neuesten Forschungsreisenden herangezogen und in den Vordergrund gestellt, allein bei der bekannten Stabilität und Gleichförmigkeit der culturgeschichtlichen Verhältnisse im ganzen spanischen Amerika behalten auch mehrere von mir benutzte, einige Jahre über 1870 zurückgehende Werke ihren bleibenden Werth, was bei solchen über Nordamerika weit seltener der Fall ist.

Wenn manche Bilder, namentlich solche aus dem Volksleben im tropischen Amerika, wie Sensationsmalerei aussehen, so liegt das im Charakter der heißblütigen Südländer und der fremdartigen Landschaftsscenerien; sie sind nicht absichtlich gesucht. Die Dramen des Verbrechens, die Ausschreitungen des Fanatismus, der Dummheit und der Leidenschaft nehmen in den Tropenländern und selbst in andern Theilen der Neuen Welt ungeheuerliche Verhältnisse an, wie sie in unserem übervölkerten Lande mit seiner tausendjährigen Cultur und seinem ungehemmten, überall gegenwärtigen „Arme der Gerechtigkeit" kaum geahnt werden und auch kaum möglich sind.

Allen diesen seltsamen Erscheinungen des Völkerlebens gegenüber ist mein Standpunkt der rein naturwissenschaftliche: ich fasse sie auf als ethnographische, culturhistorische oder psychologische Thatsachen, die mit derselben ruhigen Objectivität zu betrachten sind, wie die Lebensgewohnheiten in einem Bienen- oder Ameisenstaate.

Die Schattenseiten wiegen allerdings in meinem Buche vor, weil einerseits dieselben in dem spanischen Amerika, wo auf einer ungeheuren Länderstrecke das „romanische" republikanische Experiment als vollständig gescheitert erscheint, ebenfalls vorherrschen, andrerseits in der scheinbar so gesunden nordamerikanischen Republik die Excesse

Digitized by Google

der ungezügelten Freiheit und die ungehemmte Expansion der rohen Instinkte eine solche Menge von symptomatischen Ausbrüchen von Krankheitsstoffen und Zersetzungserscheinungen des socialen Körpers hervorgerufen haben, daß die wirklich vorhandenen Lichtseiten dahinter zurücktreten. Es ist absurd, wie oft geschieht, von „Kinderkrankheiten der jungen Republik" zu sprechen, die unsere alte, verfeinerte Cultur noch mehr raffinirt hat, und in welcher die entsetzlichen Abstractionen, welche unsern alten Continent so oft erschütterten, ungestört reale Gestaltungen annehmen können, um vielleicht bald, wenn einmal der ganze Boden des Landes von einer dichten Bevölkerung besetzt sein wird, blutige Umwälzungen herbeizuführen, gegen welche die europäischen Revolutionen als wahre Kinderspiele erscheinen würden. Diese Möglichkeit kann ein unbefangener Beobachter schon auf dem religiösen Gebiete nachweisen. — Aber auch die Nordamerikaner habe ich weder pessimistisch noch optimistisch, sondern objectiv wahr zu schildern versucht.

Möge meiner Arbeit eine gleich freundliche Aufnahme zutheil werden, wie meinem im vorigen Jahre veröffentlichten Werkchen „Der Orient", welchem dieselben Auffassungen zu Grunde liegen!

Coblenz.

Dr. Johannes Baumgarten.

Digitized by Google

I.

Süd-Amerika.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Pampas-Indianer.

I.

Heutige Kenntniß der Pampas. — Vernichtung der südlichen Pampas-Indianer. — Gustav Niederleins Forschungsreisen. — Die jetzigen definitiven Grenzen Argentiniens und Chile's. — Die neuesten wissenschaftlichen Expeditionen in Patagonien und im Chaco-Gebiete.

Unter den Republiken des ehemals spanischen Südamerika's nimmt in Betreff der Culturfortschritte Chile die erste, Argentinien die zweite Stelle ein; ja es dürfte, wenn man die steigende Einwanderung, die engeren Handelsbeziehungen mit Europa und die mächtige Einwirkung des von Buenos-Ayres jetzt nach drei Richtungen hin sich entwickelnden Eisenbahnnetzes berücksichtigt, in nicht zu ferner Zukunft Chile weit überholt haben. Die Deutschen haben nicht wenig Antheil an diesen Fortschritten; es sei hier nur an Burmeister's Wirken erinnert. Petermann zeichnete die beste Karte des Landes*); deutsche Geologen und Mineralogen, zuletzt noch Dr. Döring, gründeten die wissenschaftliche Kenntniß der Bodenverhältnisse.

Jüngst hat wiederum ein Deutscher, Gustav Niederlein, die Ehre, die geographische Kenntniß Argentiniens wesentlich gefördert zu haben, indem er die trotz der schönen Arbeiten von Mouffy, Petermann, Burmeister u. a. noch unvollständig durchforschten unermeßlichen Pampas

*) Die auf dem dritten internationalen Geographen-Congreß in Venedig (Sept. 1881) ausgestellten Karten von Geondora, Mogano und Del Vasco waren noch sehr ungenügende wissenschaftliche Leistungen.

Digitized by Google

des Westens und Südwestens gründlich studirte und auch einen Theil Patagoniens, welches man heute ethnographisch und geographisch zu den Pampasländern rechnet, in den Kreis seiner Forschungen zog. Die schmalen Reiserouten, welche Musters u. a. beschrieben, gaben nur eine höchst lückenhafte Kenntniß dieses weiten Landes. Ist doch erst 1877 durch Moreno und Ellis festgestellt, daß der Hauptfluß Patagoniens, der Rio Santa Cruz, nicht in dem Viedma-See, sondern in einem andern, durch einen Kanal damit zusammenhängenden, entspringt, den man jetzt „Argentinischer See" getauft hat. Was Patagonien betrifft, so hat der Argentiner Ramon Lister (Viaje al pais de los Tuelches Tehuelches. Buenos Ayres 1879) zunächst nur den von Musters 1869 besuchten schmalen Küstenstrich zwischen Punta Arena und Santa Cruz durchforscht; seine Reise den durch Musters ebenfalls bekannten Chiko hinauf führte jedoch zur Entdeckung der Quelle des letztern Flusses und zu genauerer Kenntniß des Viedma-See's und des Vulkans Tschaltel. Ganz anders bedeutend gestaltete sich das Ergebniß der deutschen Forschungen in Argentinien durch Gustav Niederlein.

Im Jahre 1879 beschloß die argentinische Regierung, den Plan, durch Hinausschiebung der Indianergrenze an den Rio Negro und Nauquen die Pampas in ihrer ganzen Ausdehnung der Besiedelung zu eröffnen und zugleich das noch von Chile streitig gemachte Patagonien diesem Zwecke näher zu bringen.

An der Spitze einer Armee von 4500 Mann vernichtete General Roca, der Präsident der Republik, die Indianer, welche, 20,000 an Zahl, jahraus jahrein die Pampas verwüsteten und für Ansiedler unbewohnbar machten; worauf beide Flüsse entlang eine Reihe von Militärkolonien angelegt wurden, zu welchem Behufe man Weiber, Haus- und Ackergeräthschaften mitgenommen hatte.

Gustav Niederlein nahm als Mitglied einer wissenschaftlichen Commission zur Erforschung dieses südlichen Indianerlandes an dem Feldzuge Theil. Dann unternahm er mit zwei argentinischen Offizieren, den Majoren Lucas Cordoba und Miguel Martinez, vom Rio Nauquen nordwärts eine Forschungsreise nach den Andes und 200 Meilen in und längs derselben durch die Gebiete der sogenannten „Fichtenleute" und

Digitized by Google

„Röhrichtsleute“ nach der Cordillerenstadt Mendoza, von wo er den Rückweg nach Buenos-Ayres antrat und als Assistent des Professors Dr. Lorenz mit der Ausarbeitung eines Reisewerkes über die durchforschten Gebiete beauftragt wurde.*)

Chile und Argentinien haben Grenzstreitigkeiten jetzt für immer vorgebeugt durch einen Vertrag, der am 30. Juli 1881 von den Bevollmächtigten beider Staaten zu Buenos-Ayres unterzeichnet worden ist. Die Hauptbestimmungen desselben sind folgende:

1. Die Grenze zwischen Chile und der Argentinischen Republik wird von Nord nach Süd bis zum 52. Grade südlicher Breite durch die Andenkette gebildet, wobei die Grenzlinie der Wasserscheide am Kamme folgt.

2. Im südlichen Theile des Continents, im Norden der Magalhaensstraße, wird die Grenze durch eine Linie gebildet, welche von Punta Dungeneß sich auf dem Festlande bis zum Dineroberge erstreckt und sich westlich auf der Kammlinie jener Hügel fortsetzt, welche bis zum Aymondberge reichen. Von hier wird die Grenzlinie bis zum Durchschnittspunkte des 70. Meridians westlich von Greenwich mit dem 52. Breitengrade südlicher Breite fortgesetzt und setzt von hier ab in einer westlichen Richtung am 52. Breitengrade bis zur Wasserscheide der Andenkette. Das Gebiet nördlich dieser Linie wird der Argentinischen Republik zugesprochen, die Gebiete südlich derselben Linie der chilenischen Republik, ohne Einbeziehung des Feuerlandes und der benachbarten Inseln.

3. Auf dem Feuerlande wird eine Linie vom Heiligengeist-Cap unter 52° 40′ südlicher Breite, dem Meridian von 68° 34′ westlich von Greenwich folgend und bis zum Beaglekanal reichend, die Grenze zwischen den Besitzungen beider Staaten bezeichnen, und zwar wird das westliche Gebiet Chile, das östliche Argentinien zuerkannt. Ebenso werden die

*) Gustav Niederlein hielt darüber am 6. Nov. 1880 in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin einen äußerst interessanten Vortrag, der auf das demnächst erscheinende Werk mit um so größerer Spannung warten läßt. Ich entnehme daraus (S. 9) seine Mittheilungen über die drei Hauptstämme der Indianer, sowie über einen aus diesen und andern neu gebildeten Stamm, welche theils die Cordillere, theils die Waldgebiete der centralen Wüstenregion bewohnen.

Digitized by Google

Inseln westlich dieses Meridians zu Chile, östlich davon zu Argentinien gehören.

4. Die Magalhaensstraße wird für immer neutral erklärt und den Schiffen aller Nationen freie Schifffahrt eingeräumt. Zur Aufrechterhaltung dieser Neutralität darf weder Chile noch Argentinien an den Küsten der Straße irgend welche Befestigungen errichten.

Argentinien erstreckt sich also heute bis nahe an die neutral gewordene Magalhaensstraße und hat außerdem die östliche Hälfte des Feuerlandes in Besitz genommen.

Das neugewonnene Gebiet wird in nächster Zeit auch wissenschaftlich gründlicher als bisher untersucht. Nachdem Carlos Mayana 1880—81 den Rio-Santa-Cruz in Patagonien untersucht, hat zunächst der Lieutenant Jorge J. Rohde (1881) das Thal des Rio Limay von seiner Mündung in den Rio Nauquen an bis an den Nahuel-Huapi-See, wo gegen die zahlreichen und kriegerischen Andes-Indianer Colonien angelegt werden sollen, zu studiren. Der Hauptzweck dieser wichtigen Expedition ist jedoch die Wiederaufsuchung und Aufnahme des bereits 1715 von P. José Guillermos entdeckten Andenpasses Bariloche, durch den man bequem in 3 Tagen den stillen Ocean der Insel Chiloe gegenüber erreichen könnte. Eine nicht schwer zu erbauende, mit einem Küstenpunkte am Atlantischen Ocean in Verbindung gesetzte Eisenbahn würde die Reise von Europa nach Valparaiso durch Wegfall der Fahrt durch die Magalhaensstraße um wenigstens 2500 Kilometer abkürzen und der Panama-Eisenbahn eine bedeutende Concurrenz machen.

Gleichzeitig (1881) läßt die Argentinische Regierung auch die nördlichen Pampas und namentlich das trotz der Arbeiten von Pelleschi noch unvollständig bekannte Centralgebiet zwischen dem Rio Vermejo und Pilcomayo durch den Oberstlieutenant Juan Sola untersuchen. Kleine Dampfer gehen bereits bis Oran und Teuco hinauf, und die Anlage von Colonien und Missionsanstalten, deren schon eine Anzahl an dem Flusse bestehen, ist dabei in Aussicht genommen. Juan Sola hat auch den Auftrag, den weiten Landstrich ethnographisch genauer zu durchforschen, als es bisher trotz der Kolonien an dem Flusse möglich war, da die zahlreichen Lagunen, die undurchdringlichen Urwälder und das mörderische

Digitized by Google

Klima, verbunden mit der Wildheit der Bewohner, das ganze Central-gebiet der Chaco-Indianer dem Vordringen von Eroberern und Forschern noch entzogen haben. Was man in neuerer Zeit von den beiden oben genannten Hauptflüssen aus hat kennen lernen können, beweist, daß d'Orbigny's Mittheilungen höchst unvollständig und zum Theil unrichtig sind. Dr. Demersay sah auf seiner Reise nach Paraguay nur die Indianer an der Grenze, besonders Lengua-, Toba- und Machicuy-Indianer, wes-halb seine Mittheilungen (cf. Louis Figuier. Les Races humaines, 4. éd. 1880 p. 455 ff.) sehr dürftig ausfielen. Dr. Hieronymus und Professor Lorenz besuchten 1872 Oran am Rio Vermejo, aber nur einen Theil des Gran Chaco, ebenso Franz Host nur die Uferstrecken am Pilcomayo und Rio Vermejo, den unbeschreiblich üppigen Urwald mit seinem riesen-haften Pflanzenwuchse und seinen ungebändigten Wilden. Der Graf Marazzi (Escursione nel Chaco. — Esploratore 1878, 3 n.) bringt zwar etwas mehr Notizen, allein er beschäftigt sich zu viel mit Generalisiren und Systematisiren, indem er d'Orbigny's wissenschaftlich noch nicht zweifellose Raceneintheilung der südamerikanischen Indianer annimmt und erweitert. Die Centralregion des Gran Chaco ist auch für ihn undurchdringlich geblieben. — Den ethnographischen Ergebnissen der Expedition Juan Sola's darf man also mit Spannung entgegen sehen. Wie sehr die Chaco-Indianer die Aufmerksamkeit der Forscher ver-dienen, mag eine Stelle aus Thomas J. Paye's Werk über La Plata beweisen:

„Eines Tages, als wir dicht am westlichen Ufer des Pilcomayo hinfuhren, erblickten wir eine große Schaar beritten*er* Indianer in der Ferne. Sie jagten wie Centauren daher, Männer und Frauen nackt bis auf einen schmalen Schurz um die Lenden. Sie hatten weder Sattel noch Zaum und lenkten ihre Pferde unter den Bäumen hin mittelst eines Riemens, der um den Unterkiefer geschlungen war. Am Ufer gaben sie durch Zeichen zu erkennen, daß sie eine Unterredung wünschten. Der Dampfer hielt an und Einige gingen an's Land. Die Indianer waren Angaites, gehörten demnach zu einem der kriegerischsten Stämme des Chaco, welche seit länger als dreihundert Jahren der Macht der Weißen Widerstand geleistet und ihre Unabhängigkeit bewahrt haben,

Digitized by Google

nicht in todbringenden Moräften und unzugänglichen Gebirgen, sondern in einem Lande fruchtbarer Ebenen und stattlicher Wälder, das auf schiffbaren Strömen zugänglich ist und durch zahllose Flüsse bewässert wird, in einem Lande, in dem buchstäblich Milch und Honig fließt. Die Leute sahen stattlich aus, waren alle über Mittelgröße, stark und wohlgebaut. Die alten Jesuiten geben die außerordentlichsten Schilderungen von der Körperkraft dieser Chaco-Indianer. Dobritzer erzählt, wenn ein Vierzigjähriger unter ihnen sterbe, klage man, daß er in der Jugendblüthe des Lebens hinweggerafft werde. Er spricht von Hundertjährigen, die wie zwölfjährige Knaben muthige Pferde reiten. Auch Azara versichert, sie hätten in körperlicher Stattlichkeit nicht ihres Gleichen; er erwähnt Männer von mehr als hundert Jahren, die nicht nur noch rüstig, sondern riesenkräftig wären, alle ihre Zähne und ungebleichtes Haar hätten."

Auch andere Berichte bestätigen die am La Plata sprichwörtlich gewordene Langlebigkeit der Chaco-Indianer, unter denen selbst rüstige Greise von 120 Jahren nicht selten gefunden werden (Capitain Meyne-Reid). Ihr merkwürdiges Land, dessen genauere Kenntniß die Studien von Pelleschi angebahnt haben, wird also in nächster Zeit vollständig in den Bereich der Wissenschaft gezogen werden, und hierzu werden die Eisenbahnen nicht wenig beitragen. Die Argentiner arbeiten gegenwärtig Tag und Nacht an der schon seit einigen Jahren im Bau befindlichen Eisenbahn, die von Buenos-Ayres aus über Rosario, Cordoba, San Louis die Andeskette und Valparaiso erreichen soll, und werden sie in diesem Augenblicke wohl vollendet haben. Damit wird ein colossaler Umschwung in allen socialen Verhältnissen des Landes rasch eintreten, da der culturfähigste Theil desselben dadurch erschlossen wird. Nach Süden wird das Eisenbahnnetz bis Bahia Blanca ausgedehnt und man studirt jetzt bereits eine nur sehr mäßige Schwierigkeiten bietende Uebergangsstelle der Andesketten der Insel Chiloe gegenüber.

Baumgarten.

Digitized by Google

II.

Die Pampas-Indianer vor und nach dem Jahre 1879.

Nach der fast übereinstimmenden Sprache, welche reich und einfach, selbst auch wohlklingend ist, hält man die Pampas-Indianer für Zweige der Aucas, welche die südliche Cordillere sowohl nach Osten wie nach Westen hin einnahmen. Die interessantesten bildeten unstreitig die „Cordillerenindianer", welche sich Pehuenches (d. h. Fichtenleute) nannten und unter dem Caziken Purran in den Quellgegenden des Rio Nauquen lebten. Als kühnstes Raubvolk fürchtete man dann besonders den zweiten Stamm der Ranqueles (d. h. die Röhrichtsleute), welche in den Algarroben- und Caldrena-Waldungen am sogenannten Salzfluß ihre „Tolderias" wechselten und unlängst unter ihrem letzten Caziken Baigorrita auf dem Sandsteinhochlande links vom Rio Nauquen ein tragisches Ende nahmen.

Weiter südlich im Gebiete des Urrelauquen hatten die Huiliches (d. h. Südleute) unter dem Caziken Namuncurà ihre Wohnsitze aufgeschlagen. Oestlich davon befanden sich endlich die zusammengewürfelten Horden des Catriel und Pinzen, welche unter den Wilden, wie die amerikanischen Staaten unter den cisatlantischen Culturvölkern, die neueren Völkerbildungen repräsentirten. Letztere waren es auch besonders, welche entweder allein oder seltener mit den wilden Andesbewohnern und ihren Verwandten aus Chile die gräßlichen Einfälle mit Raub und Mordthaten verübten, über die sich die Tagesblätter fast allwöchentlich in schaudervollen Berichten ergingen.

Auf ihren flinken Pferden kamen sie zu ihrem besonderen Vortheil plötzlich und verschwanden auch ebenso schnell wieder mit geraubten Frauen und Jungfrauen, Rindern und Pferden in die endlose Pampa oder Wüste, und zwar immer früher, als von Fortin zu Fortin (kleine Festung) mit Hülfe alter Kanonen das Allarmsignal nach den größeren sogenannten Comandanzias gegeben worden war, von wo aus allein Truppen zu ihrer, nun gewöhnlich vergeblichen Verfolgung entsandt werden konnten.

Sie lebten meist an einem Bach, einer Lagune oder an einem

Digitized by Google

sonstigen Gewässer in ärmlichen, niedrigen Zelten. Sie errichteten dieselben aus wenigen Pfählen meist prismatisch und bedeckten sie mit circa 8 zusammengehefteten Pferdehäuten, selten Rindshäuten oder Fellen der Pampasthiere. Darin hausten Großeltern, Vater, Mutter resp. Mütter und Kinder, Hunde, Katzen und Hühner.

In der Mitte eines solchen Toldo's fand sich in der Regel die Feuerstatt und darauf wohl ein Topf oder Kessel; an den Wänden, die zuweilen mit Schilfrohr ausgesetzt wurden, hingen Wurfkugeln, Zaumzeuge, Bündel von Straußenfedern und dergleichen; an den Seiten lagen dann Sattel, Lasso, Felle ꝛc. Vor dem Ausgange endlich, der, wenn es noth that, durch eine Thierhaut verschlossen wurde, staken die Lanzen, ihre bevorzugtesten Kriegs- und Jagdwaffen.

Ihre Kleidung fand ich bei Aermeren noch, wie sie uns d'Orbigny schildert; nur die reichsten gestatteten sich einigen Luxus. Sie trugen Hüte anstatt eines Stirnbandes oder eines bunten Taschentuchs als Kopfbedeckung. Sie trugen ferner Stiefel anstatt Sandalen oder strumpfartiger Fußbekleidungen aus Pferdeleder. Außerdem bedienten sie sich kostbarer Sporen an Stelle mit einem Dorn versehener Holzpflöcke und dergleichen, wie sie endlich auch bessere Ponchos und Chiripas (Beinumhüllungen), auch Fuchspelze fast nach Art der unsrigen sich anschafften.

Die Frauen wickelten sich noch bis unter die Arme in ein großes Stück Zeug, befestigten dasselbe mit einer Lederschnur und warfen dann ein anderes, häufig befranstes Tuch über ihre nackten Schultern, meist so, daß hinten noch ein Zipfel auf der Erde schleppte. Ihr schwarzes Haar, welches bei Indianern chilenischen Blutes an der Spitze etwas röthlich sein soll, kämmten sie meist mit einem Bündel Wurzeln. Sie hielten es dann mit Hülfe eines Bändchens oder Perlenbandes aus dem Gesicht, das allgemein wegen der schmutzig röthlichgelben Farbe, seiner großen Breite und Rundung, der hervortretenden Backenknochen, der platten Nase mit großen Naslöchern und des nur einigermaßen proportionirten Mundes nichts weniger als schön zu nennen ist. Die kleinen Hände und Füße erhielten nicht selten einen Schmuck in Perlenbändern wie der kurze Hals.

Die ganze muskulöse Gestalt findet sich bei Männern wenig robuster als bei Frauen und ihre durchschnittliche Höhe beträgt kaum 1,65 m.

Digitized by Google

Eigenthümlich war das Fehlen von Krüppeln unter ihnen, zumal Krankheiten und allerlei Seuchen fast immer unter ihnen herrschen. Da hier Weiber Aerzte waren, so gaben langwierige Krankheiten zu allerlei unsinnigen Gaukeleien und Beschwörungen Veranlassung, die dergestalt waren, daß der Kranke nur noch früher den Tod fand.

Obwohl sie sehr abergläubisch sind, erregt ihre einfache Religion immerhin einige Bewunderung. Sie glaubten nämlich ohne Bilder oder Götzen an einen guten, allmächtigen Gott Gunechen, dem es Pflicht war, ihnen zu helfen, ohne vorher angerufen zu werden; sie fürchteten ferner einen bösen Geist Gualichú, der allen Unfall und alles Mißgeschick brachte. Man opferte ihm zu Ehren hie und da. Am Rio Colorado z. B. an einem hohen Prosopisbaum in Form von Geldgeschenken, Kleiderstücken, Tabak und allerlei anderen kleinen Gegenständen, die man mit einem Bändchen an die Zweige des Baumes befestigte. Wenn der Leib (calul) starb, entfloh die Seele (pulù) in Gestalt einer Windsbraut und verlor sich dann in den Tiefen der Meere, wo sie endlich alle Freuden und Genüsse ohne Mühe und Arbeit wiederfand, die sie in Maipú (auf der Erde) genoß.

Todte, welche von ihren Anverwandten eine Nacht hindurch in ihrer besten Kleidung beleuchtet wurden, soll man am andern Morgen aus dem Zelt gebracht haben. Dann erzählt man, daß sie hierauf an den Bauch des Lieblingspferdes gebunden und endlich sammt einem andern, mit Schätzen des Verstorbenen beladenen Thiere nebst Mais, Chicha und Wasser begraben oder verbrannt worden wären.

Nach der Leichenbestattung überließ man sich einem Pferdestutenschmause, der mit wildem Trinkgelage verbunden war. Solche Schmäuse kehrten bei jeder Festlichkeit, als bei Hochzeiten, beim Namengeben eines Kindes, nach Siegen und erfolgreichen Raubzügen wieder und es wurden bei denselben immer wilde Tänze und Spiele aufgeführt, die bei dem überaus ernsten Charakter des Indianers befremden. Die Getränke bereiteten sie sich selbst aus den Früchten des Algarrobabaumes, des Channari- und Piquillinstrauches und anderen Gewächsen, wenn sie sich nicht von chilenischen Händlern Genever oder Wein gegen Vieh oder Felle tauschen konnten. Auch ihre Festspeisekarte war einfach; sie enthielt

Digitized by Google

meist nur Stutenfleisch, ihr Lieblingsgericht. Obgleich sie die Pampasthiere wie Guanacos, Hirsche, Hasen, Gürtelthiere, Strauße, Rebhühner oder Wasservögel meist zu Pferde entweder mit Wurfkugeln oder Lanzen erlegten, so schienen sie doch keine rechten Freunde ihres Fleisches zu sein.

Mit Feldarbeit beschäftigten sich nur die Cordillerenindianer, welche die meisten Bach- und Flußniederungen inne hatten. Und selbst bei diesen lag sie fast ganz in den Händen von Chilenen, die dann einen gewissen Theil ihrer Producte in Mais, Weizen, Kürbissen und dergleichen abgeben mußten. In gewerblicher Beziehung leisteten sie ebenso wenig. Sie verstanden zwar Ponchos zu weben und Geschirr und Geräth nothdürftig herzustellen, wohl auch Farb- und Gerbstoffe zu bereiten; für den Markt indeß brachten sie nur Felle und geraubtes Vieh, selten bessere Ponchos oder Lederarbeiten.

Heute sind alle Indianer aus ihrem Gebiete verdrängt. Ihre Caziken wurden getödtet oder wie z. B. Purran, der noch überaus große Güter in Chile besitzt, in Gefangenschaft gebracht. Alle diejenigen aus der Zahl von 20,000, welche nicht im Kampfe fielen oder im Kriegselende umkamen, leben nun als Soldaten, Hirten oder Diener im Innern von Argentinien. Sie gehen reinlich gekleidet, werden wohl genährt und werden auch allmählich der Segnungen der Cultur theilhaftig. Letzteres wäre wohl schwerlich geworden, wenn nicht der argentinische Staatenbund sie in humaner Weise bei sich aufgenommen hätte, und zwar einzeln in die Familien der Weißen und wohlhabenden Mestizen.

Freilich steht noch das Erbe der Indianer leer da. Ihre wenigen vielleicht seit Jahrhunderten oder gar seit Jahrtausenden fortgesetzt benutzten Wege durch die Pampas und Wüsten längs der Ströme und über die Andes-Cordilleren veröden und verschwinden. Von indianischen Wohnstätten ist schon keine Spur mehr vorhanden. Die Gebeine der im Kampfe gefallenen Indianer sind längst verweht und fast nichts erinnert mehr an den einstigen Aufenthalt von Eingeborenen in diesen unermeßlichen Gebieten der Pampas, Steppen und Wüsten.

Gustav Niederlein.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin. 1880. Nr. 9.

Digitized by Google

Der Gaucho.

I.

Der Gaucho der argentinischen Pampas. — Charakteristik. — Entwickelungsgeschichte des Gaucho Malo. — Der Vaqueano der Pampas.

Der argentinische Gaucho (spr. Ga-utscho) zeigt in seinem Charakter die unabhängige und wilde Entschlossenheit des indianischen Stammes der Guarani und den Stolz, den Anstand, die edle Freimüthigkeit und das gewandte und vornehme Betragen des spanischen Caballero. Groß, schlank und kräftig, das Gesicht von der Sonne gebräunt, mit frei herumflatternden, langen, schwarzen Haaren, mit frei wachsendem Barte, dessen bläulicher Schimmer der Flügel des Raben beneiden würde, mit einem kräftigen Kopfe, einer hohen und breiten Stirn, schwarzen durchdringenden Augen, bedeckt der Gaucho sein Haupt mit einem spitzigen Strohhut, um welchen bunte Bänder flattern, befestigt seine scharlachfarbene Weste mit einem Gürtel, in dem ein Messer steckt, bekleidet seine muskulösen Beine mit weiten, gefranften Beinkleidern aus weißer Wolle und schützt seine Füße mit weichen und feinen Stiefeln aus Füllenleder, welche die Zehen unbedeckt lassen, und über die Schulter wirft er nachlässig einen weiten, bunten Poncho, welcher die Brust vor der Abendkälte schützt, und bis über den Rücken des Pferdes herabhängt. Also bekleidet und überdies mit großen Rädersporen versehen, lebt er auf dem Pferde und steigt nur herab um zu essen, zu spielen und zu schlafen. Die Bewaffnung des Gaucho bildet der lazo, ein langer lederner Riemen mit einer Schlinge, die bolas, drei bleierne Kugeln an ledernen Riemen, ein Messer und außerdem in Kriegszeiten eine Lanze. Mit ihnen erlegt er die wilden

Digitized by Google

Stiere und Rosse, den Nandu (magelhanischen Strauß), den Jaguar und den Kuguar. Seine Hauptleidenschaft ist das Spiel; die Karten gehen ihm über alles. Auf den Fersen hockend, sein Messer neben sich in die Erde gesteckt, um einen unehrlichen Gegner sogleich zu bestrafen, wirft er das Kostbarste, was er besitzt, kaltblütig auf's Gras, wagt es und verliert es mit Ruhe. Sein Pferd, seinen Poncho, seine schönsten Sporen sieht er verschwinden, ohne sich über den Verlust zu betrüben, und trägt nach beendetem Spiele das Zeug seines verlorenen Pferdes unbekümmert heim. Einige Tage Arbeit genügen, um seiner augenblicklichen Armuth wieder abzuhelfen.

Wenn ein Fremder an seine Thüre klopft, so empfängt ihn der gastfreie Gaucho mit herzlicher Einfachheit und schickt seine älteste Tochter, um ihm mit dem freundlichen Willkommen den mate cimaron*) darzubieten, ladet seinen Gast ein, auf einem getrockneten Ochsenkopfe Platz zu nehmen, welches sein einziger Stuhl ist, bietet ihm ein Stück blutigen Braten an, läßt ihm die Freiheit, sein Mahl zu verzehren wo es ihm am besten gefällt, begleitet ihn am folgenden Morgen ein gutes Stück und schüttelt ihm beim Abschiede die Hand, ohne um seinen Namen zu fragen. Gleichviel ob der Fremde einige Stunden oder einen Monat in seinem Hause verweilt, so würde er doch nie bemerken, daß man sich durch seine Gegenwart belästigt fühle oder seine Abreise wünsche. Will er ihm die Bewirthung zahlen, so wird ihn eine verächtliche Weigerung belehren, daß sein Anerbieten eine Beschimpfung ist. In der estancia (Meierei) arbeitet der Gaucho nur wenn es ihm gefällig ist, gibt seinem Dienstverhältnisse ein Gepräge von Unabhängigkeit, und würde es niemals dulden, daß der Herr so unhöflich wäre, in ihm die Eigenschaft eines Caballero nicht anzuerkennen, deren er sich durch seine Bescheidenheit, sein anständiges, nicht stolzes Betragen und seine stets ruhige und höfliche Haltung würdigt. Wenn es ihm gerade nicht gefällig ist, die vom Herrn verlangte Arbeit zu thun, so antwortet er, daß er nur zu der

*) Die Yerba mate ist das Blatt einer Art von Stecheiche in Paraguay, welches zu Pulver zerrieben, mit kochendem Wasser übergossen und mit Zucker versüßt wird. Man genießt das Getränk aus einer Art von Kalebasse mit Hilfe eines Rohres (bombilla). Der Mate cimaron ist Mate ohne Zucker.

Digitized by Google

und der Stunde und unter den und den Umständen an's Werk gehen könne, und wenn der Herr einige Unzufriedenheit zeigt, so verlangt der Gaucho, ohne grob zu werden, seinen Lohn, setzt sich auf's Pferd und sucht eine andere estancia, deren Herr minder gebieterisch ist. Er findet sie stets, weil er verständig ist, obgleich er die Bequemlichkeit liebt, und weil er die Behandlung des Viehs vortrefflich versteht, welches den Hauptreichthum jener Gegenden ausmacht.

Unter den wilden Gesellen der Pampas ist der gaucho malo der schlimmste. Es ist interessant, zu sehen, wie derselbe sich aus dem Leben und Charakter des Gaucho ebenso naturgemäß entwickelt, wie der römische oder sicilianische Räuber ein Ausdruck des Volkscharakters der heißblütigen Südländer ist.

Mit dem einundzwanzigsten Jahre steht der Gaucho in der Glorie. Da muß man ihn sehen in den pulperias oder Schenken, in die er sich an Sonn- und Festtagen begibt, um sich in aguardiente oder Paraguay-Rum zu betrinken. Da sitzt er wohl und hört mit offenem Munde den cantor oder Gaucho-Troubadur an, welcher die wunderbaren Thaten irgend eines von zahlreichen Schergen wegen Unglücks, d. h. Mordes verfolgten Wüsten-Helden besingt oder mit Leidenschaft, zu den Tönen seiner Guitarre, von Thaten erzählt, deren Zeuge er selbst war, oder von dem schrecklichen Ende Quirogas, des Gaucho-Attila, und der Strafe, welcher der Mörder desselben, der kühne Santos Perez, nicht entging. Nach dem Gesange folgen die Karten. Die Gauchos beginnen lustig ihr Spiel; jeder sitzt auf einer getrockneten Rindshaut und hat sein langes Messer sichtbar neben sich gelegt. Plötzlich ruft da ein Manuel oder Pedro, Antonio oder Estanislao spiele falsch. Sogleich werden die Karten hingeworfen und die Messer ergriffen. Es bildet sich ein Kreis. Manuel aber hat, die Wahrheit zu sagen, seinen Freund Pedro nur beschuldigt, um einen Spaß zu haben; er zeichnete noch nie einen Mann und meint, es sei die höchste Zeit, jene Ehre zu erwerben. So sprühen denn die Funken von den blitzenden Messern, Pedro's Nase ist halb durchgeschnitten, Manuel blutet aus einem Dutzend Wunden, aber nachgeben und abstehen mag er noch nicht. Unglücklicher Gaucho! Im nächsten Augenblicke gleitet Pedro in einer Pfütze von seinem eigenen Blute aus und Manuel's

Digitized by Google

Messer bohrt sich ihm in das Herz! „Er ist todt! Manuel hat ein Unglück gehabt!“ ruft es im Kreise. „Fliehe, Manuel, fliehe!“ Im nächsten Augenblicke, eben als die vigilantes sich auf die Pferde schwingen, ihn zu verfolgen, ist er davongaloppirt und bereits aus dem Gesicht verschwunden.

Zwanzig englische Meilen von der pulperia hält er sein Pferd an, steigt ab, wischt sein blutiges Messer in dem Grase rein, schneidet sich ein Stück von dem gedörrten Fleische ab, das er bei sich führt, und verzehrt es gelassen als Abendmahl. Höchst wahrscheinlich macht ihn sein Unglück zum Gaucho malo. Ein solcher ist ein Geächteter, nur in der Einöde heimisch, ungreifbar wie das Wild, blutdürstig, rücksichts- und reuelos. Seine Genossen sprechen gelegentlich seinen Namen aus, aber nur leise und mit einer Beimischung von Furcht und Verehrung, denn er gilt ihnen als eine Art höheren Wesens. Seine Heimath ist ein beweglicher Punkt in einer Fläche von zwanzigtausend englischen Quadratmeilen, sein Pferd, der schönste Hengst, der sich auf den Pampas zwischen Buenos-Ayres und den Anden, zwischen dem Grau Chaco und dem Cap Horn finden läßt; seine Nahrung gibt ihm das erste Rind, das er mit seinem Lasso fängt, und seine Leckerbissen die Zunge des Thieres, das er schlachtet und den Raubvögeln überläßt, nachdem er sich das beste Stück abgeschnitten hat. Bisweilen erscheint er plötzlich in einem Dorfe, trinkt eine Kürbisflasche voll aguardiente mit den bewundernden Gästen der pulperia und jagt wieder hinweg in das nächtliche Dunkel, bis endlich die sich immer mehrende Zahl seiner Unglücksfälle die berittenen Diener der Gerechtigkeit verlockt, ihn zu verfolgen, in der Hoffnung auf eine Extrabelohnung. Wenn der Gaucho malo plötzlich von sieben oder acht dieser Männer der Wüsten-Polizei überfallen wird, handhabt er gegen sie nach Links und nach Rechts sein Messer, tödtet Einen, verstümmelt einen Andern und verwundet Alle. Vielleicht erreicht er sein Pferd und jagt hinweg unter einem Hagel unschädlicher Kugeln, oder — er wird überholt und ergriffen. In dem letzteren Falle ist am nächsten Tage von ihm nichts übrig als eine mißgestaltete Fleischmasse.

Ein Anderer ist der Führer oder vaqueano, ein ernster, zurückhaltender Gaucho, welcher die Ebene, den Wald und das Gebirge tausend Meilen weit umher genau kennt, die einzige Karte, die ein argentinischer

Digitized by Google

General bei einem Feldzuge mit sich nimmt. Ohne seine Mitwirkung kann kein Plan entworfen werden. Das Schicksal des Heeres, der Ausgang einer Schlacht, die Eroberung einer Provinz hängt ganz und gar von seiner Ehrlichkeit und seinem Geschicke ab. Merkwürdigerweise kennt man auch kaum ein Beispiel von Verrath eines vaqueano. Trifft er einen Weg, der die Straße kreuzt, auf der er sich eben befindet, so vermag er genau die Entfernung der nächsten Quelle anzugeben, zu der er führt; trifft er tausend ähnliche Wege auf einer Reise von fünfhundert Meilen, so bleibt er sich vollkommen gleich. Er vermag die Furten von hundert Flüssen anzugeben und er geleitet sicher durch hundert pfadlose Wälder. Befindet man sich mit ihm um Mitternacht in den Pampas, ist der Pfad verloren und gibt es weder Mondenschein noch sind die Sterne zu sehen, so steigt der vaqueano ruhig ab, prüft die Blätter der Bäume, wenn es deren in der Nähe gibt, oder reißt, wenn dieses nicht der Fall ist, eine Hand voll Wurzeln aus dem Boden, kaut sie, beriecht und kostet den Boden und sagt dann, daß man nach einem Ritte von so und so vielen Stunden nach Norden oder Süden den Ort der Bestimmung erreichen werde. Man zweifelt nicht an ihm, denn er ist in seinen Angaben unfehlbar.

Ein solcher vaqueano war General Rivera von Uruguay; und er kannte jeden Baum, jeden Hügel, jede Einsenkung in einer über siebzigtausend Quadratmeilen großen Fläche. Ohne seine Hülfe würde Brasilien in der Banda Oriental machtlos gewesen sein; ohne seine Hülfe hätten die Argentiner nie über die Brasilianer gesiegt. Als Schmuggler im Jahre 1804, als Zollbeamter einige Jahre später, als Patriot, als Freibeuter, als brasilianischer General, als argentinischer Oberbefehlshaber, als Präsident Uruguay's gegen Lavalleja, als Geächteter gegen General Oribe, hatte Rivera allerdings vielfache Gelegenheit, sich in dem Studium zu vervollkommnen, dem er sich so eifrig gewidmet hatte.

Ohne Zweifel werden die Eisenbahnen, welche in naher Zukunft ganz Argentinien durchziehen werden, wie sie überall nivellirend und alle nationalen Eigenthümlichkeiten verwischend wirken, auch den Gaucho der Pampas bald zu einer sagenhaften historischen Figur machen.

Nach Adolf Delacour u. A.

Digitized by Google

II.

Der Gaucho am Uruguay und Parana. — Charakter. — Etikette beim Theetrinken. — Ausgelassene Sitten. — Wie der Gaucho Mahlzeit hält. — Ein Pampero-Sturm in der Wüste.

Nach R. Jeudy (1877), Robiano (1879)*) u. A.

Es gibt nichts Elenderes und Trostloseres als der Rancho des Gaucho mit seinen durchlöcherten Lehmwänden, seinem dürftig mit Stroh gedeckten niedrigen Dache, seiner schmutzigen Pferdehaut, die in der Mitte der Hütte auf dem Boden liegt und als Tisch, Stuhl und Bett dient.

An der Thüre sitzen zwei Weiber, welche in einem hölzernen Mörser Mais zerstoßen. Im Innern sind ein Mann und zwei halbbekleidete Kinder damit beschäftigt, einen für zwei Realen (1 Francs) gekauften Ochsenkopf mit ihren Messern von den Fleischresten zu befreien. Neben ihnen brodelt der Theetopf über einem Feuer zwischen zwei Ziegeln; eine alte Blechbüchse voll von Yerba-Mate-Thee, der in einem großen Theile Südamerika's getrunken wird, steht auf dem Boden.

Trotz ihrer Dürftigkeit haben die Gauchos den Stolz ihrer spanischen Vorfahren nicht ganz verloren, ebenso wenig wie ihren verfeinerten Geschmack; ehe sie Kolonisten-Tabak statt des besten Paraguay-Tabaks nähmen, würden sie lieber gar nicht rauchen; sie trinken auch nur den besten Yerba-Thee. Merkwürdigerweise ist, wie der Graf Robiano berichtet, das Theetrinken mit Fremden nach einer strengen Etikette geregelt, wonach sich jeder Gast zu richten hat.

Betritt man als Gast, oder um auszuruhen, eine jener Lehmhütten, worin eine ganze Familie auf dem Boden kauert, so stehen alle Bewohner auf, begrüßen den Fremden, machen Komplimente über Komplimente und nehmen ihren Platz am Herde nicht eher ein, als bis derselbe sie darum gebeten hat. Unterdessen bereitet ein junges Mädchen den Maté und bringt ihn sofort schüchtern und lächelnd dem Gaste. Dieser darf ihn

*) R. Jeudy (Revue de géographie) 1877. — Comte Eugène de Robiano. Dix-huit mois dans l'Amérique du sud. Paris, Plon 1879. Jeudy schildert speziell die Gauchos der Provinz Santa Fé.

Digitized by Google

durchaus nicht zurückweisen, sondern sagt höflichst: „Ich danke sehr, schönes Kind, er ist in zu guten Händen.“ — „Sie sind nicht so gut als die Ihrigen“, antwortet sie und reicht dem Gaste den Thee. Dieser muß nun, so verlangt es der Anstand, das Mädchen bitten, die Bombilla (das Röhrchen) zuerst anzusaugen, worauf er dann selbst das Instrument an den Mund führt und ernsthaft das Getränk einschlürft. Das junge Mädchen steht so lange unbeweglich neben ihm, sieht zu und scheint zu warten. Der Fremde muß ihr darauf den Maté zurückgeben; findet er ihn jedoch vortrefflich oder will er später noch einmal trinken, so muß er sich wohl hüten zu danken, denn der Dank wäre eine Weigerung, noch einmal davon zu nehmen. Er sagt also zu ihr: „Er ist vorzüglich! Sie sind eine kleine Fee!“ oder irgend eine ähnliche Artigkeit, aber bei Leibe nicht: „Danke!“, er würde sonst den ganzen Tag keinen Thee mehr bekommen.

Sie haben einen ziemlich harmlosen, aber reizbaren Charakter; nachlässig und von schwachem Körperbau, sind sie feig und treulos. Ihre stets übertriebene Höflichkeit bewahrheitet den alten Spruch: Zu höflich, um ehrlich zu sein. Eines Tages gestand mir ein Gaucho, daß er Nachts Vieh stehle und erwiederte auf meine Ausrufe der Ueberraschung und des Vorwurfes: „Pero y a la absolucion!“ Es scheint also der allerdings verkehrte Glaube sie nicht moralisch zu bessern, sondern vielmehr durch die Leichtigkeit der Vergebung zum Bösen zu treiben.

Diese Rasse, welche die Erziehung allein heben könnte, fühlt ihre niedrige Stellung und beweist dieses Bewußtsein durch ihre Eifersucht und ihren Haß gegen die Fremden. Der Gaucho hat die spanische Loyalität in seinem halbwilden Leben verloren; er ist jedoch nicht mehr in einer gesellschaftlichen Umgebung, welche seinen indianischen Naturtrieben freie Entwickelung gestattet. Er zögert und schwankt zwischen dem gefürchteten Gesetze, dem er sich allerdings leicht entziehen kann, und seinen Instinkten, die ihn antreiben, von Diebstahl und Raub zu leben; es ist ein noch uncivilisirter Mensch in Mitten einer sich civilisirt nennenden Gesellschaft, — kurz ein nur halb unterworfener Indianer.

Die Sitten ihrer Frauen sind äußerst ausgelassen, und häßliche Krankheiten, bei welchen sie sich nicht pflegen können, raffen sie zahlreich

Digitized by Google

dahin.*) Diese Sittenlosigkeit findet ihre Erklärung in dem Mangel an jeglicher Erziehung, welche sie zur Idee der Familie emporheben könnte. Dabei ist im Rancho alles gemeinsam, wie das Zimmer, so das Lager.

Sein Hauptvergnügen sind die carreras (Pferderennen). An dem bestimmten Tage wird der Campo durch Pfähle zur Rennbahn umgestaltet, die bald von Reitern, welche aus allen Theilen der Provinz herbeigeeilt sind, umgeben wird. Die Renner sind zwei von weiß gekleideten Gauchos gerittene, ungesattelte Pferde. Unter dem leidenschaftlich schreienden und gesticulirenden Reiterschwarm bilden sich sofort gegen einander wettende Parteien; der Gaucho setzt seinen letzten Piaster auf's Spiel; es gibt eine Stunde der höchsten Aufregung.

Sobald das Rennen beginnt, setzt sich die ganze berittene Masse der Zuschauer in Bewegung und versucht, den beiden Rennern zu folgen; aber das Ziel ist schon erreicht; Vivats begrüßen den Sieger, dessen Roß mit seidenen Bändern an Mähne und Schweif geschmückt, von der bewundernden Menge umdrängt, heimgeführt wird.

Man hält gewöhnlich die Gaucho's für ein echtes Reitervolk. Dieses ist nur in Bezug auf deren Sattelfestigkeit richtig, nicht aber, wenn man unter „reiten" die Befähigung versteht, von seinem Pferde alles, was möglich ist, zu erlangen. Der Gaucho erwirbt die Sattelfestigkeit durch seine lange Gewohnheit; aber er führt das Pferd nicht, sondern das Pferd führt ihn. Das in Argentinien gebräuchliche Gebiß mit seinem

*) Jeudy meint besonders die am ganzen Küstenstrich von Südamerika so verbreitete Syphilis. Was in dieser Hinsicht Brasilien betrifft, so möge hier eine Stelle aus Wappäus Platz finden: „Die Syphilis ist in ganz Brasilien die allerverbreitetste Krankheit und kommt bei allen Racen und Mischungen vor, pflegt aber unter den Indianern verhältnißmäßig wenig und am wenigsten heftig zu sein; deren Beobachtung in Brasilien hat von Martius in der Ueberzeugung befestigt, daß diese Krankheit ursprünglich nicht unter den Indianern der Neuen Welt einheimisch gewesen, sondern durch die Weißen nach Amerika importirt worden ist, wie dies auch von Rengger behauptet worden und auch jetzt mehr und mehr angenommen wird, nachdem es wahrscheinlich geworden, daß ihre ursprüngliche Heimath in Afrika unter den Negern zu suchen ist." — Die Sitten der argentinischen Gauchos sind nicht besser. „Alle," sagt Sprain, „verheirathet oder unverheirathet, haben Familie, und wenn ein Reisender eine junge Sennorita fragt, wer der Vater des Kindes sei, das sie auf dem Arme trägt, wird er oftmals die naive Antwort erhalten: Quien sabe (wer kann das wissen)?"

Digitized by Google

scharf gezahnten Rädchen in der Mitte, ist stets mit blutigem Schaume bedeckt. Das Pferd gehorcht nicht seinem Herrn, sondern dem Schmerze. Der Gaucho kennt weder die Bedeutung der Beine beim Reiten, noch die Nothwendigkeit einer großen Leichtigkeit der Zügelführung, und da dieses die beiden ersten Grundsätze der Reitkunst sind, so ist für ihn alles, was durch dieselben bestimmt wird, nicht vorhanden. Sie können nicht einmal ordentlich Front oder Kehrt machen. Allerdings imponiren sie anfangs, wenn man sie auf der Ebene im gestreckten Galopp die wilden Stiere verfolgen und gewandt mit dem Lazo bewältigen sieht, aber sie zeigen sich nicht als jene berühmten Reiter, die man hier zu finden hoffte.

Der Graf Robiano, der die Gauchos etwas länger beobachten konnte, spricht sich über ihre Reitkunst mit größerer Anerkennung aus: „Es sind seltsame Menschen! Ihre Gewandtheit übersteigt nicht selten alle Begriffe und gar Manche von ihnen würden in einem Circus eine ganze Bevölkerung heranziehen. Sie sitzen vielleicht nicht mit der in unsern Reitschulen gelehrten Eleganz zu Pferde, aber mit weit mehr Ungezwungenheit. Sie sitzen gerade auf mit den Schenkeln fest an's Pferd geklammert, aber sie können auch mit ihren Pferden vornehmen was sie wollen, keins wird sie aus dem Sattel bringen können. Was habe ich sie nicht alles zu Pferde verrichten sehen; ich sah sie auf einem Baumstamme über den Fluß setzen, im Galopp Tonnen und Balken forttragen, ja selbst ein Kalb auf den Sattelknopf heben und damit fortrennen. Bei ihren Zusammenkünften treiben sie folgendes halsbrechendes Lieblingsspiel: Während ein Peon sich mitten im Galoppiren befindet, wirft ein anderer Gaucho dessen Pferde den Lazo um die Beine. Natürlich steigt das Pferd kerzengerade in die Höhe; nun muß aber der Reiter, die Zügel in der Hand behaltend, sofort in anmuthiger gerader Haltung auf dem Boden stehen. Das ist fast unglaublich, aber es gelingt den Meisten, und ich habe selbst gesehen, wie mitten in der Arbeit unter den Herden ein Gaucho, dessen Pferd über irgend ein Hinderniß stürzte, im selben Augenblicke ruhig daneben stand.

Wir schließen die vorstehenden Schilderungen des Lebens und Treibens der Gaucho mit zwei interessanten Scenen (Wie der Gaucho Mahlzeit hält. — Ein Pampero-Sturm in der Wüste) aus der Feder des scharfsinnigen Jacques Arago.

Digitized by Google

Hat man den Kirchhof von Montevideo verlassen, der eine Viertelmeile westlich von der Stadt liegt, so befindet man sich in der Wüste. Der Gaucho stürzt sich in das Innere der Steppen, welche an die unermeßlichen Wälder grenzen, die in Brasilien beginnen, hier aufhören und sich neben einem Strich Landes hinziehen, der vielleicht noch vor wenig Jahrhunderten ein Strombett war. Jetzt aufgemerkt, die Erde bebt, eine Lawine wälzt sich mit furchtbarem Getöse heran, undurchdringliche Wolken Staubes steigen auf und verschleiern den Tag; diese Lawine besteht aus Myriaden von wilden Pferden, deren Race sich noch immer forterhält, trotz des lebhaften Krieges, den die Europäer und die Eingeborenen gegen sie führen. Ihr merkt vielleicht jetzt, daß der Gaucho zu Mittag essen will. Seine Schlinge ist an einer Schnalle des Stückes Leder befestigt, das dem Reiter statt des Sattels dient, und welches unter dem Bauche des Thieres fest zusammengebunden ist; der Gaucho spornt sich selbst durch sein rauhes, kurz abgestoßenes Geschrei und wählt mit dem Auge mitten aus dem erschreckten Haufen das Opfer aus, das seiner Eßlust genügen soll: die unselige Schlinge wird geworfen, die wilde Herde entflieht eilenden Laufes, nur ein Pferd bleibt gefangen, um den Hals gefesselt, zurück und macht vergebliche Versuche, seine verlorene Freiheit wieder zu erlangen, denn das Roß des Gaucho bietet die ganze Kraft seiner Muskeln und Sehnen auf, um seinen gefangenen, sterbenden Bruder festzuhalten. Warum aber ein Pferd zu dem Mahle eines einzigen Menschen tödten? Dieselbe Frage hat sich auch der Gaucho gethan und sich daher mit einer anderen Schlinge versehen, derjenigen nämlich, die mit Kugeln beschwert, an den beiden Enden eines zweiten Riemens sich befindet, dessen er sich zugleich auch als Mantelsack bedient. Diese Schlinge wirft er um die Beine des schon gefesselten Thieres, das Pferd stürzt, und nun setzt sich der Gaucho ganz gemächlich auf seine gefesselte Beute, schneidet aus ihrem Schenkel ein ansehnliches Beefsteak heraus, löst dann den Riemen auf und gibt die Freiheit dem verwundeten Rosse wieder, das unter furchtbarem Wiehern entflieht.

Trockene Kräuter und Gesträuche werden schnell in Flammen gesetzt, der Gaucho ißt von dem frischen Fleische, und bricht die Nacht herein, so streckt er sich auf dem Boden nieder, eingehüllt in seinen Poncho, der

Digitized by Google

aus einem runden Stück buntscheckigen Tuches besteht, in dessen Mitte ein Loch zum Durchstecken des Kopfes geschnitten ist; dann ladet er sein Roß ein, sich neben ihm niederzulegen: es befolgt den Wink des Herrn, horcht aber beständig, ob auch kein Tiger naht, und legt seinen Kopf auf irgend ein weißgebleichtes Pferdegerippe, das die Geier und Raben verlassen haben. Der rüstige Jäger macht es sich bequem, schläft ein, ruht aber nur kurze Zeit, denn er sehnt sich nach neuen Gefahren und neuen Siegen. Pferde-Beefsteaks, Tiger-Koteletten, Gebratenes vom Strauße und klares oder trübes Wasser sind die Bestandtheile eines Gaucho- und Patagonier-Mahles. Gelüstet euch nach den Leckerbissen eines solchen Schmauses, so lade ich euch dazu ein: gedenkt aber der anstrengenden Irrfahrten und der Kämpfe, wodurch ihr dieselben erkaufen müßt und bei denen das Blut aus mehr als einer Wunde strömt. Freilich entschädigt sich der kühne Bewohner dieser Gegenden für die magere Kost der Wüste, wenn er siegreich in Montevideo oder Buenos-Ayres anlangt. Hier setzt er sich auf eine Bank, ißt ein Stück Rindfleisch, eine Sardelle, einen Rettig, eine Zwiebel, etwas Knoblauch und trinkt wenigstens klares Wasser dazu. Wollt ihr Theil nehmen an dieser Mahlzeit, so rüstet euch zur Reise, es ist gar nicht weit, nur ungefähr zweitausendsechshundert Meilen, bis nach Patagonien.

Zu den Würzen eines so beschriebenen Mahles in der Wüste gehört nicht blos das Geheul des Pampero, der die Gesträuche entwurzelt, gegen die sonst ein Windstoß nichts ausrichtet, oder das Brüllen des Jaguars, der sich so gut zu vertheidigen versteht mit seinen Zähnen und Krallen und seinen Sprüngen, die dem Herabstürzen des Wasserfalls gleichen, sondern auch noch der fürchterlichste Regen, den die Südwinde über diesen großartigen Wüsten zusammentreiben. Man kann sich keine Vorstellung von einem Unwetter machen, wie es diese Einöden durchtost, hier, wo tausend Echo's die Stimme des Sturms oder vielmehr die eines zornentbrannten Gottes wiedertönen. Dort unten am Horizont zeigt sich ein fast kaum bemerkbarer schwarzer Punkt; er steigt höher empor, wächst an, dehnt sich aus und scheint von seiner eigenen Masse niedergedrückt, die sich mit ernster Majestät fortbewegt. Ueber die Erde ergießt sich ein bleicher Schimmer, das Meer färbt sich mit einem unsicheren, nicht zu

Digitized by Google

beschreibenden Widerschein, es braust nur fieberhaft auf, es wälzt seine Wogen nicht mehr weiter fort und scheint auf den Ausgang des Kampfes zu harren, der sich jetzt vorbereitet; über die Erde lagert sich eine erstickende Hitze, die einem die Glieder lähmt, ohne daß die Sonne schiene. Kein Blättchen rührt sich, kein Sandkörnchen wirbelt vom Boden empor, kein Säuseln der stummen Lüfte unterbricht die Todtenstille; überall herrscht die vollkommenste Ruhe, man könnte glauben, das Nichts mit seiner Unbeweglichkeit sei hereingebrochen. Ein schneller Blitz zerreißt die Masse, die über eurem Haupte schwebt, das Rollen des Donners zeigt euch an, daß von dort oben die Lawine auf euch niederstürzen wird, und rings nichts, was euch vor ihrer Wuth schützen könnte, weder ein Wald mit seinem dichten Laubdach, noch ein Baum mit schirmenden Aesten und starken Wurzeln, kein Gemäuer von Menschenhänden erbaut, keine Felsenhöhle, kein Hügelzug, denn in diesen weiten Pampas ist Alles eben, flach, abgeplattet.

Jetzt seid auf eurer Hut! Dicke Tropfen fallen herab als Vorboten des himmlischen Zornes. Der Indianer flüchtet sich oder vielmehr der Instinkt seines Rosses leitet ihn auf eine feste rauhe Stätte: hier bleibt das Pferd stehen mit offenen Nüstern und gesenktem Kopfe, unheimliche Klagelaute ausstoßend. Der unerschrockene Reiter denkt nicht mehr an Tiger, an Schlingen und Kugeln: er steigt ab, bindet seinen Hut fest unter dem Kinn zu, hüllt sich Gesicht und Kopf in seinen Poncho ein und setzt sich unter den Bauch seines treuen Gefährten. Nun öffnen sich alle Schleusen des Himmels; es fallen nicht etwa Wassertropfen pfeilschnell aus den Wolken hernieder, nein, ganze dichte Wassermassen ohne Zwischenraum noch Unterlaß; es ist, als hätte der Ocean seine Schlünde geöffnet und als hätte ihn Gottes Hand über euer Haupt losgelassen, um die Erde zu verschlingen. Die Wellen werden vom Orkan fortgeschleudert, der hin- und herstürmt, so daß, wie auf dem Meere, Ebbe und Fluth eintritt.

Das ist die Sauce zu dem Mahle, an dem ich euch oben Theil nehmen ließ, und ich zweifle nun gar nicht mehr daran, daß ihr Lust bekommt, nach Uruguay zu reisen. Das Schiff stößt in die See, steuert nach Südwesten hin . . . glückliche Reise und glückliche Wiederkehr!

Digitized by Google

Buenos-Ayres und das Nationalfest.

Wie Montevideo ist Buenos-Ayres mit seinem langen hölzernen Molo, seinen schlecht unterhaltenen Quais, seinen in ganz alltäglichem Stile gebauten Häusern für den Reisenden nicht besonders anziehend.*) Die nach der Schnur gebaute Stadt bildet ein Dreieck, dessen breiteste Seite am Flusse liegt, während der „Elfte-September-Markt" den gegenüber liegenden Winkel einnimmt.

Dem Fremden fällt zunächst jene lange Reihe von Buden auf, die fast ausschließlich von Geldwechslern und Getränkeverkäufern gehalten werden. Sie charakterisiren ganz besonders Buenos-Ayres, wo jährlich 60,000 Einwanderer landen, die nicht selten das Geld, was die Agentur und die Schiffs-Stewards ihnen noch gelassen haben, durch die Geldwechsler und Wirthe verlieren. Ich habe selbst gesehen, wie einer dieser durchtriebenen Geschäftsleute für französisches Gold argentinisches Papier mit 34 Procent Gewinn gab.

Zwei Tage nach unserer Ankunft gewährte uns ein glücklicher Zufall die Gelegenheit, dem Nationalfeste des 9. Juli beizuwohnen.

Der Victoriaplatz und die Floridastraße prangten im bunten Schmucke der Flaggen aller Nationen; die Straßen waren gedrängt voll von Menschen; auf den Balkons saßen die Frauen in Balltoilette und erwarteten den Zug.

*) Graf d'Ursel sagt zwei Jahre später: „Die zahlreichen Kirchthürme und die schönen Häuser mit Terrassen geben Buenos-Ayres ein vornehmes Aussehen; aber dieser günstige Eindruck verschwindet, sobald man die langweiligen geraden Straßen betritt, die alle rechtwinkelig abgeschnitten und von Pferdebahnen durchzogen sind. Man sieht wenig Plätze, keine stilvollen Denkmäler, höchstens einige schöne Magazine und das prächtige goldschimmernde Gebäude der Bank.

Digitized by Google

Um Mittag begann der Vorbeimarsch des Heeres. Die argentinischen Soldaten trugen alte abgelegte Uniformen von allen europäischen Armeen und eben solche Waffen von allen Systemen. Husaren bildeten das Elitecorps der Reiterei; die Bewegungen, welche sie ausführten, schienen mir jedoch jener Genauigkeit und Regelmäßigkeit, die man von auserlesenen Soldaten zu erwarten berechtigt ist, zu ermangeln. Als sie beim Verlassen des Platzes zu zweien abreiten sollten, entstand ein Durcheinanderrennen, welches man nur dem einer Schafheerde vor der Thüre eines Pferches vergleichen kann. Diese unglücklichen Soldaten, die ohne Zweifel den Lasso gewandter als den Säbel handhaben können und die außerdem durch die riesigen Tschakos behindert waren, welche bei den Bewegungen des Pferdes jeden Augenblick das Gleichgewicht verloren, brauchten geraume Zeit, ihre Reihen wieder zu bilden und sich ein etwas correcteres militärisches Aussehen zu geben.

Hinter dieser Reiterei kam die Artillerie. Kanonen englischen Fabrikates wurden nicht von Pferden, auch nicht von Mauleseln — sondern von den Kanonieren selbst gezogen, welche an Seile angespannt waren, die man an den hervorspringenden Theilen der Kanone befestigt hatte.

Die Infanterie in alten französischen Uniformen schloß den Marsch. Zwischen zwei Menschenreihen, die sich auf seinem Durchzuge gebildet hatten, schritt Doktor Avellaneda, der Präsident der Republik, einher, begleitet vom Erzbischof und den Großwürdenträgern des Staates. Ueberall knallten Kanonenschläge, Böller und Raketen, während unter dem betäubenden Lärm des Volksgetümmels die Blechmusik des Militärs zu unserer Verwunderung abwechselnd das argentinische Nationallied und die wohlbekannten Melodien aus La fille de Madame Angot spielte.

Das Fest wurde am Abend durch ein prächtiges Feuerwerk geschlossen, welches eine beträchtliche Volksmenge vom Lande herbeigezogen hatte.

Nach R. Jeudy.

Voyage à la République argentine.
Revue de géogr. 1877.

Digitized by Google

Eine Revolution in Montevideo.

Ein hispano-amerikanisches Sittenbild.*)
(1875.)

Ohne Zweifel wirst du in einigen Zeitungen ein von gestern datirtes Telegramm aus Montevideo gelesen haben, daß um ein Uhr eine Revolution ausgebrochen und das die Plaza Constitution, wo Nelson und ich wohnen, mit einer Masse von Todten und Verwundeten bedeckt sei. Um euch alle Einzelnheiten mitzutheilen ist es nöthig auf einige Dinge zurückzukommen, die sich am 1. Januar zutrugen. An jenem Tage wurde um zwölf Uhr Mittags unter der Säulenhalle der Kathedrale auf der Plaza ein langer Tisch aufgestellt, wo eine Wahl für einen unbedeutenden Magistratsposten vor sich gehen sollte. Die verschiedenen Individuen an der Spitze der Regierungspartei saßen um diesen Tisch herum und registrirten die abgegebenen Vota ꝛc.; es waren zwei Kandidaten da, Leute von hohem Range, von denen der eine die Colorados, der andere die Blancos vertrat.

Alles ging mehr oder weniger gut von statten, als Oberst Belen, ein Colorado, einen unserer Freunde Namens Castellonos von der Gegenpartei zu schmähen anfing und einen Revolver auf ihn abfeuerte, was erwiedert wurde. Nachdem jeder zwei Schüsse gethan hatte, stürzte ein junger Bruder von Castellonos herbei und schoß Belen in die Schulter. Er wurde sofort davongetragen.

Es regnete furchtbar und als fünf Schüsse gewechselt waren, vertagte der Vorsitzende am Tische die Wahl bis Sonntag den 10. Bis gestern war Alles ruhig, obwohl die Woche hindurch die Zeitungen,

*) Aus einem in der Ill. V.-Z. 1875, 21. Juni veröffentlichten Briefe.

Digitized by Google

welche die verschiedenen Parteien vertraten, schimpften und einander bedrohten. Die Blancos erklärten, daß sie, da die Colorados bewaffnet erschienen wären, am 10. vorbereitet kommen und dann sehen werden, wer der stärkere sei. Plakate waren an den Straßen angeheftet, man wußte, daß beide Parteien auf das Aeußerste vorbereitet sich zur Wahl begeben würden.

Um zwölf ein halb Uhr wurde der Tisch wieder aufgestellt, die verschiedenen Parteien stellten sich in Gruppen zusammen und Alles ging ruhig von statten, als mit dem Glockenschlag Eins ein Schuß von einem Karabiner den Vorsitzenden tödtete. Das war das Signal.

Alles zog die Revolver; die Colorados feuerten auf die Blancos und diese auf die Colorados. Das hielt etwa drei Viertelstunden an. Die ganze Plaza war ein blutiges Schlachtfeld für die Bürger, da Jedermann hierzulande bewaffnet ist und Hunderte sich auf der Plaza befanden. Die Fensterläden wurden geschlossen, die Leute flohen nach allen Richtungen, Frauenzimmer schrieen aus Leibeskräften, kurz ein regelrechter Ausbruch der Revolution.

Während der Wahl außerhalb der Kathedrale wurde innerhalb die Messe gelesen, und Viele flüchteten hinein, um zu entkommen. Die Damen, welche der Messe beiwohnten, stürzten schreiend zum Altar; der Kampf setzte sich in der Kirche fort und Kugeln flogen nach allen Richtungen.

Einige eilten herbei, die Thore der Kathedrale zu schließen; sie wurden gesprengt und ein fürchterlicher Kampf fand statt. Die Stufen und die Säulenhalle der Kathedrale waren blutgetränkt; an allen Orten lagen Verwundete.

Auf der Plaza hatten sich verschiedene politische Parteien unter den großen Bäumen versammelt, die Salven aufeinander wie Soldatenregimenter abfeuerten. Gegenüber der Kathedrale befindet sich das Gefängniß, und von dem Dache desselben feuerte die Regierungspartei auf diejenigen, welche sich auf dem Dache der Kathedrale aufgestellt hatten. Diese letzteren hatten dort schon in der Nacht vorher heimlich Posto gefaßt, um sobald das Signal gegeben, auf die Regierungspartei schießen zu können.

Digitized by Google

Der englische Klub, der sich an einer Ecke der Plaza befindet, wurde von Blancos belagert; Massen versuchten die Treppen hinauf zu gelangen, um von dem Dach herunter feuern zu können. Die Verwundeten wurden in das Billardzimmer hinaufgetragen und von vier englischen Aerzten behandelt. Der Klub war von oben bis unten eine Lache Blutes. Gestern wurden in demselben 36 Karabinerkugeln gefunden.

Das Feuern begann im Speisesaal, und die andere Partei feuerte die Treppe hinauf. Ein Engländer erhielt eine furchtbare Wunde und starb im Spielzimmer. Zwei kleine Knaben außerhalb des Klubs wurden wie Hunde niedergeschossen.

Um dreiviertel zwei Uhr wurden die Regierungstruppen abgeschickt, die Plaza zu säubern, und sie feuerten auf eine Masse unschuldiger Personen. Truppen beschützten das Regierungsgebäude, in welchem der Präsident sich bewachen ließ. Ein furchtbarer Anblick war es zu sehen, wie die Männer mit Messern aufeinander losstachen. Soweit bekannt wurde, waren heute früh hundertzweiundzwanzig todt.

Digitized by Google

Die Chilenen.

Charakteristik. — Die Frauen. — Eigenthümlichkeiten der Sitten.

Die weiße Bevölkerung von Chile besteht der Mehrzahl nach aus Mischlingen von Spaniern und Indianern, sowie aus einer kleineren Anzahl direkter Abkömmlinge der Spanier. Die letzteren bilden wohl den schönsten Volksschlag Amerika's, obgleich die Köpfe, namentlich der Männer, etwas breiter sind als die der Europäer.

Die Chilenen haben sich bis jetzt als das tüchtigste, dem Culturfortschritte zugänglichste Volk des spanischen Südamerika's gezeigt, obschon auch den übrigen Abkömmlingen der Spanier einige Haupttugenden der Hidalgos, vor allem Tapferkeit, Beharrlichkeit und Gastlichkeit nicht fehlen. Aber die Chilenen sind mehr als alle andern Südamerikaner frei geblieben von den nachtheiligen Einwirkungen der Negerbevölkerung.

Die Frauen der ungemischten Kreise und überhaupt in den Städten zeichnen sich durch hervorragende Schönheit und Grazie in ihrem ganzen Wesen aus. Ein leichter Anflug von Röthe auf der weißen Haut, die dunklen, etwas tief liegenden Augen mit den schwarzen, feingezeichneten Augenbrauen, das glänzend schwarze Haar, das in langen Flechten herabhängt, in Verbindung mit den zarten Gesichtszügen verleiht ihnen ein sanftes, schwärmerisches Aeußere, das überhaupt der südlichen Zone eigen ist. Die Frauen zeichnen sich sämmtlich durch sehr kleine Füße und einen zierlichen Gang aus, — ganz verschieden von den Amerikanerinnen, die immer laufen, als würden sie von einer Schwadron Gensdarmen verfolgt.

Der vorherrschende Zug der Chilenen ist ihre Liebe zur Heimath, ein Gefühl, was allen Klassen gemein ist. Auch herrscht unter ihnen

Digitized by Google

ein bedeutendes Unabhängigkeits- und Freiheitsgefühl, und die Presse, als Organ der öffentlichen Meinung, übt vielen Einfluß auf die Leitung der Staatsangelegenheiten. In keinem südamerikanischen Staate haben die Fremden eine so gute Aufnahme gefunden und haben ihrerseits so viel zur Entwickelung der Cultur und zur Blüthe des Landes beigetragen wie in Chile.

Die Bildung ist weit verbreitet; auf ungefähr zwei Millionen Einwohner kommen jetzt 1670 Elementarschulen, dabei hat jede Provinz ein Gymnasium.

Die Chilenen sind sehr eingenommen für den Tanz, welcher samacueca heißt und der als ihr Nationaltanz angesehen werden kann. Er wird gewöhnlich im chingano ausgeführt, welches eine Art Amphitheater ist, umgeben von Zimmern, wo Erfrischungen mit starken Getränken verkauft werden, und von beiden Geschlechtern sehr besucht. Der Tanz wird auf einer Art Bühne unter einem offenen Schuppen dargestellt. Die Musik ist halb spanisch, halb indianisch, und wird nur von Frauenzimmern auf einer alterthümlich geformten, langen und schmalen Harfe ausgeführt, von der das eine Ende auf dem Schoß der spielenden Person, das andere auf der Bühne zehn Fuß weit entfernt liegt. Ein zweites Mädchen schlägt lustig den Takt auf dem tönenden Brett des Instruments. Außerdem kratzt noch ein Mädchen auf den Drahtsaiten einer Guitarre. Dazu singen sie ein National-Liebeslied auf Spanisch, mit ihrer höchsten Stimme; das Ganze bildet eine seltsame Kombination von Tönen. Der Tanz wird von einem jungen Manne und einem Mädchen ausgeführt; der erstere ist in eine helle Scharlachjacke gekleidet, die mit goldenen Schnüren besetzt ist, ferner trägt er weiße Pantalons, rothe Schärpe und Tanzschuhe, mit einer kleinen rothen Kappe; seine Mittänzerin trägt ein buntes Musselinkleid, das sehr kurz und steif gestärkt ist, dazu kommt ein reich gefärbter französischer Shawl und seidene Strümpfe. Diese letzteren sind in der That ein charakteristisches Merkmal der chilenischen Frauen aller Klassen, und sie suchen sie nicht zu verbergen; man sieht sie sogar nicht selten bei Waschfrauen, während sie bei ihren Wannen beschäftigt sind. Die Kleidung im Allgemeinen bietet einen netten Anblick, und die Natur wird nicht durch enges Schnüren oder durch das Tragen von Schnürleibern verzerrt. Auf dem Kopfe wird nichts getragen, und

Digitized by Google

das Haar, das von der Stirn bis auf den Nacken gleichmäßig abgetheilt ist, hängt in zwei langen Flechten auf jeder Schulter bis zur Taille herab. Der Stil des Tanzes hat einige Aehnlichkeit mit dem Fandango. Das Paar beginnt, indem es sich gegenüberstellt, und einander Tücher über den Kopf wirft; dann nähern sie sich einander und ziehen sich langsam wieder zurück, schießen dann rasch nach einer Seite hin, gehen mit großer Gewandtheit einander unter den Armen durch, ohne sich zu berühren, und klappern und schlagen Takt mit Castagnetten. Ihre Bewegungen sind sehr anmuthig, namentlich die ihrer Füße, und dabei sehr verliebt; die Geberden können nicht blos von Eingeborenen, sondern auch von Fremden leicht verstanden werden. Von der sittlichen Tendenz läßt sich nicht viel Gutes sagen.

Es sollen hier einige Schattenseiten nicht verschwiegen werden. Ein Hauptlaster der Hispano-Amerikaner, die Spielwuth, herrscht auch in Chile. „Ich habe," sagt Dr. Felix Maynard, „mehr als einmal eine chilenische Spielhöhle besucht. Es waren meistens elende Löcher, worin auf wurmstichigen Tischen, von einer alten qualmenden Lampe beleuchtet, die Goldstücke und Goldunzen hingeworfen wurden und unter schmutzigen Händen verschwanden, die sich darauf unter zerlumpten Ponchos verbargen, während der Bankhalter die abgenutzten Karten mischte, drei Guitarrespieler in einer Ecke ihre Lieder begleiteten und ein Humpen voll Aguardiente herumging und die Spieler in Trunkenheit versetzte."

Eine andere Schattenseite bilden die durch die Wallfischfahrer und andere Seeleute an der Küste verbreiteten lockern Sitten eines Theiles der weiblichen Bevölkerung; sie sollen nach den Berichten von Reisenden, namentlich des Dr. Felix Maynard, u. a. in der wichtigen Seestadt Talcahuana schlimmer sein als in irgend einer amerikanischen Stadt, merkwürdiger Weise jedoch ohne größere Verbreitung und Gefährlichkeit von ansteckenden Krankheiten. — Es steht um so mehr sicher zu hoffen, daß mit der wachsenden Bildung aller Volksklassen auch diese Zustände sich bedeutend verbessern werden, da im Allgemeinen anerkannt werden muß, daß die Einwirkung der Kirche auf Besserung der Gesittung hier intensiver als sonstwo stattgefunden hat.

Nach Wilkes, Maynard u. A.

Digitized by Google

Ein richtiges romantisches Räuber-Abenteuer in Chili.*)

Dem Leser, der mir bis hierher gefolgt und von Blatt zu Blatt vergeblich auf ein richtiges, romantisches Abenteuer gehofft hat, kann ich jetzt die tröstliche Versicherung geben, daß mir ein solches in bester Form passirte. Zwar ist auch hier in Südamerika bereits ein gut Stück Romantik zum Teufel gegangen, aber von einem Reisenden verlangt man einmal Abenteuer und wäre mir nicht zur rechten Zeit der folgende Vorfall arrivirt, wer weiß, was ich gethan hätte — wilde Bestien liefen ja hier genug herum und — nun es war ja glücklicherweise nicht nöthig.

Ja, die Romantik hat der Teufel geholt, in Europa aber noch mehr als hier, wo das Urwüchsige von Land und Leuten doch noch vieles Interessante mit sich bringt. So ist zum Beispiel Spanien gewiß eines der romantischsten Länder Europa's, aber reist einmal hin, Ihr für das „Land voll Sonnenschein" Begeisterten und Ihr werdet sehen, wie traurig es dort mit der Romantik bestellt ist. Statt eines abenteuerlichen Raubanfalls in den Schluchten der Pyrenäen, werdet Ihr mit Mauthscheereien belästigt, in den Fondas wird man Euch Bedauernswerthen Boeuf à la mode statt der geforderten Olla potrida vorsetzen. „Nun, Mantillen und Capas werden doch wohl noch zu sehen sein?" ruft Ihr verzweiflungsvoll, und ich muß Euch leider die Versicherung geben, daß die Pariser Toiletten, die Chignons, die Fräcke und Cylinder das Alles

*) Aus dem höchst lesenswerthen Werkchen: Diesseits und Jenseits der Cordilleren. Südamerikanische Reisebilder, Skizzen und Abenteuer von Louis Rosenthal. 2. Aufl. Berlin, E. Staude. 1877.

Digitized by Google

längst verdrängt haben. In den besseren Ständen wenigstens hat die Alles nivellirende Neuzeit die nationalen Eigenthümlichkeiten so ziemlich verwischt, und Grimm im Herzen werdet Ihr Euch mit bedeutend erleichterter Börse dem heimischen Norden wieder zuwenden.

Ja die europäische Romantik!

Die Pampas und die Gegend von San Juan wurde uns sehr gefährlich geschildert, die wir trotzdem ohne den geringsten Unfall passirten.

Offen gestanden, ich glaubte nicht mehr an Räuber, wenigstens nicht an die meist sich daran knüpfende Romantik, sollte aber eines besseren belehrt werden.

„Alto ahi! Halt!" brüllte es auf einmal aus einer Anzahl rauher Kehlen, und wie aus der Erde gewachsen, hielt ein halbes Dutzend wild aussehender, sonnenverbrannter Kerle zu Pferde um mich herum. An ein Entrinnen war nicht zu denken, von allen Seiten drohten rostige Karabiner, Machetas und Lassos, und es blieb mir nichts weiter übrig, als dem Befehl des in eine alte geflickte Militär-Uniform gekleideten Anführers — abzusteigen, so schnell als möglich Folge zu leisten.

Meine Baarschaft bestand in zwei Wechseln auf Coquimbo und Tacna; Silbergeld aber hatte ich nur noch fünf Soles, mit denen ich bis zu ersterem Platze recht gut auskommen konnte. Mein alter Wirth in San Felipe hatte mir nämlich gerathen, nicht mehr als zehn Soles in Münze mitzunehmen, da ich — hie und da ein Paar Realen für Nachtquartier und Trinkgelder abgerechnet — wenig oder gar keine Ausgaben hatte. Auch waren Wechsel jedenfalls sicherer und bequemer mitzuführen, als leicht reizende, klingende Münze. Ebenso hatte ich mich auf seinen Rath hin ziemlich ordinär gekleidet, und wie gut mir das zu statten kam, hatte ich jetzt Gelegenheit einzusehen.

„Caballero", sagte der Uniformirte, „geben Sie uns doch mal Ihre Börse und Uhr."

Trotz der wahrlich nicht gerade lächerlichen Situation zwang ich mich doch, laut hinaus zu lachen.

„Meine Börse und Uhr! Caballeros" — ich warf meinen Poncho ab und über das Pferd — glauben Sie, daß ich, wie Sie mich hier sehen, Geld oder Kostbarkeiten mit mir führe? Valgame Cristo, das ist

Digitized by Google

wirklich ein guter Spaß! Doch wollen Sie in der That einen armen Minero berauben, so — hier zog ich mein altes, ledernes Portemonnaie mit dem Rest der fünf Soles — nehmen Sie, ich werde auch ohne das weiter kommen. Eine Uhr besitze ich nicht, wüßte auch nicht, wozu mir so ein Ding nützen sollte."

Die Anderen lachten und flüsterten, der Uniformirte dagegen schnitt ein fürchterliches Gesicht, steckte aber trotzdem ruhig mein Geld ein und knurrte nur ärgerlich vor sich hin, wobei ich etwas wie von „Gleich gedacht" und „Caracho" herauszuhören glaubte. Dann befahl er mir wieder aufzusitzen, die ganze Bande umgab mich und fort ging es ein schmales Thal rechts hinab. Hinter uns ging eben die Sonne unter und ich begann allerlei Reflexionen über dies Abenteuer, das keinesfalls schon sein Ende erreicht hatte, anzustellen. Weßhalb sonst brauchten sie mich mit sich zu nehmen?

Endlich erscheinen bei einer Biegung des Thales ein paar Ranchos, vor denen mehrere Feuer hell durch die Dämmerung flackerten. Wir sprangen aus den Sätteln, und während die Pferde von Einem der Banditen in den Potrero geführt wurden, winkte mir der Anführer, ihm in seine Wohnung zu folgen. Fest umklammerte ich den Griff meines versteckten Dolchmessers, als ich über die Schwelle trat. Aus einem alten Handkoffer zog er einen vollständigen argentinischen Anzug; Cheripa, Poncho, Calzonzillas, nichts fehlte, sogar ein paar leinene Baskenschuhe mit geflochtenen Strohsohlen waren dabei und auf alle diese Dinge zeigend, sagte er mit der größten Höflichkeit:

„Bitte, Sennor, ziehen Sie doch gefälligst diesen Anzug an, der Ihrige ist etwas naß geworden und Sie könnten sich erkälten — lijerito."

Nun waren zwar meine Kleider weder naß, noch war es die Sorge des Edlen um mein leibliches Wohl, was ihn veranlaßte, mich im Gauchocostüm zu sehen, vielmehr wurde mir klar, daß er nur auf bequeme Art meine Kleider nach verborgenen Schätzen zu durchsuchen wünschte. Ich zog daher den Anzug an und sah dann ruhig zu, wie er sich über meinen unschuldigen Rock hermachte. Die Wechsel lagen bei einigen Briefen in meinem Taschenbuche, und wenn er lesen konnte, war es jedenfalls drum geschehen. Jetzt fand er die Brieftasche. Seine Augen

Digitized by Google

funkelten. Er schüttelte sie: Briefe, Photographieen und die Wechsel fielen heraus, keine Bankbillets, wie er vielleicht vermuthet haben mochte. Mit seinem Dolche trennte er die Näthe der Tasche — nichts — mit kundiger Hand befühlte er den Saum der Kleider — wieder nichts. Sein braunes Gesicht wurde lang und länger, und ein finsterer Zug legte sich über dasselbe — Adieu Welt — dachte ich, da mit einem Male schlug er ein lustiges, helles Gelächter auf, und alle frühere, ernste Gemessenheit bei Seite lassend, klopfte er mir auf die Schulter und sagte ungeheuer gemüthlich: „Companero, eres justamente un tal pobre diablo, como nosotros todos!“

Zu deutsch:

„Kamerad, Du bist gerade so ein armer Teufel, wie wir alle miteinander.“

„Und jetzt,“ fügte er freundlich hinzu, „kommen Sie, es ist Essenszeit und Sie werden auch Hunger haben. Vorher aber nehmen Sie Ihre Briefe da wieder an sich, den Anzug jedoch behalten Sie einstweilen noch an, er steht Ihnen vortrefflich.“

Er hatte richtig nicht lesen gekonnt, und ich steckte hocherfreut meine Wechsel und Briefe wieder ein. Eine schöne Geschichte wäre es übrigens gewesen, wenn ich dieselben los geworden wäre. Wie in aller Welt hätte ich je nach Tacna kommen sollen. Die fünf Soles gönnte ich ihnen gern, die war das Abenteuer allein werth.

Draußen bot sich mir ein eigenthümliches Bild. Da kauerten um ein mächtiges Feuer die buntgekleideten, dunkeläugigen Banditen, rauchend, plaudernd und Maté saugend, der von ein paar alten, braunen Hexen bereitet und herumgereicht wurde. Von dem mondbeglänzten Hang gegenüber kam eine meckernde Ziegenheerde, gefolgt von Hunden und lustig schreienden Kindern; auch erschienen jetzt in der Thür des nächsten Ranchos vier junge, hübsche Senoritas — ohne Zweifel die Queridas der edlen Räuber — mit Tellern, Schüsseln, Hörnern und sonstigen zum Tafelgebrauch nöthigen Dingen.

Don Bautista, so hieß mein neuer Freund, stellte mich nun, nachdem er mich um meinen Namen gefragt, seinen Kameraden als Don Luis vor und erklärte ihnen mit wenigen Worten ihren Irrthum, worüber

Digitized by Google

sie nicht nur nicht ärgerlich, sondern im Gegentheil, herzlich und entgegenkommend wurden, dann schüttelte ich Don Miguel, Manuel, Pedro und wie sie alle heißen, der Reihe nach die Hand, ebenso den Damen, und war dann förmlich eingeführt. Man sieht, ich war in guter Gesellschaft. Auch das Abendessen war vortrefflich. Cordero asado, gebratenes Ziegenlammfleisch, Maismehl mit zerstampftem Charque gekocht und in den eigenen, grünen Blättern eingeschlagen, sowie köstliche Milch und Früchte, bildeten die Hauptbestandtheile des Mahles, dem ich für meinen Theil tüchtig zusprach, denn nachdem mein Schicksal eine solch günstige Wendung genommen, hatte sich mein Appetit mit verdoppelter Schärfe wieder eingestellt. Fast eine Stunde währte das Mahl. Dann aber wurden die improvisirten Tische bei Seite gerückt, die Guitarren herbeigeholt, und während man in malerischen Gruppen um das lodernde Feuer lagerte, trug Jeder der Reihe nach irgend ein Lied vor — alte, in ihrer eigentlichen Heimath gewiß längst vergessene Seguidillas und Romanzen, die mich sehr ansprachen. Auch ich sang ihnen zur Guitarre eines jener schnellen, sprudelnden, deutschen Couplets, worüber sie sich halb todt lachen wollten. Dabei kreisten die mit trüber Chicha gefüllten Kuhhörner fortwährend herum und als nun gar kurz darauf die fröhlichen Cuncas begannen, war des Jubels kein Ende und wohl bis Mitternacht wurde getanzt, gesungen und gezecht, bis Don Bautista sein „Basta para hoy“ sprach, worauf die ganze ehrenwerthe Gesellschaft sich trennte und zur Ruhe ging.

Don Bautista nahm mich mit in seine eigene Wohnung, wo wir es uns auf Matten, ausgebreiteten Fellen und Ponchos bequem machten. Mich floh der Schlaf — so aufgeregt war ich. Waren das dieselben Menschen, die wenige Stunden vorher Dolch und Pistol auf mich gerichtet, waren das Räuber? — Seltsam; ja das waren die nämlichen Menschen, mit denen ich gezecht, mit denen ich Brüderschaft trinken mußte. Ja, einer der älteren Sünder hatte mich allen Ernstes gebeten, bei ihnen zu bleiben, was ich jedoch dankend ablehnte, meine nothwendige Ankunft in Coquimbo vorschützend, wo ich meine von Europa gekommene Familie besuchen müsse.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ich aus wirren,

Digitized by Google

tollen Träumen erwachte. Vor meinem Lager lagen meine Kleider, rein gebürstet, die Sporen blank geputzt — ja, zum Teufel, wo war ich denn? Der Kopf schmerzte mich, ich konnte mich auf nichts besinnen, keinen klaren Gedanken fassen; nach und nach aber kehrte die Erinnerung an mein gestriges Abenteuer und die letzte Nacht zurück — rasch war ich in den Kleidern und trat hinaus in's Freie.

Alles war still ringsum. Am Boden, neben dem ausgebrannten Feuer, lagen noch die Matten, auf denen wir getanzt, an den Bäumen seitwärts hingen noch die wunderlichen Trinkhörner und dort am Boden leuchtete sogar noch eine niedliche, rothe Schleife, welche die kleine Mercedes gestern während des Tanzes getragen und die sie ohne Zweifel dabei verloren hatte. Ich steckte sie zum Andenken an dieses höchst interessante Abenteuer zu mir und wollte gerade ins Haus zurückkehren, als Don Bautista herankam.

„Buenos dias", sagte er, „nun haben Sie gut geschlafen?"

„Mehr als zuviel, Compadre", erwiederte ich, und auf die Sonne deutend, setzte ich hinzu: „Ich darf Ihre Gastfreundschaft nun nicht länger in Anspruch nehmen."

Er pfiff laut. Ein Junge kam eilig gesprungen. „El almuerzo y los caballos", befahl er.

Das Frühstück, eine sogenannte cazuela, Suppe mit Hühnerfleisch und Eiern ꝛc., war bald verzehrt. Auf meine Frage nach den Andern erwiederte er kurz: „In die Berge. Und nun zu Pferde", fügte er hinzu, als der Junge mit den gesattelten Thieren erschien.

„Wie, Don Bautista, Sie wollen mich auch noch begleiten?"

„Por supuesto", lachte er, „ich muß Sie doch wieder auf den Weg bringen."

Ich dankte ihm für seine Artigkeit und schweigend ritten wir dann das Thal hinauf, durch das wir gestern gekommen waren. Am Orte unseres ersten Zusammentreffens angekommen, hielt Don Bautista sein Pferd an und überreichte mir mit feierlicher Miene mein Portemonnaie mit den fünf Soles. Wahrhaft rührend waren die Worte des biederen Salteadors, als er sagte:

„Don Luis, leben Sie wohl. Wären Sie reich, hätten Sie viel

Digitized by Google

Geld bei sich gehabt, wir hätten es, wenigstens den größten Theil davon, sicher behalten. Wir nehmen eben, was die Reichen zuviel haben, aber wir sind gute Christen und fern sei es von uns, einem armen Teufel auch nur einen Real abzunehmen. Reisen Sie mit Gott, Caballero."

Wir schüttelten uns noch einmal die Hände, dann wandte Don Bautista sein Pferd und — schlug sich seitwärts in die Büsche. So lange ich seinen flatternden Poncho sehen konnte, starrte ich ihm erstaunt nach. Wahrlich, ich kam mir wie der große Immanuel Kant vor, und wenn ich, wie Jener, gegenüber solchem Edelmuthe handeln wollte, so mußte ich eigentlich geradewegs zurückreiten, vor Bautista treten und sagen: Amigo, ich habe noch ein paar gute Wechsel bei mir, verfüge darüber. Da ich mir aber denken konnte, daß der großmüthige Räuber höchst wahrscheinlich mein Anerbieten nicht annehmen würde, zog ich es doch vor, nicht zurückzureiten, jedenfalls das Beste für mich sowohl als für den Leser, denn wenn möglicherweise Bautista doch die Wechsel acceptirt hätte, wäre richtig wieder die ganze Romantik zum Teufel gegangen.

Digitized by Google

Peruanische Gebräuche und Sitten.

I.

Im Kloster Ocopa, Todtenfeier mit Orgien.

Unter den guten Katholiken in Peru ist es eine beliebte Sitte, sich einigemal im Leben für eine kürzere oder längere Zeit in das Kloster von Ocopa zurückzuziehen, um dort einen Cursus von Büßungen und Reinigungen durchzumachen. Besonders an den hohen Festen geschieht dies, und habe ich dann dort Pilger selbst von Ayacucho und Cuzco angetroffen. Für solche Besucher sind eigene Fremdenzellen eingerichtet, von denen sich die für Frauen bestimmten außerhalb des Klosters finden. Von den letzteren hatte es indeß den Anschein, als ob sie diese Heilanstalt für Seelenkrankheiten mit demselben Indifferentismus besuchten, als in Europa die Badeplätze der Gesundheitsquellen, und sich im Durchschnitt um alles andere eher kümmerten, als um den Zweck, der sie dorthin geführt hatte.

Trotz des Armuthgelübdes seiner Bewohner ist das Kloster sehr reich, scheint seine Mittel indeß in einer Weise zu verwenden, daß ihm kaum ein Vorwurf aus diesem Bruche gemacht werden wird. Täglich sah ich den Hof mit einer großen Schaar Armer und Nothleidender aus der Umgegend angefüllt, die an der Kirchenthüre gespeist wurden und auch wohl einen Zehrpfennig mit auf den Weg erhielten. Während der Fastenzeit werden die Padres als Prediger ausgesandt, und von allen Städten der Umgegend kommen Supplicationen, um mit einem solchen Besuche beehrt zu werden. Der Vortheil, den die frommen Peruaner aus dem Kloster zu ziehen suchen, geht aber noch weiter.

Digitized by Google

Eines Abends wurde ich schleunigst zu einem Kranken gerufen, der in einem Dorfe jenseits Ocopa's lebte, und der, als ich gegen Mitternacht dort anlangte, gerade ausröchelte. Sein Bruder, der neben ihm kniete, schrie ihm beständig das Wort Jesus in das Ohr über eine Stunde lang, indem er zu Zeiten mit seinen Nachbarn abwechselte. Anfangs ließ ich sie gewähren, da mir beabsichtigt schien, daß das Wort des Erlösers das letzte sein solle, welches das Ohr auf der Erde träfe; als aber schließlich nicht der mindeste Zweifel über den wirklich erfolgten Tod bleiben konnte, machte ich sie darauf aufmerksam. Sie setzten indeß ihre Bemühungen fort, bis zwei Reiter, die ich bei meiner Ankunft wegsprengen gesehen hatte, zurückkehrten. Dieselben brachten eine eingesegnete Mönchskutte des heiligen Franciscus, die sie mitten in der Nacht im Kloster von Ocopa geholt hatten, und warfen sie schleunigst auf den Todten, der sogleich damit bekleidet wurde.

Ich hörte später, daß es ein sonst allgemeiner Gebrauch der Reichern sei, die Leichen in der Kapucinertracht zu begraben, wahrscheinlich in der Hoffnung, sie bei etwaiger Schläfrigkeit des Thürhüters, um so leichter in das Paradies schmuggeln zu können. Die in den eleusinischen Mysterien zum Grade der Schauenden Gelangten, bewahrten die bei der Einweihung getragenen Gewänder zu gleichem Zwecke auf, und Sebastian Frank sagt: „Etlichen reichen Burgern, Fürsten und Herren zeucht man nach ihrem Tode ein Mönchskutten an und will's darin gen Himmel schicken, beredt sy haben darinn Vergebung aller Süuden."

An einigen Orten füllt man in Peru den Mund des Todten mit Coca, und hängt ihm einen kleinen Beutel mit Sämereien an, damit er auch in der nächsten Welt tenga de que, wie die Serranos sagen, oder als hijo de algo etwas repräsentire. Der europäischen Ansicht am widerstrebendsten ist die auch in Mexiko gewöhnliche Sitte der Peruaner, den Tod eines noch ungetauften Kindes als Freudenfest zu feiern, da es direct in den Himmel eingehe und zum Engel würde. Auch auf den Philippinen findet sich eine Stelle des Kirchhofes abgetheilt als de cimenterio de los angeles. In Peru werden diese Engel weiß gekleidet im Trauerhause ausgestellt, und dann in einem buntgeschmückten Sarg

Digitized by Google

mit Blumen bekränzt, und, oft unter Musikbegleitung, zu Grabe getragen.

Immer erinnere ich mich noch einer armen Mutter, die mit der leidenschaftlichsten Liebe, mit der wildesten Inbrunst an ihrem kranken Kinde hing, dem einzigen, das ihr von allen früheren geblieben, die es Tag und Nächte nicht aus den Armen ließ und wochenlang keinen Schlaf sah, um den des Lieblings zu belauschen. Es starb plötzlich, und als mich am dritten Tage mein Weg bei dem Dorfe vorbeiführte, ritt ich dort vor.

In dem Hause wurde eine Bachanalie gefeiert, von der man glücklicherweise in civilisirten Ländern keinen Begriff mehr hat. Alle Zimmer waren vollgepfropft von Menschen, die nicht mehr tanzten und tranken, sondern, nachdem sie drei Tage und drei Nächte ohne Unterlaß getanzt und getrunken hatten, jetzt selbst nicht mehr wußten, was sie thaten. Dazwischen lag die Mutter, ein grauenhaftes Bild des Schmerzes und der Trunkenheit, wüster Verzweiflung und wüster Lust. Am nächsten Tage mußte ich zu ihrer Behandlung zurückkehren, und hatte Mühe, zu verhindern, daß sie nicht dem Kinde gefolgt wäre.

Dr. Adolf Bastian.
Ethnologische Bilder. Jena 1873.

II.

Die galanten Cura's.

Wie überall in Peru, sind auch in Cuzco außer den Klöstern die Häuser der Cura's diejenigen, wo ein Fremder am ehesten eine angenehme und nicht selten selbst gebildete Gesellschaft findet und dadurch gerne vergißt, über das für ihren Stand vielleicht etwas freie Leben zu moralisiren. Manchmal allerdings geht dasselbe fast über gewisse Grenzen hinaus, wie ich z. B. eines Tages, einen meiner Yankeefreunde begleitend, der mir mittheilte, die Bekanntschaft einer niedlichen Dame gemacht zu

Digitized by Google

haben, und seine Gefühle gedolmetscht zu haben wünschte, in deren Stube zwei Dominicaner am gemüthlichen Frühstück traf, die, ohne sich weiter stören zu lassen, nur sich etwas bitter darüber ausließen, daß Einer unserer Gesellschaft, der in sehr aufgeheitertem Zustande dort gewesen und zum Mittagessen eingeladen war, so weit den ihnen schuldigen Respekt vergessen habe, daß die Knochen statt unter den Tisch an ihre Köpfe geflogen seien. Auf meine darüber ausgesprochene Indignation und die Bitte, dieses Mißverständniß mit der Sprachverwirrung zu entschuldigen, faßte der mir zunächst Sitzende eine große Freundschaft für mich, stellte sich mir als meinen Herrn Kapellan vor, über den ich nur zu verfügen habe, und war sehr aufmerksam, mein Glas, das stets a tempo geleert werden mußte, gefüllt zu erhalten. Dann, als sich die Töne einer Guitarre hören ließen, befestigte er sein weißes Priestergewand, unter dem glücklicherweise ein Paar Hosen sichtbar wurden, um die Taille und gab anerkennenswerthe Proben seiner langen Geübtheit in der Zamboquequa und dem Zapatero, zu denen die Zuschauer, einige Arrieros und Kaufmannsdiener, die nach und nach sich eingefunden hatten, lebhaft applaudirten und mit ihren Händen die taktmäßige Begleitung klatschten.

Der gemüthliche Vicarius und Cura v. H., mit dem ich manch halbe Nächte, von seinem früheren Garnisonsleben als Cavallerie-Offizier plaudernd, bei einem Glase Pisco hinbrachte, versicherte einst, als er seinen Libationen etwas mehr als gewöhnlich gehuldigt hatte, in einer Gesellschaft achtbarer Honoratioren, die daran auch weiter keinen Anstand nahmen, daß er achtundzwanzig Kinder schon sich zu erfreuen habe und binnen Jahresfrist die drei Dutzend voll zu machen hoffe, in der Aussicht, bis dahin auch seine Einkünfte entsprechend vermehrt zu sehen. Das Kapitel der Nichten und Cousinen braucht nicht besonders erörtert zu werden. Sein Inhalt ergibt sich schon ohne jene eindringlichen Blicke, worüber die ärztliche Discretion weitere Bemerkungen verbietet.

Dr. Adolf Bastian.
Ethnologische Bilder. Jena 1873.

Digitized by Google

III.

Der Johannistag in Peru.

Am Johannistage, dem Tage des Schutzheiligen von Lima, findet unter den niederen Klassen: den Cholos, den Eingeborenen, den Zambos und den Schwarzen, ein großes Fest statt; dasselbe wird in dem Thal von Amancaes, drei Meilen nördlich von der Stadt, gefeiert.

Am Tage vorher wird eine Anzahl von Zelten und Buden im Thale errichtet, welches etwa eine Meile lang und eine Drittelmeile breit ist. Diese Zelte sind mit Fahnen und Bannern behängt und für Erfrischungen, Tanz und Spiel u. s. w. eingerichtet. Auf der Straße, die zu diesem Platze führt, sind Kapellen des Heiligen errichtet, wo Alle, die vorübergehen, ihre Gabe darbringen. An diesem Tage ist jedes Pferd und jeder Wagen in Lima vermiethet, und zwar zu ungeheuren Preisen. Die ganze Straße nach dem Thal ist vom frühen Morgen an bevölkert. Die höheren Klassen besuchen es gewöhnlich früh und kehren bald zurück, während die mittleren und niederen Klassen bis zu einer sehr späten Stunde bleiben. Jeder ist mit der Blume des Pancratium Amancaes bedeckt, welches in großer Menge im Thal wächst, und mit diesem Schmuck werden ebensowohl Pferde und Maulesel, als die Buden und Wagen versehen. Tanzen ist das Lieblingsvergnügen dieses Festes, und zwar ist auch hier, wie in Chile, die samacueca vorzüglich an der Tagesordnung, aber in einer noch viel gemeineren und obscöneren Form. Die Musik, zu der sie tanzen, besteht aus einer kleinen Guitarre, die mit der Stimme und Taktschlagen begleitet wird. Auf der Mitte des Schauplatzes bewegt sich Alles bunt durcheinander; man singt, bettelt, schlägt sich, schwört und lacht. An den abgelegeneren Stellen sieht man Gruppen der besseren Klassen bei ihren Picknicks sitzen. Der aktive Präsident und Gouverneur von Lima, Lafuente, mit seinem Stab beehrten den Platz mit ihrer Gegenwart, um dem Volke zu gefallen. Doch schien er keine Ehrenbezeugungen irgend einer Art zu empfangen, auch wurde seine Ankunft nicht mit Zeichen des Beifalls oder Enthusiasmus begrüßt.

Digitized by Google

Gegen Abend, wenn die berauschte Menge zurückkehrt, findet der größte Spaß des Tages statt. Die Cholo-Frauen sind merkwürdig gute Reiterinnen und äußerst geschickt in der Lenkung ihrer Pferde. Ihre Kleidung ist eigenthümlich: ein großer breitrandiger Hut mit wallenden Bändern von schimmernden Farben, ein kurzer seidener Spencer, seidene Strümpfe und Atlasschuhe, und über das Ganze wird zuweilen ein weißer Poncho getragen. Große hölzerne, mit Silber geschmückte Sporen, zahlreiche Kissen, eine Satteldecke und reich geschmückter Zügel, Alles mit Amancaës bedeckt, bilden die Ausstattung der Rosse. Nichts geht über die Verwirrung bei der Rückkehr dieser großen Menge, die schreiend und jagend über eine staubige Straße sich bewegt.

Die Cholo-Frauen sind immer an der Spitze und mit der Sorge für ihre betrunkenen Genossen beschäftigt, welche oft hinter ihnen auf dem Pferde sitzen, die Gesichter geröthet von den Wirkungen des Pisco, was einen seltsamen Kontrast zu den schönen gelben Blumen bildet, die ihre Hüte schmücken. Die große Heldenthat der Frauen, die allein reiten, besteht darin, ihre Gefährten aus dem Sattel zu heben, was ihnen oft, zur großen Belustigung der Fußgänger, gelingt. Oft sieht man sie mitten im Galopp plötzlich anhalten, zwei- oder dreimal sich umdrehen und wieder in voller Eile davonjagen, sich und die Umstehenden mit Staub bedeckend. Unmittelbar vor der Stadt ist die Straße mit Wagen besetzt, in welchen Damen in vollem Kostüm sitzen. Die Alameda und die dahin führenden Straßen sind bei dieser Gelegenheit mit der ganzen vornehmen Welt der Stadt besetzt. Obgleich die Menge glauben läßt, daß die ganze Bevölkerung auf der Straße sei, so sind doch die Fenster und Thüren mit Köpfen gefüllt, die mehr oder weniger mit Amancaës geschmückt sind. Dies ist ein Fest, das an Trunkenheit und Lärm seinesgleichen sucht.

Nach Wilkes.

Narrative of the United States Exploring Expedition. 5 vols.

Digitized by Google

Bilder aus Bolivia.

I.

Eine Eisenbahnfahrt in der Höhe des Montblanc.

Ich gelangte an die Ufer des Titicaca-See's durch eine höchst merkwürdige Reise mit der Eisenbahn. Von Arequipa, welches schon fast 7000 Fuß hoch liegt, fuhr ich ab und erreichte an demselben Tage eine Höhe von 13500 Fuß, indem der Zug eine Reihe von Plateaux, welche die Cordillere hier bilden, erstieg. Diese Bodengestaltung hat es ermöglicht, die Bahn auf verhältnißmäßig wenig geneigten Abhängen und Ebenen anzulegen, so daß eine mächtige Locomotive sie leicht hinaufsteigen kann.

Da der Weg lang war und auf dieser Bahnlinie alles urgemüthlich en famille zugeht, so lud mich der Zugführer, dessen Freundschaft ich erworben hatte, ein, in dem Gepäckwagen eine Samacueca tanzen zu helfen. Ich beeilte mich, ihm dahin zu folgen und fand darin bereits eine ganze Gesellschaft Einheimischer zusammen, die mit Tanzen, Singen, Guitarrespiel und tüchtigem Trinken in gewiß recht romantischer Weise den Andes-Uebergang bewerkstelligen wollte. Doch theilte mir mein Freund mit, man feiere so in ergötzlicher Weise den Jahrestag der Unabhängigkeit Chili's, seines Vaterlandes; er ließ deshalb auch jedesmal wenn der Zug anhielt, Knallsignale geben, deren Donner im Gebirge lustig wiederhallte.

Nach dem Tanzen kam die Jagd an die Reihe. Wir erblickten nämlich beim Ersteigen der Höhen zahlreiche Heerden von Vicunna-

Digitized by Google

Schafen, die ruhig auf den kahlen Heideſtrecken weideten. Näherte ſich der Zug, ſo ſah man dieſe artigen Thiere unruhig den Hals ausſtrecken und hinſehen, dann plötzlich geſenkten Kopfes fortrennen und ſich in der Ferne verlieren.

Vom Verdecke des Waggons aus beobachtete ich mit einiger Aufregung alle Bewegungen ihrer herumſchweifenden Herden; ich hielt meine Büchſe in Bereitſchaft und ſandte von Zeit zu Zeit auf's Gerathewohl eine Kugel in die etwa nahe kommenden Haufen. Hinter mir folgte die ganze Reiſegeſellſchaft mit ängſtlicher Spannung allen meinen Bewegungen und trieb mich an zum Schießen auf fabelhafte Entfernungen.

Nach einigen mißlungenen Verſuchen geräth plötzlich ein unvorſichtiges Thier in die richtige Schußweite, ich feuere und zur allgemeinen Freude wälzt ſich die Vicunna auf dem Boden.

Sofort läßt der Zugführer hemmen, gibt das Zeichen zum Anhalten und ſtürzt ſich zuerſt auf mein Schlachtopfer, welches aufgehoben und auf den Zug gebracht wurde. Man fuhr wieder ab. Ein Liebhaber hatte bald dem Thier das Fell abgezogen, welches ich für mich behielt; das Wildpret dagegen erhielten die Tänzerinnen des Gepäckwagens.

Es war unterdeſſen bedeutend kälter geworden. Die Reiſenden, die ſich nicht an den Beluſtigungen im Gepäckwagen betheiligten, ſtellten ſich um den Ofen in unſerem Waggon. Wir hatten die Schneeregion erreicht: zuerſt erblickte man nur vereinzelte weiße Stellen, dann wurde allmählich alles weiß und an der Station Vicocaya, wo der Zug übernachtete, bedeckte ein Schneegewand die ganze Hochfläche und die umliegenden Berggipfel. Wir hatten eine Höhe von 14500 Fuß erreicht, und ich widerſtand nicht dem Vergnügen an der Station, die zugleich als Hotel dient, faſt in der Höhe des Montblanc eine Partie Billard zu ſpielen; aber mein Vergnügen dauerte nicht lange, denn ich begann in peinlichſter Weiſe die Anfälle eines hier zu Lande soroche genannten Uebels zu empfinden, woran ich, als man bei meiner Abfahrt von der Küſte es mir vorher ſagte, nicht hatte glauben wollen. Es iſt, wie ich auf meine Koſten erfuhr, ein höchſt ſchmerzliches Leiden, eine Art erſtickender Herzbeklemmung, welche Uebelkeiten, Naſen- und Ohrenbluten, ſowie fürchterliches Herzklopfen verurſacht, eine Folge der zu großen Luft-

Digitized by Google

verdünnung. Man soll sich, wie man mir sagte, daran gewöhnen können man müßte denn daran sterben, was mehr als einem Reisenden passirt sein soll.

Am folgenden Morgen fahren wir beim ersten Tagesgrauen ab, zuerst noch einige hundert Fuß bergauf, darauf einen sanften Abhang hinab, wo wir bald auf kleine Seen hinabblicken, in denen sich die umliegenden nackten Uferberge abspiegeln, bald Haiden durchfliegen, auf denen Lamas- und Alpaccas-Heerden weiden. Gegen Abend fahren wir längs ungeheuren Sümpfen, aus denen ganze Schwärme von Vögeln lärmend emporfliegen und erreichen Puncho, welches in einem Golfe der launenhaft gewundenen Ufer des Titicaca-See's liegt. Von der Stadt aus erblickt man nur einen kleinen Theil dieses großen See's, aber ich werde ihn morgen mit Muse bewundern können, da ich zweihundert Kilometer mit dem Dampfschiffe auf ihm zurücklegen werde.

II.

La Paz und die bolivianische Armee mit ihren Feldzugsweibern.

Sechs Maulesel schleppten uns mühsam auf kaum gebahntem Wege über eine kahle Hochebene von Chililaya nach la Paz. Es war entsetzlich langweilig, aber plötzlich, ohne daß wir die zauberhafte Veränderung ahnten, gelangten wir an den Rand einer bis dahin unsichtbaren ungeheuren Thaleinsenkung, auf deren Boden man la Plaz erblickt; 1500 Fuß fast senkrecht unter uns sahen wir die Stadt ihre von Kirchthürmen überragten rothen Dächer ausbreiten. Jenseits erhob sich die colossale, zerrissene Felsmasse des Illimani (19000 Fuß), deren vulcanisches Gestein in den Strahlen der untergehenden Sonne buntfarbig erglänzte. Rasch ging es die regelmäßigen Windungen einer Landstraße hinunter, während auf einem gerade emporsteigenden Pfade zwanzigmal eine fast ununterbrochene Reihe von Lamas, Eseln, Pferden u. s. w., die von lärmenden Treibern geführt wurde, unsern Weg durchkreuzte.

Digitized by Google

Wir fanden die Stadt in großer Aufregung: es galt, den neuen Präsidenten, den General Daza, zu empfangen, der sich eben der Gewalt bemächtigt hatte und als erster Dictator an der Spitze der ganzen Armee seinen triumphirenden Einzug in seine gute Stadt la Paz halten wollte. Das merkwürdige Schauspiel durfte mir natürlich nicht entgehen; ich stellte mich daher an den Palast des Präsidenten, ein prachtvolles Gebäude, dessen schöne Architektur in höchst sonderbarem Gegensatze zu seinem Strohdache steht. Seit dem Morgen waren die Straßen von Volksmassen überfüllt, meistens Indianer, die nach dem Verkaufe ihrer Hühner auf dem Markte ihren Präsidenten begrüßen wollten. Alle Fenster sind mit Fahnen und Laubgewinden geschmückt. Dem Palast gegenüber steht ein Brunnen mit der Bildsäule des Neptuns, den Dreizack in der Hand, den Fuß auf einen Delphin gesetzt. Um den Glanz des Festes zu erhöhen, hat der Stadtrath nichts Schöneres gewußt, als dem Neptun ein Hemd von Tüll anziehen, seinen Dreizack mit einer dreifarbigen Fahne und sein Haupt mit einer Baumwollenperrücke schmücken zu lassen, während am Fußgestell die Inschrift Libertas prangt.

Eine wilde Flucht vor dem Feinde hat kaum jemals eine Vorstellung von dem Aussehen der Schaaren geben können, welche dem sogenannten regelmäßigen Heere voranzogen: zuerst Indianer, welche Thiere mit Gepäck, zerbrochenen Flinten, Küchengeräth und Lebensmitteln beladen, hinter sich her schleppten; dann ein ganzes Regiment von Weibern, die gebeugt unter der Last von Zwerchsäcken, die mit Waffen oder Mundvorräthen angefüllt waren, einherschritten oder Kinder auf dem Arme trugen. Diese Weiber sind die Rabonas. Manche Intendantur in Europa (womit Graf d'Ursel wohl die französische meint) würde jedoch durch ein ähnliches Institut aus der Klemme gezogen werden; und zwar aus folgendem Grunde: in Bolivia umfaßt die Feldausrüstung des Soldaten nicht nur das Waffenzeug, sondern auch eine Frau, die ihn überall begleitet, Lebensmittel herbeischafft, die Mahlzeit kocht, sein Gepäck trägt, kurz, seinen ganzen Unterhalt übernimmt. Die Intendantur, wenn's eine gibt, braucht nur mit gekreuzten Armen zuzusehen.

Auf den Weiberzug folgen die Truppen, an deren Spitze der General Daza, auf einem prächtigen Rosse, von einem glänzenden General-

Digitized by Google

stabe umgeben, reitet. Junge Mädchen bringen ihm Blumenkränze, die er an seinen Arm hängt; zuweilen hält er unter einem Balkon und läßt sich lächelnd von den Damen mit Blumen überschütten. So macht er, ein ziemlich schöner Mann, mit strahlender Miene und gehobenem Haupte, auf dem ein mächtiger rothgelbgrüner Federbusch flattert, langsam die Runde um den Platz.

Neben ihm schreiten zwei Indianer mit einer seltsamen Standarte, die aus bunten viereckigen Stückchen Stoff besteht. Ihre Schultern tragen eine Art von Chorhemd, ihr Hut ist mit grellfarbigen Federn ganz bedeckt. Jeden Augenblick stehen sie still und schwenken ernsthaft ihre Standarte. Man sagte mir, es sei ein Feld- und Erkennungszeichen der Indianer, welche so die Unterwerfung aller bolivianischen Indianerstämme unter die neue Regierung zu erkennen gebe.

Die nun heranmarschirende Armee bestand aus etwa 1000 Mann Fußvolk von ausgezeichneter Haltung und 2—300 Reitern. Das gute Aussehen dieser Soldaten mußte wirklich überraschen, denn sie hatten mehr als 300 Stunden Weges zurückgelegt, da der Usurpator mit ihnen einen Rundgang von la Paz über Oruro, Cochabamba, Sucre und zurück gemacht hatte.

Das bolivianische Cavallerieregiment bezieht seine Quartiere in der Stadt; die Schwadronen stellen sich auf dem Platze in Schlachtordnung auf, aber da es keine Ställe gibt, so steigen die Husaren ab, heben sich den Sattel auf ihren eigenen Kopf und suchen unter Vorantritt ihrer „Feldweiber" ihr eigenes Heim oder die Kaserne auf, während die Pferde, der Freiheit wiedergegeben, unter der Führung eines einzigen Reiters nach der Ebene galoppiren, wo sie bis zum nächsten Feldzuge sich selbst überlassen bleiben.

Bis hierher haben wir nach der Reisebeschreibung des Grafen Charles d'Ursel erzählt. Es dürfte den Leser interessiren, damit den Aufzug eines peruanischen Befreiungsheeres (ejercito libertador) aus der Feder Dr. Adolf Bastians (Geogr. und ethnologische Bilder, 1873) zu vergleichen: „Am nächsten Sonntag ging in Ayacucho die Neuigkeit von Mund zu Mund, daß Castilla nur noch zwei Leguas entfernt sei und an demselben Tage einrücken würde. Im Nu gewann Alles einen fest-

Digitized by Google

lichen Anstrich, die geschmückten Kirchen glänzten im Scheine unzähliger Kerzen, lange Fahnen wallten überall von den Balkonen, und in der zum Markte führenden Straße erhoben sich grüne, mit Blumen geschmückte Triumphbögen. Aber mitten in den freudigen Jubel der guten Bürger, die nächste Nacht wieder unter dem väterlichen Schutze der Bajonnette schlafen zu können, fielen plötzlich, wie ein lähmender Donnerschlag, die langgezogenen, dumpfen Töne des Kuhhorns, das von fern herüberschallte. Bald klangen die Straßen wieder vom Gestampf der Pferde und dem Geklirr der Waffen, und unter dem der Wiederkehr legaler Ordnung erbauten Bogen erschien der Vortrab der Morochucos. In langer Linie, zwei und zwei in Front, umzogen sie, etwa dreitausend bis viertausend Mann stark, die Plaza, und stellten sich rings um dieselbe auf. Die Reihe eröffneten sechs Kuhhornbläser, denen der Caudillo mit seinen Häuptlingen und dann die übrige Reiterei folgte, alle auf den kleinen, aber unverwüstlichen Pferden der Puna, mit langen Lanzen und zuweilen einem verrosteten Säbel oder einer schloßlosen Flinte. Dann kamen diejenigen, die ein Pferd weder besaßen noch hatten auftreiben können, zu Fuß, eine höchst buntscheckige Sammlung aller möglichen Waffengattungen aufzeigend, die bei den Letzten mit einem knorrigen Knüppel etwas abrupt schloß.

Mit starrem Entsetzen schauten die Ayacuchaner auf die zerrissenen Ponchos und die finsteren Indianerphysiognomien, welche die Möglichkeit der ihnen zugeschriebenen Greuelthaten gerade nicht Lügen straften, und Manche warfen sich in die Sättel, um den Einzug der Truppen zu beschleunigen.

Endlich erscholl der Ruf: „Sie kommen, sie kommen!“ Der bisherige Lärm verstummte und die Indianer ordneten sich zur feierlichen Einholung und zogen aus. Denn es kam wirklich das Ejercito libertador del Sur, und Su Excellencia, el bene merito general Don Roman Castilla, Gran Mariscal, Presidente de la Republica y Libertador del Peru, wurde bei seiner Erscheinung auf dem Markte durch das ihn mit Vivas erstickende Volk vom Pferde gehoben und auf den Schultern in die Kathedrale getragen, wo ihn der Bischof und die Geistlichkeit zur Begehung eines feierlichen Hochamtes erwarteten. Die Armee bestand

Digitized by Google

aus etwa vier- bis fünftausend Mann, die erste Division, der noch drei andere folgten, leidlich gut gekleidet und bewaffnet, und schien allerdings einen Anflug von Enthusiasmus zu besitzen, ohne den sie auch nicht hätte geschaffen werden können. In Cuzco sagte man mir mit echt römischem Stolze, sie sei aus der Erde gestampft."

Es braucht kaum angeführt zu werden, daß die Peruaner wie die Bolivianer und Chilenen sich mit altspanischer Tapferkeit schlagen. Der letzte Krieg hat dieses wiederum bewiesen.

Nach Comte Charles d'Ursel.
Sud-Amérique. Séjours et Voyages. Paris 1880.

Digitized by Google

Bilder aus Ecuador.

I.

Eine Wirthshausscene in Ecuador.

Herr Badillo hat schon jahrelang seinen Gasthof (Casa posada) mit Reisenden, ihren Thieren und großen Waarenladungen zu füllen gewußt und ist dabei reich geworden, obgleich noch nie Jemand gefunden wurde, der seine Wirthschaft lobte. Der Eingang zu diesem „Hotel" ist fast durch Güterballen verbarrikadirt, die seit Monaten auf Weiterbeförderung warten. Im Hofe stehen eine Menge Maulthiere mit Packsätteln, schöne, feurige Pferde, die einander beißen und schlagen, Arrieros, Cargeros, schreiend und gesticulirend, Caballeros, statuengleich mit dem glimmenden Papellillo in den weißen Händen und das Satteln und Beladen ihrer Thiere überwachend. Der alte Badillo selbst, mit seinem Greifgeiergesicht, die Augen mit einer Brille bewaffnet, überblickt das Ganze und berechnet im Geiste, wie viel noch von den Unglücklichen zu ziehen ist, die seiner Gnade verfallen sind.

Die Gespräche drehen sich alle um denselben Punkt.

Arriero: Caballero, buenas dias!

Caballero: antwortet mit Kopfnicken.

A.: Su Merced (höflicher Usted, das das corrumpirte Vuestra Merced ist), Su Merced necessita bestias para Bodegas (Euer Gnaden brauchen Thiere nach Bodegas).

C.: (Der sehr oft Advocat und Schmalzhändler in einer Person ist) Si, hijo mio (ja, mein Sohn).

A.: Cuantas?

C.: Siete (7).

A.: Jo tenjo cinco (ich habe fünf).

Digitized by Google

C.: Bueno.

A.: J cuanto me paga U.? (Und wie viel zahlen Sie mir?) — (U. Zeichen für Usted.)

C.: 4 pesos la bestia en plata sonante! (klingende Münze, denn Papier fliehen diese Leute wie die Pest.)

A.: No, Señor, ahora valen las bestias 7 pesos hasta 8! (Jetzt gelten die Thiere 7 bis 8 Pesos.)

C.: Esto no pago; das zahle ich nicht, die Last (carga) wiegt kaum 6 Arrobas (8 ist gesetzlich für jedes Maulthier) und der Weg ist gut, wie Alle sagen.

A.: A ver la carga! Que classe de carga?

C.: Manteca i Sergas (Schmalz und eine Art leichter Baumwollengewebe).

A.: Ah, Señor mio, uta cargo no puedo llevar (kann ich nicht übernehmen). Maltrata mucho (sehr) a la bestia i san volumosa (statt voluminosa).

C.: Peró hombre, aber Mensch, wie kann eine so weiche Masse (cosa tan suave) das Thier belästigen?

A.: No, Señor, zahlen Sie 7 Pesos, si no, no (wenn nicht, nicht).

C.: Vaya se al . . . . . Gehen Sie zum . . . . .

Arriero Nr. 2: Señor yo le offreseo mis bestias!

C.: En canto?

A.: En seis pesos.

C.: No, le daré 5!

A.: Bueno, wann wollen Euer Gnaden fort?

C.: Mañana; que U. no falta de venir! (Morgen, daß Sie ja nicht versäumen zu kommen — was oft genug vorkommt.)

A.: U. me pagará en papel moneda ó plata? (Papier oder Silber?)

C.: En plata, peró adelantado nada! (aber nichts voraus).

A.: Da mi su merced algo (etwas) por la comida (für das Futter) de los bestias!

C.: Convenido.

A.: (Nimmt das Geld.) Esta plata es hechissa! (Dieses Geld ist falsch!)

Digitized by Google

Dazwischen ruft man nach dem Mayor domo (hier Oberkellner, auf den Haciendas der Vogt). Man verlangt nach dem Huasicama (Zimmerkellner) und diese Leute antworten auf alle Befehle und Kreuzfragen: Un momento, Señor!

Dort wartet eine malerische Gruppe Guayaquileños, in ihre Buffandas und Sammetponchos gehüllt, mit hohen Reiterstiefeln oder Zamarros von Tigerfell, mit schweren neusilbernen Sporen, die Thiere kauen am Gebiß; eine reiche Satteldecke (pellon) dient den verwöhnten Republikanern als weicher Sitz. Der letzte Aerger über die unverschämte Wirthshausrechnung ist vorüber, man hilft einigen frühreifen, zarten Knaben zuerst in den Sattel und lachend geht es dann in rascher Bewegung, halb Trott, halb Galopp durch Guaranda die Straße des Chimborazo hinan.

Bernhard Flemming.
Wanderungen in Ecuador. 1872.

II.

Die heutigen Culturzustände Ecuadors. — Die Entwaldung der Cordilleren. — Die Hochlands-Indianer.

Auf einem Flächengebiete, welches an Größe dem von Gesammt-Oesterreich nahekommt, besitzt Ecuador durch seine Ebenen und Berge sozusagen alle Zonen vom heißen Aequator bis zum eisigen Pol innerhalb seiner Grenzen und mit ihnen alle Produkte der Erde; nur blühen seine Blumen und Bäume das ganze Jahr und erntet man überall Alles; das ganze Jahr ist ein immergrünender Frühling, ein immer fruchttragender Herbst; niemals ist Winter. — Und trotzdem ist Ecuador arm, sehr arm; das wenige Geld, welches es besitzt, wandert von Jahr zu Jahr mehr nach Europa und Nordamerika. Ecuador producirt keine einzige anständige Kleidung, kein Trinkglas, keinen einzigen eisernen Nagel. Die gemeinsten Lebensbedürfnisse aller Art, wie Tuch, Wolle, Leinen, Seide, Glas, Zucker*), Gewürze, Eisen, Kupfer, Messing, Vitriol, ferner alles Hand-

*) Ecuador besitzt unermeßlich viel Rohzucker, welchen man aus Zuckerrohr

werkzeug, Schlösser, Lampen, alles Koch- und Eßgeschirr und tausenderlei andere Gegenstände muß es vom Auslande beziehen und für unerschwingliche Preise auf dem Rücken von Maulthieren durch die ungebahnten Wälder bis tief in das Innere schaffen, während es doch alles dieses in reichlicher Menge liefern könnte.

Das Land muß sich durch die Engländer und andere Nationen bis auf's Blut aussaugen lassen, indem es für schweres Geld jene Produkte herbeischaffen läßt und um einen Spottpreis seine eigenen herrlichen Erzeugnisse, als Kakao, Kaffee, Zucker, Tabak, Kautschuk, Chinarinde, hergibt, blos weil die Bewohner sie nicht zu behandeln und nutzreicher zu machen verstehen. Auch kommen diese Rohmaterialien nur von der spärlich bewohnten Küste. Fast sollte man meinen, man befände sich im Königreich Kongo oder unter den Zulu-Kaffern in Afrika, nicht in einem auf Civilisation Anspruch machenden Staate; denn die unwissenden Einwohner jener Länder verschachern ebenfalls ihr Gold und Elfenbein gegen ein paar Glasperlen. Und doch ist der Mangel an europäischen Bequemlichkeitsartikeln sehr fühlbar und das Leben für jeden an Besseres Gewöhnten peinlich. Ein civilisirter Mensch soll nie in die heißen spanischen Gebiete Amerika's gehen, außer es treibe ihn der Eifer für die Ehre Gottes, um die armen Heiden zu bekehren. Sonst kommen nur pfiffige Engländer oder noch pfiffigere Amerikaner dahin, nicht um zu bleiben, Gott bewahre, sondern um die reichen Schätze aus dem Lande zu schleppen, indem die südamerikanischen Spanier nichts damit anzufangen wissen.

Nicht genug indessen, daß man nach Art der Wilden die Kostbarkeiten dieser schönen Länder zum Fenster hinauswirft, man vernichtet sie noch obendrein selber, damit ja nichts zurückbleibe. Neu-Granada und Ecuador besitzen auf den Höhen der Anden die herrlichsten Wälder von Chinabäumen; ihre Rinde ist die gesuchteste der ganzen Welt. Aber der glückliche Besitzer, der auf seinen weiten Gütern einen dieser unvergleich-

---

gewinnt; Niemand jedoch scheidet aus ihm die reiche Zuthat verwester organischer Substanzen aus; ja man will nicht einmal andern Zucker haben, weil dieser weniger süß sei. Ebenso ist es mit dem Salz. Die vornehmen Familien lassen sich daher Salz und Zucker aus Europa kommen.

Digitized by Google

ichen Wälder entdeckt hat, rodet ihn mit Stumpf und Stiel bis auf den jüngsten Sprößling vom Erdboden aus. Da wächst kein Chinawald mehr. Er schält die Rinde los; weil er sie aber nicht zu behandeln weiß, verliert er einen guten Theil ihres werthvollen Gehaltes und kann schließlich froh sein, wenn sie ihm als Rohprodukt um einen Spottpreis abgenommen wird. Genau so behandelt man die Kautschukwälder.

Auf den Hochebenen der Anden von Neu-Granada bis Chile trifft man heute sehr wenige Bäume, die als Brenn- oder Nutzholz dienen könnten, am allerwenigsten dergleichen Wälder. Einst, zur Zeit der Incas, standen auch da üppige Waldungen; denn nirgends sind sie besser angebracht, als in der Nähe der bewohnten Orte; allein in gleich vernunftloser Weise wurden sie mit Stumpf und Stiel vernichtet. Steinkohlen oder Torf besitzt man nicht, und so muß man das Brennholz um theuern Preis durch die Indier aus großen Entfernungen herbeischaffen lassen, erhält jedoch nur dünnes, kraftloses Reisig. Denn jedes Pflänzlein, das eben zum Boden herausschaut, fällt augenblicklich der Axt zum Opfer, und die Wüsteneien um die Städte der Hochebene dehnen ihre Grenzen immer weiter in die Ferne. Aus den unermeßlichen Wäldern aber rechts und links der Cordilleren ist es unmöglich, Holz herzuschaffen, weil es an Wegen fehlt. Die Grundbesitzer, die Kammern, selbst die Staatsregierungen, nur auf die Gegenwart bedacht, denken nicht daran, Wege zu bauen oder Waldungen anzulegen, die den künftigen Generationen nützen würden. Dieser Mangel an Vorsorge und an patriotischem Opfergeist, diese Scheu vor größeren gemeinschaftlichen Unternehmungen, dazu Unwissenheit und Unthätigkeit, ja Trägheit im eigentlichen Sinne des Wortes und gegenseitiges Mißtrauen bilden die Grundzüge im Charakter des heutigen südamerikanischen Spaniers. Es ist dies eben kein schöner Zug, ein Erbstück von den Ahnen, welche diese Länder zuerst occupirten, ein Erbstück, das noch immer wie ein Fluch über ihnen lastet und schwer zu vertilgen ist. Gottes Mühlen mahlen fein!

Armes, armes Volk! Wie tief bist du gesunken! Und wer ist Schuld an deinem Unglück? Drei Jahrhunderte haben den Schaden des Charakters der Ahnen nicht auswischen können und jetzt ist das Uebel schon alt, sehr alt, fast unheilbar! Ohne Zweifel gibt es ausgezeichnete

Digitized by Google

Männer, welche das Wohl des Landes wollen; ich kenne solche, die mit Riesenanstrengungen arbeiten, um es zu fördern; allein diese müssen gegen den allgemeinen Strom schwimmen und es will schwer halten, denselben zum Stehen oder gar zur Umkehr zu bringen. Die meiste Hoffnung verspricht noch der talentvolle, arbeitsame, sanftmüthige indische Menschenstamm, welcher Peru und Ecuador bevölkert und der schon eine so hohe Cultur errungen hatte. Leider hat man ihn unterworfen, schändlich mißhandelt, geknechtet, entwürdigt und ihm sozusagen alle Lust zum Leben genommen; er fühlt sich zufrieden, wenn er vegetirt. Noch vor Kurzem wurde jeder Indier auf den Hacienden (Landgütern) gepeitscht, wenn er es sich hatte einfallen lassen, spanisch zu sprechen; denn konnte er einmal spanisch, so war er auf dem Wege, sich aus Büchern Kenntnisse zu erwerben, welche ihren Herren, wie diese glaubten, gefährlich werden konnten. Es ist nämlich keine seltene Erscheinung, und in dem freieren Quito sieht man sie vielmals, daß die ächten Indier ganz ohne Lehrmeister sich Fertigkeit im Schreiben und Lesen aneignen. Zum Glück bildet die indische Bevölkerung auch heute noch die überwiegende Mehrheit und wird über kurz oder lang ihre guten Rechte wieder erringen; auf ihrer Erziehung und Hebung beruht die Zukunft des Landes. Aber fand der wohlmeinende Präsident Garcia Moreno, der am 6. August 1875 ermordet wurde, bei der Errichtung von Elementarschulen in kleinen Städten und Dörfern nicht allen möglichen aktiven und passiven Widerstand von Seiten der eigennützigen spanischen Bevölkerung?

Wenn man die Hochlands-Indianer zum ersten Mal erblickt, so möchte man meinen, sie seien vor Kurzem erst dem Zustande der Wildheit entrissen worden; allein dem ist nicht so. Die tiefe Stufe der Cultur, auf welcher sie heute stehen, ist das Resultat europäischer Uebermacht, die Frucht mehr als dreihundertjähriger leiblicher und geistiger Vernachlässigung, Unterdrückung und Knechtschaft. Stolz auf seine spanische Abkunft, sieht der Besitzer des elendesten Tambos in der Farbenpracht seiner Kleidung, wenn auch oft barfuß, mit Verachtung auf den früheren Herrn des Landes, den „Indier", herab. Das Auge des Indiers ist ohne Feuer, der Blick scheu und furchtsam, wenigstens dem Europäer und den nunmehrigen Herren des Landes gegenüber, denn obwohl

Digitized by Google

gesetzlich frei, erkennen sie in den letztern auch heute noch ihre strengen Gebieter, indem die Freiheit und Brüderlichkeit der zahlreichen Revolutionen für diesen unglücklichen Menschenstamm praktisch nur auf dem Papier zu finden ist und zwischen dem Aktenstaub der Archive vermodert. Aber ihr Unglück haben sie nicht, wie so viele Nationen der alten Welt, ihrer sittlichen Verkommenheit oder Feigheit oder Uneinigkeit zu verdanken, kein bürgerlicher oder sittlicher Makel befleckt sie, auch nicht bis zum heutigen Tage; ich habe nur von Tugend zu berichten, und diese ehren wir doppelt im Unglück.

Die große Völkerfamilie der Quinchuas (sprich: Kinschuas), zu welcher diese Indier gehören, erstreckt sich von der Nordgrenze des heutigen Ecuadors über die ganze Hochebene der Cordilleren bis an die Südgrenze von Peru und Bolivia. Doch sind in ihr manche fremde Stämme aufgegangen oder von Alters her in sie wie ein Keil hineingeschoben worden, und daraus erklärt sich der mannigfaltige Wechsel in der Physiognomie. Die Reisenden haben sich vielfach bemüht, in letzterer charakteristische Eigenthümlichkeiten aufzusuchen, leider aber damit einzelne Individuen, nicht die Gesammtheit der Nation beschrieben: trotz aller Lorgnetten und Operngucker, die sie für ihre Forschungen mitgebracht, ist es ihnen nicht gelungen, allgemeine Merkmale zu constatiren, welche diese Indier vom Europäer ebenso scharf unterscheiden, wie etwa einen Chinesen oder nordamerikanischen Wilden. Als ziemlich sichere Signatur gilt die weit ausgebildete Brust, das lange, rabenschwarze Haar und der gelbe, öfters jedoch in's Bronzene sich vertiefende Ton der Hautfarbe. Ich für meinen Theil glaube, der Ungar unterscheide sich in Physiognomie und Wuchs mehr vom Deutschen, als der Ureinwohner der Cordilleren-Hochebene vom Spanier. Die „etwas" engere Stirn, die „etwas" hervortretenden Backenknochen, das „etwas" schmalere Kinn, die „etwas" größeren Ohren, die „etwas" kleineren Füße und Hände besitzen durchaus nichts, was einem Fremden unmittelbar auffallen dürfte. An Körperwuchs ist der Indier gewöhnlich von mittlerer Größe, namentlich in der nächsten Umgebung von Quito; in andern Provinzen aber, wie Cuenca und Imbabura, ist er sehr groß und stattlich, in gar nichts dem Europäer nachgebend, nicht einmal dem Deutschen. Gegen seinen kräftig und

Digitized by Google

muskulös ausgebildeten Oberkörper erscheinen bei vielen Individuen die Beine gar kurz, fast mißgestaltet klein, und ein solcher Indier steht neben einem Europäer, wie weiland Odysseus neben Menelaos.

Im Auszuge aus
Joseph Kolberg. Nach Ecuador. Reisebilder.
Mit 140 Holzschnitten ꝛc. Freiburg 1881*).

Cartagena de las Indias

in seinem Verfalle.

Cartagena, früher die stolze „Königin von Indien", sieht heute in seiner prachtvollen Hafenbai, welche alle Flotten der Welt fassen könnte, nur einige elende Kähne oder dann und wann einmal eine kleine Goëlette statt der mit Silber und Gold beladenen spanischen Gallionen, die hier ihren Sammelplatz hatten.

Der Anblick dieser in Trümmer zerfallenden Stadt, sagt Elisée Reclus**), ist zugleich schmerzlich und wundervoll; denn die mühsam sich neugestaltende Gegenwart ist sozusagen erdrückt unter den zahlreichen Resten der glänzenden Vergangenheit. Die erste Scene, deren Augenzeuge ich wurde, als ich durch ein jämmerliches Wallthor die Stadt betrat, vermehrte noch die traurige Stimmung, worein mich der überall sich zeigende Verfall versetzte. Auf einem von düstern Häusern mit Arkaden umgebenen Platze umstand eine lärmende Menge zwei dunkelfarbige, wildblickende Männer in zerrissenen Ruanas***), welche unter wüthenden

*) Das ebenso glänzend als wissenschaftlich gediegene illustrirte Werk wurde von vielen Fachzeitschriften als eine höchst werthvolle Bereicherung namentlich der naturwissenschaftlichen Litteratur mit vollster Anerkennung aufgenommen. Besonders interessant dürften die Berichtigungen der über die civilisatorische Thätigkeit des Präsidenten Garcia Moreno verbreiteten Irrthümer und Entstellungen sein. B.

**) Elisée Reclus. Voyage à la Sierra Nevada de Sainte-Marthe.

***) Die Ruana ist wie der mexikanische Poncho eine Decke mit einem Loche in der Mitte, um den Kopf hindurch zu stecken.

Digitized by Google

Flüchen mit ihren Waldmessern (machetes) auf einander losstürzten. Ein Theil der Zuschauer brüllte: „Matalo! matalo!“ die andern versuchten die beiden Kämpfenden zu trennen und ihre Waffen zurückzuhalten. Einige Minuten lang sah ich so einen schreienden Menschenknäuel, in dem die Klingen der Waldmesser blitzten, über den Platz wirbeln, während ringsum die Fenster sich öffneten und Frauen und Kinder neugierig herabblickten. Endlich gelang es, die Mordlustigen zu trennen, die von ihren Freunden unter gräßlichen Verwünschungen des Gegners zu irgend einer Tienda (Kneipe) fortgeschleppt wurden. Auf meine Frage nach der Ursache des Lärmes erhielt ich unter Achselzucken die Antwort: „Es la fiesta!“ (Es ist das Fest.)

Der allgemeine Verfall der Stadt scheint auch die Bewohner ergriffen zu haben. Nirgendwo sah ich jemals so viele Hinkende, Einäugige, mit Geschwüren bedeckte Menschen. An einigen Straßenkreuzungen glaubte ich eine mittelalterliche cour des miracles mit ihrer Bevölkerung von zerlumpten Bettlern und Gaunern zu sehen.

Und dennoch muß Cartagena seiner vorzüglichen Lage wegen sich aus seinen Ruinen erheben. Die Stadt liegt nicht weit von der Panama-Eisenbahn und steht durch einen bei dem Dorfe Pasa-Caballos in die Rhede mündenden versandeten Arm des Rio Magdalena mit diesem zukunftsreichen, von Dampfschiffen befahrenen Strome in Verbindung. Die Versuche, ihn schiffbar zu machen, welche u. a. einer anglo-amerikanischen Gesellschaft nicht geglückt waren, werden wieder aufgenommen werden müssen und gelingen, da bereits kleinere Dampfschiffe auf diesem Wege von Cartagena aus Calamar, 150 Kilometer von der Mündung des Magdalena-Stromes, zu erreichen vermochten.

Am Abend war der Regierungspalast glänzend illuminirt, der ganze Platz in einen Tanzsaal verwandelt, ein wahrer Hexensabbat; ringsum an langen Tischen saß ein großer Theil der Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, der zügellosesten Spielwuth hingegeben und die letzten „Cuartillos“ und „Pesetas“ auf schmutzige Karten setzend. Von dieser Bevölkerung ist ohne fremde Hülfe keine bessere Zukunft zu erwarten.

Elisée Reclus.

Digitized by Google

Der Llanéro und der Montañéro.

Lebensbilder aus dem tropischen Amerika.

Nach eigener Anschauung nach Dr. Franz Engel.*)

So wie Stadt- und Landbewohner außerhalb dessen, was sie gemein haben in der äußeren Lebensweise, den nationalen Sitten und Gebräuchen, dem kirchlichen und politischen Verbande, einander gegenüberstehen in den Lebensneigungen, in ihren physischen und psychischen Antrieben und Bedürfnissen, ihren Anschauungen und Gewohnheiten, so sind wiederum als Gegensätze gegenübergestellt der Llanéro (der Bewohner der Ebenen, Steppen), und der Montañéro (der Bewohner der Gebirge). Geist und Materie sind den umgebenden physischen Kräften und Eindrücken unterworfen, und je mächtiger deren Wirksamkeit, und je weniger die Gesetze der Erziehung und Gesittung über sie Herrschaft gewonnen, desto eigenmächtiger und vollständiger entwickeln sie sich den Verähnlichungsgesetzen der waltenden Naturkräfte gemäß.

Eine gesellschaftliche Vereinigung, ein gleichmäßig gewobener Teppich von Pflanzen einer Art findet sich in den äquinoctionalen Gegenden Amerika's nur unter den beiden entgegengesetzten klimatischen Polen in der Tierra caliente und der Tierra fria; Gras und Stauden bedecken

*) Dr. Franz Engel. Studien unter den Tropen Amerika's. 2. Aufl. Jena 1879. Die farbenprächtige Schilderung von Land und Leuten des tropischen Amerika's, welche Dr. Engel nach eigener Anschauung und mit genauester Detailkenntniß entworfen, wurde von der Kritik höchst beifällig aufgenommen. Das werthvolle Buch darf in keiner geographischen Bibliothek fehlen.

Digitized by Google

als eine einzige grüne Woge die weiten, unbegrenzten, gleich einem Meeresspiegel ebenen Flächen der Llano's, auf denen die Sohle der himmelanstürmenden Cordillere ruht; und Gras und Stauden wiederum umwuchern wie ein einförmiger, graugrüner Haarschopf den massigen Scheitel des Gebirges unterhalb der ewigen Schneekronen. Aber auf dem Grasmeere der Llano's liegt der feurigste Glanz der Tropensonne, während den Grasschopf der Alpenscheitel bald dichter und dunkler, bald leichter und flockiger die schweren, zusammengeballten Dünste der wassergesättigten Atmosphäre umschleiern. Die Wasserfluthen, die aus den Wolkenkappen der Bergeshäupter niederstürzen in das tiefe, flache Land der Llano's, und der heiße Sonnenglast, der über ihrem Schlamme schwimmt, sind es, welche in ihrer Zusammenwirkung die verascht, graue Wüste der Llano's wie mit einem Zauberschlage in das saftigste, üppigste Grün einkleiden; oben aber in der blauen Höhe weben die tropfendnassen, grauen, kalten Nebel den grünen Kranz junger Grasfluren um den verwitterten, greisen Alpenscheitel. Und so, wie andere Kräfte da oben, als da unten walten und die Pflanzenorganismen unter verschiedenen Einflüssen zu einem einheitlichen Charakter in verschiedener Gestalt erwecken, — so rufen diese Kräfte dort und hier auch Menschen hervor, die in ihrer allgemeinen Aehnlichkeit doch eine unter verschiedenen Einflüssen hervorgegangene Verschiedenartigkeit des Wesens in sich tragen. Anders geartet, als der Llanéro in der tropisch-heißen Tiefebene ist der Montañéro, der auf dem kalten Gebirgsgrate über seinem Haupte andere Kräfte athmet. —

Bevor die Morgenröthe auflodert über das Grasmeer der Llano's und der mächtige Gluthball den blinkenden Thau von den Halmen trinkt, erhebt sich der Llanéro in seinem, aus gespaltenen Baumstämmen und Adobe-(Backstein-)wänden oder leicht aus Rohr, Palmenblättern und trockenen Häuten zusammengestellten Rancho von der harten Ochsenhaut oder der schaukelnden Hängematte, ruft durch ein bekanntes Zeichen sein weidendes Pferd herbei, wirft ihm den plumpen hölzernen, mit Leder überzogenen Sattel auf und reicht ihm einige Hände voll Maiskörner, die ihm sein treuer und zuverlässiger Gefährte aus den Händen frißt. Bevor er sich in den Sattel schwingt, um mit seinem mächtigen Scepter,

Digitized by Google

der Soga oder dem Lazo, sein weites, von unzähligen Heerden durchstreiftes Reich zu durchschweifen, gibt er an dem Schleifsteine der Lanze und dem Hüftmesser schneidige Schärfe, nimmt darauf aus der zusammengerollten blutigen Haut eines unlängst abgestochenen Rindes ein großes Stück saftigen Rückenfleisches, steckt es auf eine grüne Holzruthe, streut Salz darüber und läßt es langsam über dem Kohlenfeuer rösten, während er inzwischen die frisch abgestreifte Ochsenhaut oder das buntgefleckte Fell eines Jaguars, dem er mit der Lanze in der kräftigen Faust begegnete, über der Erde aufpflockt, um es an der Sonne austrocknen zu lassen. Das duftigsaftige Rostfleisch am Holzspieße oder die aufgekochte Carne seca ist nun sein erster Imbiß am frühen Tage; mit einem Totumaschälchen voll Kaffee oder Kakao spült er es hinab und bricht dazu die zähe, derbe Arepa oder das getrocknete, geröstete Bananenbrod. Und fort eilt er auf dem schäumenden Rosse, halbnackt, mit kurzen Beinkleidern und dem breitrandigen Palmensombréro angethan, die Soga um den Nacken gerollt, die lange Lanze in der Faust, seine Heerden zusammentreibend, auseinanderjagend, musternd, — und in die Kniee stürzt unter der sausenden Schlinge der flüchtige Stier, der wilde, gefürchtete Herrscher seines gefürchteten Reiches. Nur ein Stück braunen Rohzuckers zum Trunke an der Quelle hat der freie Gebieter der Savane zu sich gesteckt; erst am späten Nachmittage, wenn er seiner Arbeit oder seiner Lust am wilden Umherschweifen auf dem Pferde genug gethan und heimkehrt auf dem schweißtriefenden, schäumenden Rosse, das seine gewaltige Stärke und Gewandtheit gefühlt, steckt er wieder ein ansehnliches Stück Fleisch an den Spieß — und trotzig, zornig, unbeugsam wirft er das lange wirre Haar aus der Stirn zurück, wenn der Ruf der Mäßigung und Zähmung seiner ungestümen Leidenschaften, seiner rauhen Sitten und Freuden an ihn ergeht. —

Grau, trübäugig, feucht und kalt ringt sich der Morgen aus den Savannennebeln der Cordillere los; halb versteckt hinter würzigem Romëro- und Manzanitogesträuch, hält sich der kleine, armselige, mit Stroh bedeckte und mit Lehm beworfene Rancho des einsamen Savanenhirten kaum an dem Boden fest vor den kalten Stürmen, welche den Páramo umbrausen; in geringer Entfernung von ihm nehmen die nothdürftig eingefriedigten

Digitized by Google

Hürden die Mutterkühe und Kälber auf; frostig kauern die Insassen der vom Sturm halb zerzausten Sennhütte vor dem Kohlenfeuer, in dessen Rauche in rußigen Körben die kleinen runden Käse trocknen. Unten in den Llano's durchmessen die Heerden meistens ungezählt und nur durch die Soga beherrscht, das hohe, wogende, unbegränzte Grasmeer; Häute und Schlachtvieh nur, und nebenbei die Milch zum täglichen Trunke will der Llanéro von ihnen gewinnen. Oben auf der Cordillerensavane sucht das Rind auf zerklüftetem Erdreiche, versteckt hinter Bergscheiden, Felsgeröll, Schluchten und Vorsprüngen, beschwerlich seine Nahrung; seine wenig großen Heerden sind gezählt, seine Wildheit ist durch Zucht und Gewöhnung an den Menschen gebrochen und die junge Anzucht in Hürden eingeschlossen; nicht für die Schlachthäuser der Städte, sondern zwecks Käsebereitung und Züchtung von Zugochsen weidet der Alpenhirte seine Heerden; — seine Beschäftigungen sind friedlicher und gemäßigter Natur, seine Gewohnheiten an das Haus geknüpft; das rauhe, zwingende Klima besänftigt das Temperament und bändigt die Sitten; von der Alp herab sieht das Auge in eine mannigfache, verschiedenartig gestaltete Welt.

Wenn aber die Morgennebel von dem Scheitel der Berge an den Flanken niederrollen oder auseinander stäuben vor dem siegreichen Sonnenstrahle, dann greift der Montañéro zu dem Stab mit der Lanze, nimmt Flinte und Messer zur Hand, und aus dem schlaff zusammengekauerten Gliederknäuel vor dem Kohlenfeuer reckt sich und streckt sich eine stämmige, straffe, rüstige und kräftig gegliederte Gestalt, die elastisch getragen und gehoben ist von schwellenden Muskeln und Sehnen. Der Montañéro steht mit seiner Sohle fest auf dem Boden; den wilden, ungestümen, trotzigen Rosseshuf kennt seine zerklüftete Erde nicht. Nach allen Richtungen durchstreift er, die kurze, weite Hose hoch aufgerollt und über die nackten Schultern nur die grauwollene Carpéta geworfen, das nasse Gras und scharfe, ritzende Gestrüpp, verlorene Rinder zu suchen oder den Erzfeind seiner Heerde, den arglistigen Jaguar und den mordgierigen Puma zum Kampfe herauszufordern, sowie auch die wenigen Wurzeln zu pflanzen, die auf der dünnen Dammerdeschicht eines Südhanges spärlichen Ertrag verheißen. Und am Abend sitzt er wieder niedergekauert vor seinem Herdfeuer, während Sturm und Regen grimmig an dem Strohdach zausen,

Digitized by Google

welches kaum das Wetter von seinem Haupte abhält, und hängt, stumm-einsam vor sich hinbrütend, seinen wenig beweglichen, farblosen Traumbildern nach; doch in seiner Seele nimmt er die Welt, in die er von seiner Alp hinein- und hinabgesehen, mit der gedämpften Färbung der ihn umgebenden Naturstimmung auf.

Beide, da unten der Llanéro, hier oben der Montañéro, widerstehen voll physischer Kraftfülle, unbeugsam, zähe, wie der Graswuchs unter ihren Füßen, ihrer harten, rauhen, einförmigen und entbehrungsvollen Lebensweise, ebenso an ihre Heerden gekettet, wie andere Menschen an Ihresgleichen. Aber roh, zucht- und fruchtlos verwendet der Llanéro seine Kraft; kein Band der Gesittung, noch die Achtung vor dem Gesetze zähmt seinen maßlosen Unabhängigkeitssinn; für ihn hat nur und nur allein ein Leben voll Unabhängigkeit Werth; er liebt diese nicht der freien Entfaltung und Ausübung veredelnder Bestrebungen halber, sondern nur ihrer selbst willen, der zwanglosen Willkür und rohen Auslassung der physischen Kräfte wegen. Seine Wohnung ist ihm nur ein Schutzdach gegen die Ungunst der Witterung und das Dunkel der Nacht; er lebt im Sattel und der Lazo ist sein einzigster Lebenszweck; er kennt keine sanfte Regung und häusliche Gemächlichkeit; ein Geschöpf, das sich auf eigenen Füßen über die Erde schleppt, verachtet er ob seiner Niedrigkeit; das Rind, dem sein Leben gehört, erhält sein Leben wiederum mit seinem Fleische und seiner Milch; selten frisch und dann am Spieß halb gar geröstet, meistens als Carne seca über der schwachen Gluth von getrocknetem Dung, Stroh und Gestrüpp gekocht oder in Oel und Schmalz gebacken, verschlingt er die in der Sonne gedünstete Fleischfaser auf einmal in großer Menge und fastet dann, im Sattel hängend, während einer halben Erdumdrehung; auf der Rinderhaut oder in der Hängematte aus Fiquegeflecht (Bastfaser der amerikanischen Agave) ruht er, wenn er nicht im Sattel sitzt; zu Fuß legt er keinen Schritt zurück; die Schneckenbewegung des Ganges ist ihm zuwider und sein Stolz sträubt sich, die Sohle an die Erde zu heften. Maßlos, wie in seiner Bewegung und in dem Gebrauche seiner Ungebundenheit, ist er in Genuß und Leidenschaft, in Spiel und Trunk, Haß und Lust; unbändig verwirft er Sitte, Lehre und Gesetz; jähzornig bäumt er auf gegen jeden Widerstreit;

Digitized by Google

übermüthig und raufluſtig ſucht und findet er Kampf und Verwirrung; rachſüchtig ohne Maß und Ziel ſtellt er ſeinem Beleidiger nach; roh iſt er, gewaltſam und zuchtlos — doch ohne Arg und Falſch in Wort und That.

Mehr gebändigt iſt die urwüchſige Kraft des Montañéro. Ihn zwingt das rauhe Hochlandklima zur Hütung der heiligen Herdflamme und einer ſchützenden Behauſung. Das Bedürfniß nach erwärmender Speiſe unterweiſt ihn im Anbau kohlenſtoffhaltiger, mehlreicher Brodpflanzen auf temperirten Bergabhängen, und aus dem gequetſchten Mais- oder Gerſtenkorne bereitet er die nährende und wärmende Mazamorra; Milch und milde Speiſen, friedliche, maßvolle Thätigkeit und Lebensweiſe und das nebelrauhe Klima mildern Ungeſtüm und Gelüſte. Ebenfalls roh und widerſtandszäh, verlangſamt doch die gebundene Bewegung auf den eigenen Füßen die Haſt und phlegmatiſirt im Verein mit der umgebenden matteren Naturſtimmung das Weſen; was dem Llanéro der kräftige Ungeſtüm, der Lazo und die gewandte Kühnheit, iſt dem Montañéro die maſſive Kraft, die Ausdauer, berechnende Liſt und Kühnheit. Sein Phlegma unterwirft ihn der Zucht und Sitte; er weiß ſich zu fügen, wenn auch mit Abneigung und ſchlauer Nachgiebigkeit; er bequemt ſich den zwingenden Verhältniſſen an, er ſteht in enger Verbindung mit der geſitteten Geſellſchaft durch die geographiſche Lage ſeines Wohnſitzes und die Beziehungen zu dem Unterlande, während den Llanéro die unbegrenzte Steppe, die er durchſtreift, trennt von dem Kulturvolke der Cordillere.

Anders noch der Ackerbauer der Cordillere, welcher die Weidekräuter und Nahrungspflanzen anſamt in dem zubereiteten Boden, nicht mehr die Heerde als alleinige Geſellſchaft und den einzigſten Gegenſtand ſeiner Sorgen umfaßt, an den induſtriellen Unternehmungen Theil nimmt und die geöffneten Bahnen der Kultur erweitern hilft. Er achtet die Intelligenz, anerkennt ihre Werke, ordnet die rohe, phyſiſche Kraft der geiſtigen Zucht und Bildung unter, beugt ſich den Sitten und Satzungen der bindenden und zwingenden, doch ſittigen Geſellſchaft. Die geregelte, in dem gleichen Geleiſe einſeitig ſich abſpinnende Thätigkeit und Arbeit, ſowie die perſönliche Beſchränkung und Einzwängung haben bereits auch der äußeren

Digitized by Google

Erscheinung ihren Stempel aufgeprägt, wie ihn die gefesselte Natur immer mehr oder minder unschön, entstellend, geknickt und brüchig an sich trägt. Dagegen aber nimmt das Geistige im Menschen eine größere Tiefe und Schärfe des Ausdrucks an. Der Montañéro strebt nach jener Freiheit und Unabhängigkeit, welche nicht allein die schrankenlose Ungebundenheit und Auslassung der rohen, physischen Kraft, sondern die freie Entfaltung der sittlichen Kräfte als Ziel und Endzweck in's Auge faßt. Nahrung und Kleidung sind gewählter, geregelter und vielseitiger, Anstand und Sitte rücksichtsvoller und in Formen gehalten; er ist an die Scholle gebunden, welche ihn zwingt, sich seiner Umgebung anzupassen und einzufügen, und wird dadurch zarteren Regungen, festeren Bestrebungen, freieren Anschauungen und der Selbsterweiterung zugänglich gemacht; in ihm löst sich die Geburt des geistigen Menschen von der Materie los.

Es bleibt nun noch eine kurze Einkehr in Haus und Familie zu halten, das Verhältniß zwischen Mann und Weib, zwischen Eltern und Kindern in allgemeinen Umrissen zu betrachten. In der unteren indianischen und der mit Indianismus reich vermischten Volksschicht ist die Frau nur Magd und Dienerin des Mannes; dieser nimmt sie in sein Haus nur zur Ueberwachung seines Hausstandes und zur Fortpflanzung seines Stammes; geistige Pflegerin, Freundin, Beratherin und Theilnehmerin an seinen Leiden und Freuden, das Leben seines Lebens ist sie nicht; sie kocht die Speisen und deckt den Tisch, während sie selbst keinen Platz an dem Tische des Mannes findet; in der Küche und abgesondert nimmt sie die Reste seines Mahles ein; „Tisch und Bett" ist nicht Symbol und Attribut der Ehe; das Weib kauert zu des Mannes Füßen, sie dient seinem Leben und Genusse nach seinem Winke. Fern stehen die Kinder dem Vater. Scheu entfremdet sie ihm in der zartesten Jugend und führt sie hülflos und Zuflucht suchend in die Arme der Mutter; frühzeitig entwachsen sie dem väterlichen Hause, und die Mutter wird, wie einst ihres Mannes, so ihres Sohnes Dienerin; doch kindliche Ehrfurcht auch im vorgeschrittenen Lebensalter ist ein allgemein vortheilhaft hervortretender Charakterzug.

In dem Hause des weißen Mannes findet der Indianismus in

Digitized by Google

der Ehe keinen Raum; die Frau steht dem Manne ebenbürtig zur Seite; er führt sie in sein Haus, das Liebe oder Uebereinkommen erbaut hat; aber sie ist und bleibt immer nur seine Señora, er erweist ihr die Ehrerbietungen eines Cavaliers, und mit diesen ritterlichen Uebungen ist das Wesen und die Haftpflicht der Ehe erschöpft; in dem religiösen Gewissen lebt das Sakrament der Ehe als Dogma, es geht aber keine Fleischwerdung mit dem Leben ein. Die Señora des Hauses theilt nicht die Freuden unserer Hausfrau, nicht die ideale Bestimmung unserer Mütter, nicht mit diesen beiden die Mensch-Ergänzung des Mannes. Achtung und Ehrerbietung lehrt der Vater das Kind der Mutter und die Mutter dem Vater erweisen; aber das Kind wächst dennoch nicht in und mit Vater und Mutter, sondern zwischen Vater und Mutter auf, zwischen der „Señora" des Hauses und ihrem „Cavalier", dem „Señor", und alle Ehrfurcht, die ihm eingeprägt und die es zu beobachten gelehrt, wird nicht so sehr durch das Herz, wie durch die Form, durch den Geist der Urbanität geboten.

Schwach ist der Begriff der Frau vom Hauswesen, von einem wirthschaftlichen Wirkungskreise, von dem heiligen Frauen- und Mutterberufe. Sie kennt nicht die Freude unserer bürgerlichen Hausfrau an dem blinkenden Küchengeräthe, den vollen Truhen, dem weißen Linnen auf der Bleiche und allen den Schätzen und Segnungen eines gediegenen bürgerlichen Wohlstandes. Der ewige Sommer bedarf keiner Aufspeicherung von Hausschätzen, das Klima gestattet sie nicht einmal; jede Stunde trocknet die nasse Wäsche, keine Nacht läßt das Verlangen nach einem reich ausgestatteten, stolz gehüteten Bette aufkommen, und die freien, luftigen Wohnräume, die Galerien und Blumenhöfe verachten Thür und Fenstervorhänge, Kamine, schwellende Divans, Teppiche und Schemel und weich und warm gepolsterte Lehnsessel. Für jeden einzelnen Betrieb des Hausstandes findet sich ein eigener dienstbarer Geist; die eine Magd gebietet über die Küche, die andere über Seife und Bügeleisen, die dritte gehört den Kleinen und die vierte ausschließlich dem Dienste der Señora an als Zofe, Leib- und Seelsorgerin, Auge und Ohr, Schoßkätzchen und Armsünderin; und dem gleich versorgt der eine Bursche den Pferdestall, der andere deckt den Tisch und ein dritter wieder ist allgemeiner Stroh-

Digitized by Google

wisch und Prügeljunge. Leicht ist der ganze dienende Troß — (und hinter jeder Schürze gewöhnlich noch ein kleines Gefolge selbsteigenen Nachwuchses) — untergebracht; wo ein Jedes am Abend seine Schlummermatte aneinander rollt, da hält es seine nächtliche Ruhe, und in die Schüssel, die von des Herrn Tische zurückkehrt in die Küche, theilt sich der ganze Schwarm; die Speisekammer sieht nichts wieder von dem, was einmal hinausgegangen, und was den gedeckten Tisch verläßt, hat aufgehört, des Deckenden Eigenthum zu sein. So fügt die Frau wohl äußerlich zu dem Hause den Glanz und Schimmer, aber nicht regt sie ohne Ende die fleißigen Hände, noch mehrt sie den Gewinn mit ordnendem Sinn, nicht ruhet sie nimmer, wohl aber — immer.

Und zu des Hauses Dame wächst, wie die Mutter, so die Tochter heran; nicht so sehr die Mitgift einer gediegenen Herzens- und Geistesbildung, einer ächten und rechten Lebenstüchtigkeit, sondern vielmehr eine glänzende äußere Entfaltung, das sichere, gewandte Auftreten in der Gesellschaft erstrebt die Erziehung und begehrt der werbende Cavalier. Die äußeren Grazien tragen freigebig ihre gewinnenden Reize herbei; die Weibes*seele* aber kommt zu keiner vollen Entfaltung, und doch hat die gütige Natur auch das Weib unter den Tropen Amerika's, durch dessen warm pulsirende Adern mehr und minder gemischt gothisch-maurisch-baskisch-germanisch-romanisch-indianisches Blut rieseln mag, reich und schön genug ausgestattet, daß es nur des Hauches auch der inneren Grazien harrt, um sich gleich jedwedem Weibe auf Erden wie ein „Gebild aus Himmelshöhen" zu entfalten.

Dr. *Franz Engel.*
Studien unter den Tropen Amerika's.
Jena 1879.

Digitized by Google

Der brasilianische Volkscharakter.

Der Brasilianer und der Hispano-Amerikaner. — Die Frauen. — Die Häuslichkeit. — Oberflächlichkeit der Bildung und des Unterrichtes. — Einfluß der französischen Literatur. — Wachsende Besserung der Nationalfehler.

Im Ganzen und Großen betrachtet, steht das brasilianische Volk in der geistigen Kultur, in welcher es zur Kolonialzeit unzweifelhaft hinter dem spanischen Amerika zurückgeblieben war, gegenwärtig wohl mindestens auf derselben Stufe, wie die Bevölkerungen der spanisch-amerikanischen Republiken. Im Einzelnen zeigen sich jedoch sehr große Gegensätze, die mit den politischen, mehr aber vielleicht noch mit den nationalen Unterschieden im Zusammenhange stehn.

Der Brasilianer ist im Verhältniß zum Hispano-Amerikaner vorherrschend nüchtern und bildet deshalb gegen diesen in Allem einen Gegensatz, was nach der guten wie nach der schlechten Seite hin als Ausdruck des specifisch spanischen Hidalgo-Charakters angesehen werden muß. Und dieser allgemeine Gegensatz beruht wieder darauf, daß wie die Hispano-Amerikaner, so auch die Brasilianer, so hochmüthig beide seit ihrer Emancipation auch auf ihre Mutterländer herabzusehen pflegen, in ihrem nationalen Charakter doch nur wieder den Typus ihrer Vorfahren auf der pyrenäischen Halbinsel und selbst in manchen specifischen Zügen nur noch gesteigert ausgeprägt, darstellen, wobei gleich bemerkt werden mag, daß, wie in dem Nationalcharakter der Spanier und der Portugiesen, so auch in dem der Hispano-Amerikaner und der Brasilianer

Digitized by Google

viele Unterschiede sich daraus zu erklären scheinen, daß das portugiesische Volk weniger mit arabischen und mehr mit französischen und jüdischen Elementen vermischt worden ist, als das spanische.

Gemeinsam ist dagegen den Brasilianern mit den Hispano-Amerikanern die Unlust zu anhaltender regelmäßiger Arbeit, verbunden jedoch mit großer Gewinnsucht. Auch in Brasilien ist deshalb die Lust am Glücksspiel sehr allgemein, doch zeigt sich dies mehr in dem gewissermaßen mehr geregelten Lottospiel, als in dem ganz zügellosen Hazardspiele des Hispano-Amerikaners. Auch in dem Vorzuge, der vom Volke allgemein noch dem einem Lotteriespiel gleichenden Aufsuchen und Ausbeuten von Gold und Diamanten vor einem rationellen Betriebe des Bergbaues, z. B. auf Eisen, der sehr lohnend sein würde, gegeben wird, zeigt sich in Brasilien die Sucht, ohne viel Arbeit schnell reich zu werden.

In Brasilien sind die Frauen auf das Haus oder die Familie beschränkt und war dies früher sogar in so einseitiger Weise der Fall, daß die Frauen selbst von der Gesellschaft ganz abgeschlossen waren. Das hat sich neuerdings freilich geändert, doch sind in Brasilien die Frauen noch weit entfernt, die auch politisch verderbliche hervorragende Stellung selbst im öffentlichen Leben einzunehmen, welche sie sich in der spanisch-amerikanischen Gesellschaft errungen haben, wo freilich auch das weibliche Geschlecht vielfach geistig wie physisch das reicher begabte zu sein pflegt, was unter der brasilianischen Race keineswegs der Fall ist und was wiederum einen bemerkenswerthen Gegensatz zwischen der brasilianischen und der hispano-amerikanischen Nationalität bezeichnet. Ob, wie dieser Unterschied im Allgemeinen günstig auf die Kinderzucht zu wirken scheint, dadurch auch durchgängig ein besseres eheliches und häusliches Leben überhaupt bewirkt wird, wagen wir nicht zu entscheiden. Denn neben diesen und manchen anderen, in dem allgemeinen mehr nüchternen und reservirten Naturell des Brasilianers gegebenen, günstigen Verhältnissen bestehen dagegen in Brasilien wiederum große, besondere Versuchungen durch die Sklaverei und vorzüglich durch eine dadurch hervorgerufene gefährliche Klasse der Mischlingsbevölkerung, die Mulattinnen nämlich, welche durchgängig mit den üppigsten Formen und verführerischen

Digitized by Google

Reizen ausgestattet sind und in deren Charakter übergroße Eitelkeit und wollüstige Sinnlichkeit die Grundzüge zu sein pflegen, weshalb denn auch das Concubinat in Brasilien viel verbreiteter zu sein scheint, als unter den Hispano-Amerikanern; nicht zu gedenken, daß das sittliche Familienleben auch durch die große Verbreitung der Syphilis und die oft schamlose Oeffentlichkeit, mit der man von ihr spricht, sehr geschädigt werden muß. Dabei muß jedoch auch hervorgehoben werden, daß die Brasilianer für eine romanische Nation viel Sinn für Häuslichkeit zeigen, daß es in Brasilien verhältnißmäßig viele glückliche Ehen gibt und daß das brasilianische Familienleben vielfach ein wahrhaft gemüthliches ist, ja daß es nach v. Tschudi sogar durch die größte Ehrfurcht und die achtungsvolle Rücksicht der Kinder gegen ihre Aeltern mancher Nation, die sich auf ihre Bildung sehr viel zu Gute thut, als Vorbild dienen könnte. Ebenso ist es auch als ein günstiges Zeugniß zu betrachten, daß in Brasilien kinderreiche Ehen verhältnißmäßig sehr häufig gefunden werden und daß die Brasilianer sich rühmen, in dem vielbedeutenden Worte „Saúde“ einen in keiner andern Sprache wiederzugebenden Ausdruck für ein tiefinniges Gemüthsleben zu besitzen, welchem indeß unser deutsches „Gemüthlichkeit“ völlig entspricht. Die häusliche Lebensweise ist allgemein sehr einfach und frugal, wie denn die Frugalität überhaupt eine Tugend des Brasilianers ist. Völlerei, unter den Negern ein allgemeines Laster, ist sehr selten unter den weißen Brasilianern, während dagegen verhältnißmäßig sehr viele Deutsche und Engländer an diesem Laster in Brasilien zu Grunde gehen. Häuslichen Comfort findet man jedoch noch sehr selten, ausgenommen in den großen Städten. Im Innern pflegen die Häuser sogar durchgängig schlecht gebaut und ärmlich ausgestattet zu sein, nur ausnahmsweise findet man palastähnliche Gebäude auf den Fazendas der reichen Grundbesitzer, aber auch diese selten mit Comfort eingerichtet, wobei man indeß, um, wie bei manchen anderen Verhältnissen der Häuslichkeit, bei Vergleichung mit europäischen Verhältnissen nicht ungerecht zu urtheilen, in Erwägung ziehen muß, daß in den Tropenländern das Haus überhaupt nicht die hohe Bedeutung haben kann, wie bei uns. Nicht schöner wohl läßt sich dieser auch an die innigen Wechselbeziehungen zwischen Natur und Ethik erinnernde Gegensatz schildern, als

Digitized by Google

durch die Worte des edlen Kaisers Maximilian I., die überhaupt uns zu gedankenvoll und zu viel zu denken gebend für das Verständniß der Cultur-Verhältnisse des tropischen Brasiliens zu sein scheinen, als daß wir es unterlassen könnten, sie hier ganz zu wiederholen, wenngleich Auffassung und Sprache des poetischen Prinzen andere sind, als die des nüchternen Geographen und Statistikers.

„Den Begriff einer kleinen, abgeschlossenen Welt für sich kennt die brasilianische Wohnung nicht; das Klima steht dem entgegen, man braucht sich ja vor nichts Rauhem zu verwahren und hat sich keine Illusionen zu schaffen; die Wollust des Klima's und der Vegetation bietet so viel, daß man gar nicht auf jene Reize der Häuslichkeit verfällt, deren man in Gegenden bedarf, wo sich Winter und Sommer scheiden. Das Haus in Brasilien ist kein Mittelpunkt, um den sich die Welt des Besitzers gruppirt, es ist nur abwechselnd Sonnen- und Regenschirm und für die Nacht ein Himmelbett, in dem man ungestört seine Kleider lüften kann, um die frische, lebenspendende Brise zu genießen. Daß aber gerade das Haus durch die Natur der Umstände keine Erinnerungen bergen kann und keine Geschichte hat, ist der Fluch der Tropenländer, es gibt dem Charakter das Unstäte, das Wechselnde, neben dem der Begriff der Familie nicht aufkommt; denn wie die Grundlage nur vorübergehend ist, so ist auch das Band der Familie nur für den Augenblick geknüpft, es wird gezeugt und geboren, und sonst so ziemlich dem Gethier im Urwalde gleich gelebt, — es sind vier eigentlich in einander greifende Motoren, wovon drei negativ sind, die das Familienband und die Gesellschaft in Brasilien zerstören: Der Mangel des festen, zusammenhaltenden Stammhauses, in dem die Generationen in gleicher Sitte und Art fortleben; das gänzliche Nichtvorhandensein vom Begriffe und Gefühle des Gewissens, — eine Originalität, die durch das immer gleiche Klima und durch den Ueberfluß der Natur entstanden ist, und woraus sich selbstverständlich der dritte Punkt erzeugt, nämlich das vollkommene Abhandensein einer religiösen Basis, die nach etwas Höherem als die bloße Natur verlangte: die Natur ist eben leider zu schön; viertens aber die scheußliche und nicht genug an den Pranger zu stellende Sklaverei, die mit Wort und That zu bekämpfen eines jeden ehrlichen Mannes heilige Pflicht ist, weß Standes

Digitized by Google

und welcher Religion er auch sei. Die Sklaverei vereinigt und zeugt aber auch wieder die drei früheren Mängel."

Brasilien besitzt, weil die Constitution alle Privilegien abgeschafft hat und die von dem Kaiser verliehenen Adelstitel nicht vererben, keine Adelsaristokratie nach europäischem Begriffe, aber doch ein Analogon derselben, welches in socialer Beziehung zugleich mit den höheren politischen Würdenträgern und den Inhabern des in alten Familien vererbten großen Grundbesitzes eine erste Gesellschaft bildet, wie sie das übrige Amerika nicht besitzt. Zwar ist der auch social so hochwichtige, nicht allein durch alten befestigten Grundbesitz, sondern auch durch traditionelle politische Cultur ausgezeichnete Stand des Edelmannes im wahren Sinne des Wortes, wie derselbe sich noch in England und Deutschland findet, darin wenig vertreten und desto mehr derjenige der durch glückliche und nicht immer gerade ehrenwerthe Speculationen zu großen Reichthümern und Ehren gekommenen Parvenüs; im Ganzen jedoch repräsentirt diese Gesellschaft doch unzweifelhaft die Klasse des perfecten Kavaliers, der als solcher auch in den höchsten Cirkeln in Europa anerkannt werden würde.

Für den vornehmen und reichen jungen Brasilianer pflegt Paris, d. h. das Paris der Boulevards und der jeunesse dorée, der Traum seines Lebens zu sein, und wie dies auf den jungen Südamerikaner einwirkt, kann man sich denken.

Da das Kaiserreich noch immer keine eigene Universität besitzt, so muß die höhere wissenschaftliche Bildung noch auf europäischen Universitäten gesucht werden. Früher pflegte dazu vornehmlich Coimbra gewählt zu werden und manche der gediegensten älteren brasilianischen Staatsmänner haben noch ihre Studien in Coimbra gemacht. Gegenwärtig pflegt aber Paris allgemein bevorzugt zu werden. Dadurch ist auch die französische leichtfertige Literatur in neuerer Zeit sehr vorherrschend geworden, was wiederum nicht ohne großen Einfluß auf die sittliche Richtung in den gebildeten Kreisen bleiben konnte. Allein der eigentliche Grund der angeführten Erscheinung muß doch tiefer gesucht werden und steht ohne Zweifel außer mit den schon angedeuteten nationalen sittlichen Charakteranlagen im innigsten Zusammenhange mit einem allgemeinen Fehler der Race, dem der Oberflächlichkeit.

Digitized by Google

Der Brasilianer ist durchgängig nicht unbegabt, er ist im Gegentheil vorzugsweise intelligent. Er faßt leicht auf, liebt es aber nicht, in die Tiefe zu gehen. Diese natürliche Offenheit wird nun noch befördert durch das ganze Unterrichtssystem, namentlich auch das für die höheren Schulen angenommene, wie es denn wiederum bezeichnend für den brasilianischen Geist ist, wenn der Minister des Innern, zu dessen Ressort auch das öffentliche Unterrichtswesen gehört, in seinem Relatorio an die Kammern als „das lobenswerthe Ziel der höheren Studien die Erlangung öffentlichen Ansehens und dadurch die Erwerbung einer ehrenvollen Unabhängigkeit bezeichnet und deshalb die noch immer nicht hinreichend begriffene Nothwendigkeit betont, daß der Studirende in den Collegien und Facultäten eine robuste und gewichtige Ausbildung (por adquirir uma instrucção robusta e valiosa) erstreben müsse, damit, wenn er sich später dem unbeugsamen Tribunale der öffentlichen Meinung vorzustellen habe, er sich des Beifalles seiner zahllosen Richter würdig mache."

Dem entsprechend ist auch der ganze Unterricht, wie dies auch aus den oben charakterisirten Lehr- und Studien-Plänen der verschiedenen Unterrichts-Institute hervorgeht, vorzüglich auf *schnelles* Lernen und die geschickte Aneignung eines blos compendiarischen Wissens angelegt, wobei das Studiren zum bloßen Lernen herabsinkt und vorzüglich nur die Fähigkeit ausgebildet wird, über das Angeeignete (und wie Vielerlei wird in den Sekundärschulen nicht schon gelehrt, wobei an die Einführung in eigenes wissenschaftliches Arbeiten gar nicht zu denken ist) gewandt zu referiren und zu discutiren. Dadurch werden wohl geschickte Kammerredner und Journalisten gebildet, aber keine selbständige Forscher, und wenn, wie in Brasilien, dazu noch die nationale Neigung zur Wohlrednerei und eine Sprache hinzukommt, die, wie die portugiesische, reich an Formen und Worten, auch eine große Freiheit in der Wahl der Constructionen und der Phrasen — freilich nicht zum Vortheil logischer Bestimmtheit des Ausdrucks — gestattet, so konnte es nicht ausbleiben, daß in Brasilien, diesem Kaiserstaate mit einer demokratischen Constitution vom reinsten Wasser, die Phrase eine so allgemeine große Herrschaft gewinnen mußte, wodurch wiederum der Oberflächlichkeit in der ganzen Cultur mächtig Vorschub geleistet wird.

Digitized by Google

Damit hängt auch wiederum zusammen die schon erwähnte geringe Neigung des Brasilianers für das Studium der exacten Wissenschaften und die große Vorliebe für dasjenige des Rechtes, durch welches am sichersten der Eintritt in die politische Carriere eröffnet wird, und insbesondere in die Deputirtenkammer, deren Mitglieder zu mehr als zwei Drittel aus Doctoren der Rechte zu bestehen pflegen, und gewiß nicht zum wahren Nutzen des Landes. Denn wenn dadurch auch das parlamentarische Leben und insbesondere die politische Beredsamkeit einen hohen Grad der Ausbildung erlangt haben, so werden doch in den politischen Parteikämpfen die besten Kräfte des Landes oft ganz unnöthig verschwendet und die Durchführung wahrer administrativer Reformen schon durch den mit einem solchen politischen Leben nothwendig verbundenen raschen Wechsel der Ministerien sehr schwierig und vielfach unmöglich gemacht. Alles dies wirkt aber um so ungünstiger auf die allgemeinen socialen und sittlichen Zustände zurück, als in dem Charakter des Brasilianers Eigenschaften vereinigt sind, die nur durch strenge innere und äußere Zucht, durch ernste treue Arbeit und durch wissenschaftliche und religiöse Vertiefung in der Erziehung zu guten Zielen geleitet werden könnten.

Der Brasilianer ist im Allgemeinen gutmüthig, gefällig, nüchtern, frugal und nicht zu solchen Excessen und Extravaganzen geneigt wie der Hispano-Amerikaner. Es fehlen ihm dagegen einige edle Charaktereigenschaften, welche bei dem letzteren die nationalen Untugenden wieder zu mildern geeignet sind. — Mörder, Banditen, Räuber, die auf eigene Gefahr und für eigene Rechnung ihr unsauberes Geschäft treiben, wie es deren wohl in den hispano-amerikanischen Republiken gibt, kommen in Brasilien nicht vor, dagegen kennen jene aber nicht die verächtlichen, servilen, schmarotzenden feigen Buschklepper, die sogen. Capangas Brasiliens, welche gegen Bezahlung sich zu jeder, auch der schlechtesten Handlung gebrauchen lassen, welche für ihre Beschützer vor Gericht falsche Eide ablegen und für sie auch einen Feind oder Gegner aus dem Wege räumen.

Entschiedener noch gebessert dagegen hat sich ein anderer eine Zeitlang sehr zu rügen gewesener Nationalfehler der Brasilianer, nämlich der auf Hochmuth und Ignoranz gegründete Fremdenhaß. Nach und nach

Digitized by Google

hat sich ein solcher Umschwung in der Stellung des Brasilianers gegen die Fremden vollzogen, daß gegenwärtig an die Stelle des früheren Fremdenhasses allgemein mindestens vollkommene Toleranz getreten ist und vielfach jetzt auch schon die Fremden freundlich aufgenommen werden, was allerdings auch einen Hauptgrund in der sich immer mehr Bahn brechenden Erkenntniß des absoluten Bedürfnisses der fremden Einwanderung haben mag. Wie groß aber die hierin eingetretene Aenderung ist, geht daraus hervor, daß gegenwärtig sich im Lande sogar nur noch wenig Opposition gegen die auf die Erhaltung des nationalen Charakters unter den fremden, zumal den deutschen Colonisten in Süd-Brasilien gerichteten Maßregeln erhebt und daß die Regierung sogar für die Anstellung deutscher Schullehrer und Geistlichen unter den Colonisten mit Staatsmitteln beiträgt.

(Nichtsdestoweniger haben deutsche Kolonien im Innern von Brasilien, weit ab von der See und von Eisenbahnen, noch wenig Aussichten auf Erfolg; Einwanderer, die des Portugiesischen unkundig sind und keine größere deutsche Colonie in der Nähe haben, sollen noch immer der Ausbeutung durch die brasilianischen Pflanzer anheim fallen und schließlich als Wege- oder Eisenbahnarbeiter kümmerlich ihr Leben fristen müssen. Auch Karl von Scherzer, einer der besten Kenner amerikanischer Dinge [Die deutsche Arbeit in fremden Erdtheilen. Leipzig 1880] spricht sich ähnlich aus. Der seit 1870 in Süd-Amerika, dessen höhere Volksklasse französisch gebildet ist, hervortretende Neid und Haß gegen Deutschland darf als erschwerendes Element nicht gering angeschlagen werden. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich an die entsetzlichen Gefahren, denen auswandernde deutsche Erzieherinnen ausgesetzt sind.)

Dr. J. C. Wappäus *)
Handbuch der Geographie und Statistik des Kaiserreichs Brasilien. Leipzig 1871.

*) Das Werk von Wappäus steht, was vorzügliche Bearbeitung einer ungeheuren Masse des verschiedenartigsten Quellenmaterials betrifft, in erster Reihe neben den großartigen Arbeiten Ritters und wird noch lange eine Fundgrube für die Kenntniß Brasiliens bleiben. Bekanntlich bildet es einen Theil des gediegenen Handbuches von Stein, welches außerdem unter seinen Bearbeitern ausgezeichnete Geographen wie Dr. E. Delitsch, Brachelli, Gumprecht, Meinike u. A. zählt. B.

Digitized by Google

Brasilianische Bilder.

I.

Die Fronleichnamsprozession in Rio de Janeiro.

Für den Fremden, der Volkssitten und Gebräuche kennen lernen will, ist die Fronleichnamsprozession in Rio ein höchst interessantes und lehrreiches Schauspiel, welches ihm eine theatralische Inscenirung der glühendsten Frömmigkeit zeigt, wie sie gleich drastisch nur unter südlichen Himmelsstrichen gefunden wird.

An der Spitze der Prozession schreitet im Kostüme einer komischen Oper eine Schaar Musikanten, welche höchst weltliche Weisen spielen. Hinter ihnen reitet ein vollständig gepanzerter Wappenherold mit wehendem Federbusch auf dem Helm, aufgerichteter Lanze und stolzem Blicke.

Hierauf kommt ein ausgestopfter Sanct Georg, der auf ein Pferd gebunden, von Kopf bis zu Fuß gepanzert, mit den starren Augen seines stets wackelnden Papiermaché-Kopfes in sonderbarster Weise auf die Menge herabblickt. Ein leibhaftiger, gepuderter und ganz roth gekleideter Kammerdiener geht zu Fuß mit unverwüstlichem Ernste hinter seinem Herrn und Meister, der eben beschriebenen großen Puppe.

Nun folgt eine endlose Reihe von Irmaõs, d. h. Mitgliedern der sogenannten Irmandades; Brüderschaften, die schwarz, weiß oder roth gekleidet mit brennenden Kerzen einherschreiten. Die Sonne sendet senkrecht ihre glühenden Strahlen auf die unbedeckten Köpfe herab, von denen mehrere jedoch, die kahlsten wenigstens, durch ein seidenes Tuch vor Sonnenstichen geschützt sind.

Digitized by Google

Eine Cavallerieschwadron reitet den Pferden des Kaisers voraus, welche Diener in grüner goldbetreßter Livrée am Zaume führen. Diese Pferde tragen reich gestickte Schabracken mit dem kaiserlichen Wappen in schwerem Silber.

Endlich kommt das Allerheiligste, die Monstranz, welche der Erzbischof von Rio andächtigst unter einem Thronhimmel trägt, dessen sechs Stangen rechts vom Kaiser, links vom Ministerpräsidenten Rio Branca und dahinter von anderen Ministern und Großwürdenträgern getragen werden.

Der Eindruck, den dieses Bild auf mich machte, läßt sich schwer wiedergeben, es gehört ein Maler dazu. Der Kaiser in großer Galauniform und imponirendem Aussehen, hielt mit beiden Händen seine Stange und blickte zerstreut auf die ihn umgebende Menge oder auf die mit Zuschauern gefüllten Fenster. Auf der andern Seite schritt in gleicher Haltung die hohe Gestalt seines ersten Ministers, auf dessen Zügen ein feines Lächeln lag; denn er dachte vielleicht an das seltsame Zusammentreffen, welches ihn, den Großmeister der Freimaurer, neben den Kirchenfürsten stellte, dessen Confratres, die Bischöfe von Para und Pernambuco, er kurz vorher als Gesetzesübertreter in ein Fort hatte einsperren lassen.*)

Die Prozession hatte, glücklicher Weise bei der tropischen Hitze, nur einen kurzen Weg zu machen und beschloß die Feier in den Räumen der Kathedrale.

Was dem Nordländer dabei seltsam und barock erscheint, findet die Phantasie der Südländer ganz natürlich. Man muß hier und in ähnlichen Fällen objectiv urtheilen. So steht in der kaiserlichen Kapelle über dem Hochaltar eine Bildsäule des heiligen Sebastianus, in seinem Martyrerthum dargestellt, an einen Baum gebunden und von Pfeilen durchbohrt. Es macht auf den europäischen Beschauer einen sonderbaren Eindruck zu sehen, wie dieser grell fleischfarbig bemalte Heilige als einzige Bekleidung das große Band des Cruzeiro, des höchsten Ordens von Brasilien trägt, aber es fällt keinem Eingeborenen ein, daran Anstoß zu nehmen. Ebensowenig wird ein vernünftiger Ausländer etwas

*) Beide wurden kurz darauf vom Kaiser ohne Bedingungen amnestirt. B.

Digitized by Google

daran auszusetzen finden, wenn der Kaiser an den großen religiösen Festen seines Volkes, das nun einmal katholisch ist, sich persönlich betheiligt.

Allerdings scheint sich der Cultus hier hauptsächlich auf Aeußerlichkeiten zu beschränken. Ein Beobachter aus neuester Zeit, der Graf Eugen de Robiano (1879) sagt darüber:

Soviel ich durch eigene Anschauung darüber habe urtheilen können, muß ich zu meinem Bedauern constatiren, daß in Brasilien, wenigstens so weit es den männlichen Theil der Bevölkerung betrifft, die Religion fast nur aus einigen äußeren Formen besteht. Fährt man auf der Pferdebahn an einer Kirche vorbei, sieht man unterwegs einen Priester oder ein Kreuz, so nimmt jeder achtungsvoll den Hut ab und verbeugt sich; aber tretet einmal an einem Sonntage während des Gottesdienstes in eine der zahlreichen großen Kirchen Rio's und zählt die anwesenden Männer, so werdet ihr einen traurigen Eindruck bekommen.

Nichts ist für den fremden Beobachter lehrreicher als ein großes Fest in einer Kirche Rio's, so wie ich es einige Tage nach meiner Ankunft sah.

Die Wände der Kirche glänzten von Goldverzierungen; die mit Vorhängen von rothem Damast versehenen Galerien und Bogen waren angefüllt von Damen in großer Toilette, welche mit mehr Lärm als Anmuth plauderten und sich Kühlung zufächelten; unten auf den Steinplatten stand kein Stuhl; Neger und Weiße, Mulatten und Pflanzer standen da und knieten bei den Haupthandlungen des Gottesdienstes, sie machen jedoch jeden Augenblick das dreifache Kreuzzeichen, wobei man sich zuletzt den Daumen küßt. Bei der Messe waren sechs oder acht Geistliche, vierundzwanzig Chorknaben, sowie zahlreiche Gehülfen und Ceremonienmeister beschäftigt. Das Gewehr im Arm und in Paradeanzug standen Soldaten in jedem Winkel. Auf dem Chor saß ein vollständiges Orchester, ganz in der Art unserer Volksconcerte; vor demselben trugen Damen, in Seide gekleidet, oft aus den höchsten Ständen, das Notenheft in der Hand, Solo's vor, die auf unseren besten Theatern sich hätten hören lassen können.

So sah die äußere Schaustellung aus: alles sehr schön, aber kalt

Digitized by Google

lassend. Wären dabei nur die Gläubigen, welche diesmal sicherlich zahlreicher wie gewöhnlich zugegen waren, in größerer Sammlung gewesen; aber man plauderte, begrüßte, ja küßte sich sogar manchmal; kurz, man war in beständiger Bewegung. Hier und da warteten einige neben ihren Herrinnen liegende Hunde nicht die zweite Stunde der Messe ab, um ihre Ungeduld zu zeigen, sie verbanden ihr dumpfes Knurren mit dem Gekreisch der kleinen Negerkinder, deren Mahlzeit ohne Zweifel zu lange verschoben worden war. Es waren keine Bücher zu sehen, oder wenigstens keins geöffnet; man sah kaum einige alte Männer oder einige Mulattinnen den Rosenkranz abzählen oder unverständliche Gebete murmeln, die hoffentlich der Himmel trotzdem verstanden haben mag.

Die jungen Negerinnen waren besonders eifrig und selbstgefällig beschäftigt, die Blicke auf sich zu ziehen. Sie trugen weiße Kleider mit rothen Bändern und entsetzlich grellfarbigen Verzierungen, die sie leidenschaftlich lieben; dabei waren sie übermäßig decolletirt und trugen Rosen in ihrem dichten schwarzen Haarwulste.

Die Neger, den Palito (Zahnstocher) und die Cigarrette im krausen Haare, spazieren unaufhörlich um den anziehenden Damenkreis herum, den sie mit ihren kleinen blitzenden Augen mustern; beginnt die Predigt, fast mitten in der Messe, so gehen sie hinaus, um unter dem Säulengange draußen zu rauchen und zu plaudern. Ich sah darunter einen muntern, hochgewachsenen Burschen aus meiner Nachbarschaft, den die Negereitelkeit jeden Sonntag veranlaßte, sich von dem italienischen Schuhwichser an der Straßenecke nicht die Schuhe, sondern die Füße wichsen zu lassen. Er wie seine schwarzen Kameraden stolzirten im lächerlichsten Sonntagsstaate einher.*)

Comte Eugène de Robiano.
Dix-huit mois dans l'Amérique du Sud. Paris 1879.

*) Die Negerinnen Rio de Janeiro's scheinen unter den neu ankommenden Europäern glühende Bewunderer zu finden. So sagt Graf Charles d'Ursel, von dem wir Seite 50—52 eine Mittheilung gaben: Die Mina-Negerinnen tragen über die andern die Palme davon Das Gesicht abgerechnet, sind es prachtvolle Weiber, ich möchte sie fast Karyatiden nennen, so majestätisch schreiten sie einher, so kolossal sind ihre Formen. Fast alle sind Frucht- und Gemüsehändlerinnen; sie sitzen an ihrem Ständer vor den Thüren oder auf dem Marktplatze. Ihr Kopf ist ge-

Digitized by Google

II.

Die Landpost.

Was kommt denn dort für ein armer Teufel, unter der Last eines ledernen Felleisens gekrümmt, auf dem Strande einhergeschritten?

Das ist ja der kaiserliche Briefträger.

Sie wollen wohl scherzen.

Durchaus nicht. Der Indianer, der da herankommt, ist der Depeschen- und Briefträger; er kommt so weit her, vielleicht von la Victoria, und geht nach San Mateus, fünfzig Wegestunden oder auch mehr; aber er hat keine Eile, wie Sie sehen; er macht, nach Vorschrift oder auch nicht, täglich vier bis fünf Stunden. Bei seiner Ankunft in jeder Stadt übergibt er sein Felleisen dem Beamten, der es öffnet, die Briefe und Zeitungen herausnimmt und die Correspondenz des Ortes hineinlegt. Am folgenden Tage nimmt unser Mann wieder seine Reise auf, ruhig und sorglos, wie Sie ihn da sehen, und läßt sich durch keinen Zwischenfall in Aufregung versetzen. Ist einer der fünfzehn bis zwanzig Flüsse, die er in einer Furth überschreiten muß, ausgetreten, so versucht er zuweilen dennoch den Uebergang und verliert das Felleisen; aber er tröstet sich darüber: gegen die Gewalt des Wassers läßt sich ja nichts machen. Befindet sich eine gute Posada (Schenke) in der Nähe des Flusses vor der Furth, so bleibt er, wenn's sein muß, vier oder fünf Tage darin und sieht dem Vorbeiströmen des Wassers zu. Steht die Posada auf der andern Flußseite, so ist es verschieden, er muß hinüber, koste es, was es wolle; ob die Briefe naß und unleserlich werden, verschlägt ihm wenig. Verliert er das Felleisen, so bemüht er sich allerdings, es wieder aufzufischen, was ihm manchmal zwei oder drei Tage nachher gelingt;

schoren, aber ein ungeheurer Turban verdeckt dieses, so lange nicht irgend ein ungebetener vielbeiniger Besucher sie nöthigt, den Kopf rasch zu entblößen, um ihn zu vertreiben. Sie zeigen dem geblendeten Fremden alle Reize einer ebenholzschwarzen Haut; Hals und Arme sind mit Korallen geschmückt, die von der dunklen Hautfarbe merkwürdig schön abstechen. Wenn sie so mit einer Last auf dem Kopfe einhergehen, werfen sie über ihre bloßen Schultern einen Shawl in so eleganten Falten, daß man vorüberschreitende antike Bildsäulen zu sehen glauben sollte.

Digitized by Google

wenn er es jedoch nicht wiederfindet, so geht er mit philosophischem Gleichmuth weiter, sein Mißgeschick zu berichten.

Jeder Beamte entnimmt dem Felleisen, was ihm beliebt, ohne daß der Briefträger sich darum bekümmert. Er sucht zuerst die an ihn selbst oder an seine politischen Freunde gerichteten Briefe; den Rest wirft er in eine Ecke. Geht nur schnell zur Post und sucht eure Correspondenz heraus, sonst macht die Köchin über kurz oder lang das Feuer damit an.

Mit den Zeitungen verfährt man anders. Erhaltet ihr Zeitungen aus der Hauptstadt, die am Orte natürlich selten sind, so wird Jedermann dieselben vor euch lesen; ihr könnt noch von Glück sagen, wenn sie einige Tage später beschmutzt und beklext in eure Hände gelangen. Reklamirt ihr sie nicht baldigst, so werden sie zur Umhüllung von Zucker oder Kerzen verwandt, und man wird euch sagen, sie wären noch nicht angelangt.

In manchen armen Ortschaften ist kein Mensch abonnirt; wie könnte man dort wichtige Nachrichten durchgehen lassen, ohne Kenntniß davon zu nehmen! Nein, man hält die Zeitungen für Auswärtige zurück, um sie zu lesen, in der Absicht, sie dem nächstfolgenden Briefträger fünf Tage später zu übergeben; sie gehen so von Hand zu Hand, und der Abonnent im nächsten Ort erhält sie zwei oder drei Monate später. Meistens verschwinden sie jedoch. Dieses ist auch der Grund, weshalb es im Innern Brasiliens so wenig Zeitungs-Abonnenten gibt. Die Engländer, welche Bergwerke besitzen, halten sich einen Eilboten, dem auch einige Brasilianer ihre Aufträge mitgeben.

Aber, sagte ich zu dem brasilianischen Freunde, der mir die vorstehenden Mittheilungen machte, die ich übrigens durch eigene Anschauung schon als richtig erkannt hatte, sind das denn nicht etwa nur Ausnahmen und werden die Schuldigen nicht bestraft?

Sie können überall dieselben oder ihnen nahe kommende Erfahrungen machen. In manchen Gegenden sind allerdings die Postboten beritten und haben ein Begleitpferd zum Tragen der Postsachen; aber der Dienst ist darum nicht besser. Fast nie habe ich im Innern von Brasilien Antwort auf einen Brief erhalten, weshalb ich auch mit Briefschreiben aufgehört habe. Wenn Sie einem Freunde eine wichtige Mittheilung zu machen haben, so senden Sie selbst einen Boten; das wird

Digitized by Google

Ihnen 50, 100, ja, wie ich gesehen habe, selbst 500 Francs kosten, aber Ihr Auftrag wird an seine Adresse gelangen.

Von Unterschlagungen solcher Briefe, die als politische Correspondenzen verdächtig sind oder welche Geldwerthe enthalten, mag ich nicht sprechen. Zur Zeit der Wahlen werden sehr viele Briefe politischer Gegner beseitigt.

In Rio werden die Briefe aus Europa auf einen großen Tisch ausgebreitet, wo Jeder sich seine Correspondenz selbst heraussuchen kann; daß er auch die eines Andern mitnehme, kann der überwachende Beamte schwerlich hindern. Nachher werden alle Briefadressen alphabetisch auf eine Liste geschrieben und an die Thüre geheftet. Wollen Sie, verspätet, einen Brief holen, so führt man Sie in einen Saal, wo Sie in Behältern 15—20,000 Briefe finden werden. Hier müssen Sie selbst suchen.

Manche Kaufleute haben einen eigenen Briefkasten, wofür sie jährlich 125 Francs bezahlen. Fremde lassen oft ihre Briefe an den Consul ihrer Nation adressiren und bei ihm abholen; so gelangen allein an den französischen Consul monatlich 2—3000 Briefe.

Was die Briefträger betrifft, die allerdings auch vorhanden sind, so werden sie zu schlecht bezahlt, um ihren Dienst treu und pünktlich zu verrichten. Wohnt man zu weit, so erhält man oft gar keine Briefe.*)

Ruelle-Pomponne.

Une Epopée au Brésil. Paris 1869.

III.

Eine Hochzeit in St. Anna de Piray.

Sittenscenen aus dem Innern Brasiliens.

Zu dem friedlichen Städtchen St. Anna de Piray gelangt man von dem Orgelgebirge aus bald auf gebahnten Wegen, bald über Klippen

*) In letzter Zeit haben sich manche dieser Verhältnisse mit dem Vorrücken der Eisenbahnen gebessert; aber in dem unermeßlichen Reiche werden sie wohl noch lange an vielen Orten fortdauern, da der großen Entfernungen wegen die Einwirkung der Regierung machtlos wird.

Digitized by Google

und durch Moräste. Es gibt Hochzeit in Piray. Nichts Schönes, nichts Verlockendes, nichts Neues — eine Hochzeit, wie man sie im Innern Brasiliens alle Tage bis zum Ueberdruß sieht. Mag die Braut auch noch so arm, der Bräutigam noch so geizig sein, die Zahl der Gäste verherrlicht die Polterscene, bestimmt das Glück der Neuvermählten. Tout comme chez nous.

Aber anders wie bei uns die hier versammelte Gesellschaft! Feiste Mulattengestalten in kattunenen Jacken, kurzen baumwollenen Hosen, barhaupt, barfuß, mit dem Dolch im breiten, faltenreichen Gürtel; abgezehrte Sibyllen, die scheußliche Blöße in einen zerrissenen Unterrock von schmutziger Leinwand gehüllt; derbe Mädchenformen in verblichenem Seidengewande, das Auge in Flammen, das Herz in Kohlen; freie Negerdirnen in gewürfelten Kleidern, mit Strümpfen und Schuhen, den vollen Busen von einem ächten Madrastuche eingeengt, die Stirn mit Turban oder Straußfedern theatralisch geschmückt; lauernde Negersklaven, nur halb bekleidet, des günstigen Augenblicks gewärtig, trotz jedem Verwahrungsmittel, ihren größten Leidenschaften, dem Stehlen und dem Branntweintrinken, übermäßig zu fröhnen.

Auch einige kaiserliche Milizsoldaten erblickt man in der Ecke des ungedielten Saales, dessen Decke das durchlöcherte Dach bildet. Sie tragen durchgängig buntgestreifte, kattunene Jacken nebst baumwollenen, kaum bis auf's Knie reichenden Hosen, wie die Bergschotten. Die Beine bleiben so völlig nackt, nur die Füße sind mit massiven Holzpantoffeln beschwert; als Kopfbedeckung dient ein breitkrämpiger, schmutziger Strohhut. Nicht weniger originell sind die Waffen, die an ihrer Seite mehr der Peitsche eines Harlekins, als dem Ehrendegen eines Vaterlandsvertheidigers gleichen. Außer dem blanken Stoßmesser, das dem Brasilianer nie fehlt, führen sie, statt der Flinten, große Stöcke, auf deren Ende ein Bajonnett steckt, wie auch zuweilen einen französischen Reitersäbel ohne Scheide, oder umgekehrt eine Scheide ohne Klinge. Um den Hals schnürt sich ein grob gedrechselter Rosenkranz mit kleinen ledernen Säckchen, enthaltend heilsame Amulete gegen Tod und Verzauberung, als eingesegnete Bleifiguren, Makulaturstücke von Predigten, künstlich verflochtene Kreuzkarten nebst andern abergläubischen Beschwörungsformeln.

Digitized by Google

Die Beichte ist vollendet, der Pater hat seinen Segen über das Brautpaar gesprochen und usurpirt jetzt den ergiebigen Mittelplatz an dem schnell in eine Tafel verwandelten Altar, worauf Affenbraten und schwarze Bohnen den ersten und letzten Gang, Fische, Eidechsen und geölte Brodkugeln die Entremets ausmachen.

Die Sonne erhitzt, der junge Rum exaltirt; die Gesundheit der Neuvermählten trinkt man in portugiesischem Wein, indem man sich zuvor die Finger rein leckt — denn nur Braut und Bräutigam haben zusammen eine Gabel, zu deren Gebrauch sie aber vor lauter gegenseitigen Complimenten höchst selten gelangen.

Endlich klingt die Viola, jenes verruchte Instrument, das, ärger als unsere neue Strohharmonika, weder von Baß noch von Diskant etwas weiß; irgend ein hungriger Bänkelsänger intonirt das gemeinste aller Volkslieder, ein brasilianisches „Lott' ist todt!"

Allsogleich beginnt der Mindinho, ein portugiesisch karrikirter Fandango, ohne Tempo, ohne Grazie, ohne Effekt — eine unanständige Fabel ohne warnende Moral.

Drei Tage, drei Nächte lang dauert die Hochzeit, dauert das Diner, dauert der Mindinho. Nirgends Anstand, nirgends Selbstbeherrschung, nirgends Vernunft, nirgends Ruhe!

Manchmal blitzt ein Messer, ein Schrei wird gehört, ein Blutstrom quillt — dann ist Alles still; das Ohr des nüchternen Zuschauers hört nicht mehr das Getrampel der Tanzenden, das Gekreisch der gepeitschten Schwarzen, den Gesang der Mulatten. Am nächsten Morgen glaubt man aus einem wüsten Traum zu erwachen.

Dr. Le Petit.
Sittengallerie der Nationen.

Digitized by Google

Der merkwürdige Indianerstamm der Guatos.

Die Guatos oder Buatos, welche noch ziemlich zahlreich in der Provinz Mato-Grosso, am Aragnay und Paraguay, sowie an den großen, mit diesem Strome in Verbindung stehenden, Seen wohnen, bilden den interessantesten Indianerstamm von Südamerika und sind bisher mit Sicherheit noch unter keine der übrigen Völker- und Sprachengruppen untergebracht. Obgleich ihr Dialekt mit dem der Krens einige Aehnlichkeit hat, so ist ihr Zusammenhang mit dieser uralten Völkergruppe noch nicht ausgemacht.

Sie wohnen in kleinen Gemeinschaften, meist nur in einzelnen Familien an den Flüssen, welche sie in kleinen Kähnen befahren, der Mann rudernd oder mit langen zugespitzten Stangen (Pagans) schiebend, das Weib im Hintertheil des Fahrzeugs zusammengekauert steuernd.

Nach dem einstimmigen Urtheile der Berichterstatter gehören sie zu den schönsten Indianern Süd-Amerika's und nähern sich am meisten dem kaukasischen Typus, namentlich durch den starken oft dichten Bart auf Lippe und Kinn der Männer. Ihre Gesichtszüge sind von angenehmem, regelmäßigem Schnitt mit Habichtsnase und großen, offenen, am äußeren Rande nicht hinaufgezogenen Augen; die Weiber, welche schön, doch von einem melancholischen Ausdrucke sind, tragen das lange, unbeschnittene Haupthaar lose über den Schultern herabhängend, die Männer in einen Schopf gebunden, darüber bisweilen einen Strohhut. Sonst aber sind sie bis auf die Schürze (Tanga in der Tupisprache) um die Lenden unbekleidet. In der Unterlippe tragen sie die Tembeta, in den Ohrläppchen einen kleinen Federbüschel und um den Hals ein aus Zähnen

Digitized by Google

verschiedener Thiere, besonders des Kaimans, zusammengereihtes Halsband. Hände und Füße sind klein, doch die Beine manchmal gekrümmt wegen der zusammengebogenen Stellung in der kleinen, nur 4 bis 5 Personen fassenden Pirogue, worin der Guato die Hälfte seines Lebens zubringt.

Die große Körperkraft des Guato bezeugen seine starken und schweren Waffen, von denen namentlich die Bögen enorme Dimensionen haben. Ihre Pfeile, mit welchen sie sehr geschickt Vögel im Flug erlegen, sind 2½ Meter lang, ihre Lanzen bis 4 Meter. Die Theile des Pfeils sind mit Fischleim aneinander befestigt und mit einer Spitze aus Knochen versehen, die Bogensehnüre aus den Därmen des Brüllaffen oder den Fasern der Tucum-Palme gedreht.

Die Guatos wohnen nicht in Dörfern zusammen und bieten gewissermaßen das Bild eines Volkes ohne nationales Band dar. Jede Familie lebt für sich und baut ihre Hütte an einer möglichst unzugänglichen Stelle in einer kleinen Waldlichtung inmitten der weiten Niederungen oder Sümpfe.

Das Hausgeräth des Guato besteht nur aus einigen Calabassen und Fellen des schönen Tigers dieser Gegenden, dessen Jagd seine Lieblingsbeschäftigung ausmacht und den er, blos mit seiner langen Lanze bewaffnet, die ihn nie verläßt, angreift.

Einen großen Theil seines Lebens verbringt er in seiner Pirogue, auf die er sich mit seiner Familie einschifft, sobald die steigenden Gewässer seine Hütte überschwemmen, um jene wochenlang nicht wieder zu verlassen. Selbstverständlich besteht daher seine Nahrung vorzugsweise aus Fischen.

In jeder Familie befinden sich 3 bis 12 Weiber, die von dem Manne mit großer Eifersucht gehütet werden. In keiner Hütte wird mehr als ein Mann geduldet und sobald ein Sohn erwachsen ist, so trennt er sich von der Familie, um sich Frauen zu suchen und einen eigenen Hausstand zu gründen.

Zu bestimmten Zeiten, und nur zweimal jährlich, vereinigen sich die Männer an vorher von ihren Häuptlingen dazu bezeichneten Orten, denn diese ächt republikanischen Indianer haben gleichwohl erbliche Anführer. Diese Versammlungen dauern nur zwei Tage und finden ge-

Digitized by Google

wöhnlich an Orten statt, denen sie eine gewisse religiöse Ehrfurcht zu widmen scheinen, wie gewissen Gipfeln der Serra dos Donrados auf der Westseite des Paragnay und an den Eingängen zum See von Uberaba.

Einen merkwürdigen Gegensatz zu dieser Lebensweise der Guatos bildet ihre verhältnißmäßig sehr hohe Geistesentwicklung. Ihre Sprache ist weich und wohllautend, besonders im Munde der Frauen, und sie haben vor andern Indianern auch ein sehr entwickeltes Zahlensystem, indem sie einzeln bis fünf zählen und von da an in halben Decaden, die sie durch Hinzufügung eines zweiten unveränderlichen Wortes bezeichnen, so daß sie große Zahlen ausdrücken können, während die übrigen Indianer meist nur bis fünf zählen und für alles was darüber hinausgeht, nur ein Wort haben, was mehr als fünf oder viel bedeutet. Sie glauben an einen Gott und daß nach dem Tode die Seelen derjenigen, die auf der Erde sich gut betragen haben, fortdauern, wogegen die der Bösen vernichtet werden.

Obgleich ein kräftiger und muthiger Menschenschlag, haben sich die Guatos doch den Europäern gegenüber friedlich gezeigt. Die Milde ihrer Sitten und ihre kindliche Neugierde erinnerten den Grafen Castelnau an die Indianer Westindiens, wie sie von den ersten Entdeckern geschildert wurden. Außer daß sie gegen kleine Geschenke gern Lootsen- und Rudererdienste auf den von ihnen genau gekannten Labyrinthen der Paraguay-Gewässer leisten, pflegen sie auch den Reisenden dort mit ihren flinken Böten sich zu nähern und dieselben manchmal tagelang in kleinen Flottillen zu begleiten, um allerlei zu erfragen und zu erbitten, wobei sie oft in dem wenigen Portugiesisch, welches viele von ihnen sprechen, sich sehr beredt und manchmal schlagend auszudrücken verstehen. Ein Guato, dem bei einer solchen Gelegenheit von dem Major Rohan ein erbetenes Geschenk abgeschlagen wurde, strafte ihn mit den Worten: „Ich bitte, weil ich arm bin, ich sehe aber, daß du noch ärmer bist als ich.“

Dr. J. E. Wappäus.
(1871.)

Digitized by Google

Leben und Treiben am Amazonas.

I.

Anblick des Meeres.

Es ist etwas Ungeheures um diesen Amazonenstrom. Ich bin jetzt 250 Meilen denselben hinaufgefahren und doch will dieses dahinströmende Süßwassermeer nicht abnehmen. In Obidos brachte ich aus sehr sicheren Elementen heraus, daß in einer Minute 2,133,333 Kubik-Klafter Wasser dort vorbeifließen. Fast überall sieht man zwischen den beiden Ufern, rückwärts und vorwärts, das Wasser den Horizont bilden, ja wenn man der Mündung des Tapajos gegenüber vom linken Amazonenufer jenem Strom zufährt, erblickt man drei Süßwasserhorizonte, zwei vom Amazonenstrom und einen vom Tapajos.

Welche wundervolle Reiseeindrücke habe ich nicht erlebt! Von Para machte ich einen Ausflug nach Cameto am Tocantin. Nie habe ich die Tropennatur so in ihrer tiefen Poesie erlebt, wie dort. Mauritia-Palmen bilden dort ein Meer von Palmen mitten im Süßwassermeer. Euterpen, die schöne Oenocarpas Distieha und scharf gestachelte Asteocaryen helfen ihnen dabei.

Unter mächtigen Bartholletien mitten im Gebüsch dunkler Cacaobäume, schlanker Gummibäume und kräftiger Platanen leben harmlose Tapuyas (Indianerstamm) ihr stilles Dasein in Friede und Anspruchslosigkeit. Der Wald, der Fluß ernährt sie, keine Arbeit kümmert sie. Und eben weil Wald und Fluß sie nährt, sind sie Kinder beider und bringen ebenso viel Zeit im Wasser wie auf dem Lande zu. Alles badet,

Digitized by Google

Männer, Frauen und Kinder. Oft sieht man das anmuthigste braune Gewimmel im Wasser. Aechte Sirenen, schwimmen junge Mädchen längs des Ufers dahin, nach sich schleppend das glänzende schwarze Haar und im lachenden Scherz um einander herumgaukelnd. Diese Naivität ist ein reiner Naturlaut, zumal von Nachkommen der Europäer und Indianerinnen. Ich werde es nie vergessen, wie ich einmal ein liebes, fröhliches Kindergesicht auf dem Körper eines blühenden ausgewachsenen Mädchens fragte: Wie alt bist Du? und nach einigem Nachsinnen die Antwort erhielt: 40 Jahre. Ich erfuhr wohl, daß dies große Kind zwar 15 Jahre alt wäre, aber noch nicht zählen könne.

In jenen Winkel am Fluß kommt kein Fremder; dort bleibt der Naturlaut noch in seiner vollsten Reinheit und die Welt befindet sich in den anmuthigsten Flegeljahren. — In vieler Hinsicht fand ich die Naturlaute in Manaos am Rio negro wieder, aber schon in kräftigerer Weise. Cultur und tiefer Indianismus haben sich hier die Hand zur Freundschaft und Einigkeit gegeben und letzterer macht erstere glauben, daß er ganz in sie aufgeht. Und doch sieht man an allen Ecken und Enden, daß die Leute statt Christen nur getaufte Menschen sind und in den cultivirten Beinkleidern und Unterröcken immer noch Indianer bleiben.

Immer werden mir diese Waldungen von Leguminosen, Sterculiaceen, Ampideen und Palmen unvergeßlich bleiben, diese Waldungen, wo im Sonnenstrahle mächtige Aravas und Avaramos sich durch die reinen Lüfte zogen und Purpurfunken zu sprechen schienen. Und doch war es vor Allem ein Moment, das mir das Theuerste bleiben wird.

Ich fuhr im Kahn einen kleinen Fluß hinauf; er endete in einen kleinen, zauberhaft schönen Landsee. Hier deckten die Riesenblätter von 10—12 Exemplaren der Uaupe apona (Victoria regia) die unbewegte Fluth und zwei Blüthen lagen halb verborgen zwischen ihnen, von denen die eine noch eine Knospe — als ich sie pflückte, eine tiefpoetische Geschichte ihres Blumenlebens in der Mondscheinnacht erzählte.

Gleich nach Sonnenuntergang blühte die mächtige Nymphacee auf, war um 10 Uhr in aller Pracht offen, beinahe einen Fuß im Durchmesser; am Morgen war sie, nachdem sie mit ihrem Magnoliendust die ganze Nacht mein Zimmer erfüllt hatte — schon welk.

Digitized by Google

Und in der That ist die schneeweiße Blüthe, in der anfangs nur die 16 innersten Blätter geröthet sind, zu zart für den tropischen Sonnenstrahl. Auch wird sie seltsamerweise von einer in ihr und, wie es scheint fast nur in ihr parasitirenden Melolonthenart heimgesucht. In einer Blume traf ich in den mächtigen, geharnischten Fruchtkästen 13 Individuen von diesem sonderbaren Stamm. Uaupe (Vogel) apona (Pfanne) ist kein falscher Name für die Pflanze, abgesehen davon, daß er der legitime Urwaldname ist, denn die Blätter sind am Rande eigenthümlich aufgeschlagen und wenn so eine Pfanne voll Wasser ist, kann sich ein Vogel schon darin baden.

Avé-Lallemant.

II.

Sommerleben am Amazonas. — Die Regenzeit, eine drei Monate dauernde Kirmeß.*)

In dem brasilianischen Binnenlande ist das Leben von dem unsrigen so durchaus verschieden, daß mancher meiner Leser geneigt sein möchte, die Wahrheit der Einzelnheiten, die ich darüber mittheilen werde, zu bezweifeln. Ich gebe indessen nur eine Photographie des von mir selbst Jahre lang Gesehenen und Erlebten.

In Nord-Brasilien beherrscht die Natur dergestalt die Existenz des Menschen, daß mit Eintritt des Sommers, nicht wie bei uns blos einzelne bevorzugte Leute, sondern ganze Bevölkerungen ihre Wohnsitze wechseln und eine andere Lebensweise führen, und zwar die sorgenloseste und glücklichste, die man sich denken kann.

Sobald der Regen nachläßt und die Ströme fallen, scheint die Natur, wie bei uns mit den ersten Knospen des März, aufzuwachen.

*) Aus meinem Werke: Abenteurerleben in Guyana und am Amazonas, nach den Selbsterlebnissen von E. Carrey, Bouyer, Jusselain, Agassiz, Marcoy, Biart u. A. Zweite bedeutend erweiterte Auflage. Stuttgart, Rieger 1882.

Digitized by Google

Es gibt allerdings keinen Frühling, weil kein Winter da ist, allein der Boden legt doch seine Decke von schmutzigem Wasser ab; in einer Woche treten Hunderte Meilen weite Landstrecken hervor, auf denen sich ebenso schnell das reichste Thier- und Pflanzenleben entfaltet. Der Wald wird laut von tausendfachen Thierstimmen, der Strom und dessen Ufer bevölkern sich mit bunten Vögeln.

Alsdann beginnt in den dorfähnlichen Städtchen, in Dörfern und Hütten ein Jeder seine Vorbereitungen zu treffen: die Netze werden ausgebessert, die Boote calfatert, die Töpfe geputzt, Maniok und andere Mundvorräthe bereit gemacht; Jeder sieht auf den Strom, der die Zeit der Abfahrt bestimmt.

Kaum wird das benachbarte flache Ufer vom Wasser frei, so fährt Alles um die Wette ab; alle Häuser und Hütten leeren sich, der Amazonas und dessen Nebenflüsse wimmeln von Booten. An der Stelle des Ufers, die am besten gefällt, wird angelaufen und für den Sommer das Lager aufgeschlagen.

Selbst den culturfeindlichsten Indianern des Urwaldes ist diese Sommer-Villegiatur ein alljährlich wiederkehrendes Bedürfniß geworden, obgleich sie dabei jedesmal von den Weißen ausgebeutet und gebrandschatzt werden.

Für Reiche und Arme ist das Leben und Treiben ganz gleich, wie das Haus, das Carbet, d. h. einige Stangen mit darüber gelegtem Blätterdache. Die Möbel bestehen für alle nur aus einigen Hängematten, Netzen, Kochgeschirren und der unvermeidlichen Guitarre. Die allgemeine Bekleidung ist in diesem Eden nur wenig von der des Paradieses verschieden.

Früh Morgens fliegt der männliche Theil der Colonie zur Jagd aus, theils mit Flinte oder Blasrohr, theils mit Angeln und Netzen, zu Fuß oder im Kahne. Bevor die Sonne hoch steigt, kehren sie schon zurück mit mehr Beute, als eine ganze Familie bedarf; ja, Netze und Kähne sind oft so mit Fischen gefüllt, daß die Knaben sich damit spielend werfen.*)

*) Während der Regenzeit und in ihren Ortschaften begnügen sich die Einwohner mit gesalzenen Fischen und Maniokamehl, obgleich sie frische Fische im Ueberfluß haben könnten.

Digitized by Google

Während dieser Zeit haben die Frauen das Ufer und die Hütte gehütet, Maniok, das Brod für den Winter gepflanzt, Schildkröten und Eier gesucht, Holz für den Herd gesammelt. Gegen 8 oder 9 Uhr, je nach Beendigung der Jagd, wird die erste Mahlzeit hergerichtet. Es geschieht das ziemlich rasch, denn vor jeder Hütte brennt Tag und Nacht ein Feuer, welches kurz vor dem Essen gewaltige Verhältnisse annimmt. Zwei große irdene Kessel sieden darauf, der eine mit Wildschwein-, Hirsch-, Tapir- und Affenstücken, ganzen Enten und Hokkos u. dergl., der andere mit den schmackhaftesten Fischen; alles gewürzt mit verschiedenartigen Früchten. Rings um beide Töpfe braten andere Stücke Wildpret oder Fische. So sieht man, wenn die Familie zahlreich oder Besuch da ist, nicht selten ganze Eber oder Pirarucus, Fische, sechsmal größer als unsere schwersten Hechte, über dem Feuer.

Unter den meisten Hütten dienen Blätter als Teller, Muscheln als Löffel, die Finger als Gabel, der Boden als Tisch und ein gemeinsamer Wasserkrug zum Trinken für alle. Beschäftigt sich die Familie mit Kautschuksammeln, so wird diese überreichliche Mahlzeit, welche gegen Abend in gleicher Weise wiederholt wird, durch Hinzufügung europäischer Weine, Liqueure und Conserven noch verbessert. Portugiesische und brasilianische Händler versorgen sie nämlich schon lange vor Beendigung der Kautschukernte mit europäischen Produkten, die sie, überall anlegend, in ihren Booten Hunderte von Stunden weit flußaufwärts bringen. — So speist am Amazonas und dessen Nebenflüssen der ärmste Brasilianer oder Indianer jeden Tag zweimal.

Nach diesem Frühstück Bad im Flusse; dann Siesta bis drei Uhr; hierauf Kahnfahrt zum Fischen, wobei die Frauen rudern und die Männer langhingestreckt Cigarren rauchen; kurz vor Einbruch der Nacht Essen wie Morgens, Plätschern und Spiel im Flusse und zum Beschluß Guitarrespiel mit Gesang oder Tanz auf dem Ufersande.

Lange Monate hindurch dauert dieses Schlaraffenleben, bis es einige Wochen vor Beginn der Regenzeit einer fieberhaften Thätigkeit Platz macht: es gilt für diese Jahreszeit Vorrath an Maniok, Früchten, Gewürzen, getrocknetem und gesalzenem Fleisch, an Fischen u. s. w. zusammenzubringen. Das ganze Ufer gleicht bald einem ungeheuren Stapelplatze.

Digitized by Google

Jede Nacht kommen Jaguare, Affen, Mucurras ꝛc., bald heulend, bald schweigend, herangeschlichen und stehlen, was sie können. Beim Scheine des Mondes oder der vor den Hütten brennenden Feuer sieht man hier und dort eines dieser Thiere auf dem Ufer, furchtsam, aber beutegierig, beim geringsten Geräusche verschwinden. Vor jeder bewohnten Uferstelle, vor jeder Hütte schwimmen, wie große Baumstämme, die glotzenden Augen über dem Wasser, Morgens und Abends häßliche Kaimans, die nicht selten mehr als hundert an einer Stelle, wie eine Bettlerschaar vor einer Kirchthüre, darauf warten, daß etwas ihnen zugeworfen wird oder in den Fluß fällt. Wird es finster, so steigen sie auch wohl an das Ufer, um Beute wegzuschleppen. Alle Thiere jedoch, Kaimans, Jaguare, Geier, fliehen, sobald der Mensch, ihr Gebieter, sich gegen sie wendet.

Nach dem ersten Regenguße, oft schon an demselben Tage, bedeckt sich der ganze Strom mit schwerbeladenen Booten, die nach den Städtchen, Dörfern und Hütten der Heimath zurückkehren. Eine Woche nachher ist vom Ufer alles abgezogen.

Mein ethnographisches Gemälde würde nicht vollständig sein, wenn ich nicht auch in einigen Zügen das Winterleben in den brasilianischen Ortschaften und Städtchen schilderte. Zuvor muß ich jedoch den Leser nochmals bitten, seine ganze Glaubenskraft zusammenzunehmen, damit er nicht meine, ich erzähle ihm ein Kapitel aus Rabelais und keine Thatsache.

Nach der Rückkehr von der Sommerreise treten zuerst einige Tage der Ruhe, gleichsam der Sammlung für die kommenden Freudenanstrengungen, ein. Die Frauen sind allein beschäftigt: sie bringen die Wohnung in Ordnung und pflanzen die nöthigen Gemüse und Bananen.

Mit Ungeduld erwartet, kommen bald die Ubas und Egariten (Boote) der Tauschhändler den Strom herauf oder herunter und bringen Waaren oder Produkte aus Europa und Peru: Stoffe, Geräthe, Schmucksachen, Kleidungsstücke, besonders aber große Quantitäten von Weinen, Liqueuren und Conserven. Die Einwohner holen ihre reichen Vorräthe an Oel, Fleisch, Fischen, Kautschuk, Jaguarfellen u. s. w. hervor,

Digitized by Google

und bald hat jedes Haus in Ueberfluß seinen Bedarf. Der Negocijo, d. h. das Amusiren, die Festivität, kann losgehen.

Der Brasilianer vergnügt sich jedoch nicht wie andere Sterbliche auf's Gerathewohl hin, wie Zeit, Gelegenheit und Laune es bringen. Er treibt es gewissenhaft, mit Ordnung und wohlüberlegt. Alles ist nach einem bestimmten Programme geregelt, welches sich genau so im nächsten Jahre wiederholt. Am Aequator nimmt aber Alles riesenhafte Verhältnisse an: statt unserer Blindschleichen hat man dort Schlangen von 40 Fuß Länge, statt unserer Frösche Kaimans, die Flüsse sind sechsmal größer, die Thiere tausendmal zahlreicher als die unsrigen. Es liegt daher ganz in der Natur, daß unser mageres dreitägiges Patronatsfest in diesem üppigen Lande zu einer drei Monate ohne Unterbrechung dauernden Kirmeß ausgewachsen ist. Die tropische Sonne brütet ja noch andere Ungeheuerlichkeiten im Menschenleben aus, von denen man im zahmen Europa keine Ahnung hat.

Ich will nun, nach meinen Aufzeichnungen an Ort und Stelle, erzählen, wie es dabei zu Olivenza am oberen Amazonas zugeht.*)

Das Fest ist in Abtheilungen von je 6—12 Tagen getheilt, zwischen denen keine Pausen stattfinden.

An dem feierlichen Tage der Eröffnung begibt sich die ganze weiße Bevölkerung, wozu sich auch nicht wenig röthliche und schwarzbraune Familien rechnen, in Festkleidern auf den größten Platz des Ortes und wählt zunächst die Festhäuser, d. h. die, in welche an den bestimmten Tagen jeder Einwohner ohne Umstände eintritt, um nach Herzenslust Wein, Liqueure und Speisen zu sich zu nehmen. Keiner schlägt diese kostspielige Ehre aus, welche natürlich die Wohlhabenden vorzugsweise genießen. Hierauf wird als festordnendes Comité zur speziellen Leitung der Lustbarkeiten und Schmausereien eine Präsidentin mit mehreren Assistentinnen gewählt, welche den Namen „Richterinnen" führen.

Nun wird eine Deputation an den Pfarrer, der selbst dem Bürgermeister oder Gobernador an Ansehen vorangehenden Hauptperson des Ortes, gesandt, um den „Christo" zu verlangen. Der Padre mit

*) Emile Carrey. La meilleure des existences.

Küster und Chorknaben in vollem Ornate empfängt sie gnädig unter der Kirchthüre. Das große Crucifix wird geholt, in Prozession mit Trommelschlag unter Glockengeläute mit Böllerschüssen nach dem Sammelplatze und von dort in Begleitung der ganzen Festgesellschaft, d. h. aller durstigen Kehlen des Ortes, nach dem ersten Festhause getragen.

Unter der Thüre wartet die Dame des Hauses, als eine der „Richterinnen"; das Kreuz tritt ein und dahinter der Padre, der Küster, die Trommler, die Behörden und so viel Leute als das Haus fassen kann. Jeder ißt und trinkt nach Belieben. Der Zug geht hierauf nach einander zu den übrigen Festhäusern der Liste und wer aushalten kann, macht mit bis zum letzten.

Gegen Abend wird das Crucifix zur Kirche zurückgetragen und man begibt sich in das Haus des Pfarrers. Er gibt den ersten Kapitalschmaus und hat schon seit Wochen die besten Sachen dafür gekauft oder als Geschenk erhalten. Das Haus ist daher auch bis zum letzten Winkel gefüllt, die Trinker und Schmäuser sitzen sogar im Hof, in den Ställen, im Garten, vor der Thüre, es ist eine wahre Hochzeit des Gargantua.

Bei diesem Festmahle werden nun die Vergnügungen der kommenden Monate, Bälle, Hochzeiten, große und kleine Banquets, Spiel- und Trinkparthien u. dergl. festgesetzt, ein vollständiger Arbeitsplan entworfen, um sich methodisch zu betrinken, denn Letzteres ist für die Brasilianer die Hauptsache. Es wird die ganze Nacht hindurch gegessen und getrunken, auch musicirt und gesungen, aber nicht getanzt.

Das Bisherige war die Einleitung, so zu sagen nur das Ausspülen der Kehlen, die Tonangebung zu der langen Orgie, die mit dem nächsten Tage erst wirklich beginnt. Es findet zuerst wieder eine Prozession wie Tages vorher statt, aber feierlicher, mit Gesang vor der Thüre, wobei die Dame des Festhauses mit dem Weihrauchfaß begrüßt und ein großer, mit Blumenkrone und Bändern verzierter Mast (ganz der Kirmeßbaum am Niederrhein und in Holland) aufgepflanzt wird.

Das Haus ist nun wenigstens eine Woche lang für alle, die eintreten wollen, Brasilianer, Fremde, Indianer, offen. Auf langen Tischen steht Kaffee, Thee, Chocolade, Tafia und Liqueur. Alles ist reichlich

Digitized by Google

und in bester Qualität vorhanden, denn mit Ausnahme der europäischen Produkte hat jeder Hausbesitzer auf seinem Sitio (Waldlichtung mit Wohnung) alles selbst gebaut. Jeder bedient sich selbst nach Belieben. Das Trinken geschieht nicht ohne mit den stets anwesenden Damen ein Tänzchen, eine mit der spanischen Cachucha verbundene Quadrille, zu machen, welches zuweilen bis zum Morgen fortgesetzt wird.

Jedes neue Festhaus, welches an die Reihe kommt, wird auf dieselbe Weise eingeweiht und mit dem Festmaste bezeichnet. So dauert das Trinken und Tanzen drei Monate lang, ohne andere Unterbrechung als einige Stunden Schlaf. Den Beschluß macht ein Carneval von 8—10 Tagen. Dann stehen alle Häuser und Hütten offen; große und kleine Gesellschaften, Männer, Weiber und Kinder, ziehen in Verkleidungen mit Trommeln und Guitarren von Haus zu Haus. Ueberall wird Tafia und Liqueur getrunken und, wenn Platz ist, getanzt. Eine allgemeine Trunkenheit, vom Greise bis zum Kinde, bildet das Finale am letzten Tage.

Die Brasilianer behaupten, diese Excesse seien zur Erhaltung der Gesundheit in ihrem Klima nöthig. Ich sehe darin eine Hauptursache der unter ihnen herrschenden Krankheiten; Mäßigkeit und Vorsicht schützen auch hier wie überall gegen die klimatischen Einflüsse. Man darf indessen diese Sitten nicht zu strenge beurtheilen: die erschlaffende Wärme der Aequatorial-Gegenden führt zu leicht, ja fast nothwendig zum Genusse stimulirender Getränke, und bei der außerordentlichen Mangelhaftigkeit des öffentlichen Unterrichtes steht ein großer Theil des Volkes dem unzurechnungsfähigen Naturzustande näher als der Civilisation.

Digitized by Google

Der Rongou-Neger D'chimbo.

Eine Kriminalgeschichte aus Guyana.*)

Am 8. Januar 1868 befand sich die ganze Stadt Cayenne in einer ungewöhnlichen Aufregung. Obgleich es kaum 6 Uhr Morgens war, füllte die sonst so träge Bevölkerung den Marktplatz an. Es sollte eine Hinrichtung stattfinden. Das unheimliche Gerüst mit seinen hoch aufgerichteten zwei Balken stand da als ein schrecklicher Ausdruck der menschlichen Gerechtigkeit; aber außer der gewöhnlichen Neugierde erregte es hier mehr noch das Gefühl allgemeiner Befriedigung; denn das Fallbeil der Justiz sollte die Gegend von einem Banditen befreien, dessen himmelschreiende Verbrechen lange Monate hindurch die Bevölkerung mit Entsetzen erfüllt hatten.

Dieser Elende war ein eingewanderter Neger, genannt D'chimbo, bekannter unter dem Namen Le Rongou. Wir erzählen seine Geschichte nach den gerichtlichen Anklageakten, denen wir überall gewissenhaft folgen.

Als nach der Sklavenemancipation die Neger in Cayenne nicht mehr arbeiten wollten, suchten die bedrängten Pflanzer Ersatz in Indien und China. Allein die angeworbenen Kulis und Chinesen erwiesen sich als weit weniger brauchbar, als die Neger, und man richtete deshalb mit den willfährigen und gut dafür bezahlten Negermonarchen auf der Westküste Afrika's unter dem Namen einer freiwilligen Einwanderung den Sklavenhandel von Neuem ein. Diese sogenannten Auswanderer wurden weder von ihren Fürsten noch von den Franzosen gefragt, ob sie freiwillig gingen oder nicht. Das Geschrei der Negrophilen und

*) Nach dem eben so interessanten und belehrenden als prachtvoll illustrirten Werke von Frédéric Bouyer, La Guyane française. Notes et souvenirs de voyage. Paris, Hachette.

Digitized by Google

besonders das energische Auftreten der Engländer veranlaßte im Jahr 1859 die Abschaffung dieser sonderbaren „Rekrutirung der afrikanischen Neger", wie man den neuen Sklavenhandel offiziell nannte.

Guyana hat vorzugsweise schwarze Arbeiter aus den Stämmen am Gabon, den Orongous oder Rongous zwischen dem Flusse Mexias und dem Cap Lopez in der Nähe der französischen Besitzungen bezogen und es befanden sich darunter manche schlechte Subjekte.

D'chimbo, der später nur nach seinem Stammesnamen Le Rongou genannt wurde, war 1858 nach Guyana gekommen, wo er, bei den Goldwäschereien der Aprouague beschäftigt, bald als Raufer, Dieb und Vagabund in das Gefängniß geworfen und zu fünfjähriger polizeilicher Ueberwachung verurtheilt wurde. Er flüchtete sich in die Wälder der Insel Cayenne (man nennt so einen Theil des Festlandes, der auf einer Seite von dem Meere, auf den drei andern Seiten von den Flußarmen Cayenne, Cour de l'Isle und Mahuri eingeschlossen wird).

Eine geraume Zeit blieb er unsichtbar in den dichten Urwäldern, dann aber, der Ruhe müde, begann er durch Raub und Mord die Gegend von Cayenne (an der Ostspitze der Insel) in Schrecken zu setzen und 17 Monate lang, unverwundbar und ungreifbar, allen Nachstellungen, allen Verfolgungen der Soldaten, Gensdarmen und Einwohner zu entgehen.

Das Glück, womit D'chimbo überall entwischte, sein fast gleichzeitiges schnelles Erscheinen und Verschwinden auf mehreren Punkten der Kolonie fügten dem gerechtfertigten Schrecken, welchen er schon einflößte, noch etwas Uebernatürliches und Geheimnißvolles hinzu. Die Einwohner wagten sich nur zitternd auf die Wege; die Frauen, welche am meisten seinen Angriffen ausgesetzt waren, glaubten den fürchterlichen Rongou überall zu sehen. Man ging nur zu mehreren aus und war dabei nicht immer vor seinen Anfällen sicher; schließlich begannen die Verbindungen zwischen Land und Stadt darunter zu leiden und es kam so weit, daß die Marktzufuhren in Cayenne von den erschreckten Landleuten immer spärlicher gebracht wurden.

Um es sich zu erklären, wie in unserer Zeit und in der Nähe einer Stadt ein Bandit so lange ungestraft bleiben konnte, muß man sich einen Begriff von der Beschaffenheit der Gegend machen. Die Insel

Digitized by Google

Cayenne, obgleich der am meisten angebaute Landstrich Guyana's, besteht noch heute zum Theil aus einem fast undurchdringlichen Walddickicht. Es ist nicht der Urwald, das sogenannte grand bois, mit seinen colossalen hundertjährigen Stämmen, welche in ihrem ewigen Schatten das Unterholz nicht aufkommen lassen und überall freien Durchgang gewähren, wobei man nur hie und da einen Zweig oder eine Schlingpflanze abzuhauen hat. Das Dickicht, besonders der Niederungen und Sumpfgegenden der Insel besteht dagegen aus zahllosen, wild durcheinander stehenden großen und kleinen Bäumen, die mit Strauchwerk und Schlingpflanzen zu einer außerordentlich compacten Masse zusammengewachsen sind, in welchem der Jaguar wie der Bandit überall unzugängliche Schlupfwinkel findet. In dieser Wildniß sind Menschenwohnungen selten; es sind Oasen in einer grünen Wüstenei. Die in Guyana noch vorhandenen Zuckerplantagen befinden sich nicht mehr auf der Insel Cayenne; hier gibt es nur noch die sogenannten „Lebensmittel-Pflanzungen", auf denen die Kolonisten Früchte und Gemüse für die Stadt bauen. Zuweilen produciren sie auch etwas Baumwolle, Kakao, Kaffee, Vanille, vorzugsweise Maniok, welches wenig Arbeit, also auch wenig Arme bedarf. Meistens liegen diese kleinen Pflanzungen gruppenweise zusammen, andere stehen vereinzelt. Um nachbarliche Beziehungen zu ermöglichen, hat man im Dickicht schmale Pfade ausgehauen, auf welchen zwischen zwei Wänden von Blätterwerk die Leute nach Indianersitte in einer Reihe hinter einander gehen. Fahrwege gehen von Cayenne blos nach einigen Ortschaften; längs derselben steht nur sehr selten eine Hütte oder Pflanzung, so daß große Strecken ganz vereinsamt, zu beiden Seiten nichts als den Urwald zeigen — den Verfolgten eine sichere Zufluchtsstätte, den Verfolgern ein unübersteigliches Hinderniß.

So konnte also der Bandit lange allen Nachstellungen entgehen und durch seine Kühnheit, Gewandtheit und Grausamkeit einen fabelhaften Ruf im ganzen Lande erlangen. Es war kein Opern-Fra-Diavolo mit bebändertem Hute und dem klassischen Räuberarsenal im Gürtel. Die Beschreibung seines Aussehens lautet ganz anders:

Nackt bis zum Gürtel trug sein schwarzer, athletischer Torso seltsame Tätowirungen, zahlreiche Narben von Nägeln und Dornen, und

Digitized by Google

seine Gestalt war untersetzt und außerordentlich muskulös. Seine kurzen Beine, seine ungeheuer langen Arme, sein Stiernacken mit kleinem Kopfe, sein unbeschreiblich wilder und thierischer Gesichtsausdruck gaben ihm das Aussehen des Djina, jenes colossalen Gorilla's seines Vaterlandes, dessen fürchterliche Stärke und Sinnlichkeit er besaß. Gewöhnlich war er mit einem breiten schweren Waldmesser (sabre d'abattis) bewaffnet; manchmal hing er jedoch das Waldmesser ohne Scheide an seinen Gürtel und trug auf der Schulter eine ungeheure eiserne Keule, die er so leicht wie einen einfachen Stock handhabte. Nach dieser Beschreibung wird man den Schrecken begreifen, den dieser Bandit, schlimmer wie ein dem Käfig entsprungenes wildes Thier, unter der friedlichen Bevölkerung der Kolonie verbreitete.

Seit seiner Flucht in den Wald war D'chimbo in Betreff seines Lebensunterhaltes auf Diebstahl und Raub angewiesen. Er hatte schon zu lange das civilisirte Leben genossen, um sich mit den Früchten des Waldes zu begnügen. Er hatte sich daher eine Anzahl äußerst sorgfältig im Dickicht verborgener Carbets gebaut, die er nach einander bewohnte und von wo aus er die Wege, Hütten und Pflanzungen ungesehen beobachten und die Gelegenheiten zum Diebstahl von Lebensmitteln bei Tage und bei Nacht benutzen konnte. Namentlich die vereinzelten Wohnungen waren seinen Handstreichen ausgesetzt.

Das Folgende ließe sich leicht zu einem spannenden Sensationsromane verarbeiten, wir ziehen es indessen vor, uns an die Gerichtsakten zu halten, deren einfache Berichte, wenn man sich die Person des Helden und die Staffage der tropischen Landschaft mit ihrer buntfarbigen Bevölkerung dazu denkt, unabsichtlich romantisch genug sind. Ueberhaupt stellt ja häufig die nackte Wirklichkeit in den Tropenländern die Phantasie unserer europäischen Dichter weit in den Schatten.

Den mit List ausgeführten Diebstählen Rongou's folgten bald Raubanfälle mit offener Gewalt und zwar zuerst auf Frauen, deren er nach einander mehrere überfiel und schändete. Da keine derselben ihre Schmach in's Gerede bringen wollte und lieber das Geheimniß bewahrte, so blieb der Thäter verborgen; aber es begann eine dumpfe Unruhe sich der Bevölkerung zu bemächtigen. Plötzlich lenkte ein neues Verbrechen

Digitized by Google

die öffentliche Aufmerksamkeit auf D'chimbo, als den Verüber aller Missethaten, welche die Gegend so lange beunruhigten.

Der Neger Mouendja, ein Rongou wie D'chimbo, aber ein ordentlicher, tüchtiger Arbeiter, bewohnte eine Hütte auf der Plantage Beauregard. Da man ihm schon mehrmals Lebensmittel gestohlen hatte, so begann er scharf aufzupassen. Am 21. Januar 1866 wurde Mouendja um Mitternacht durch das Geschrei einer Henne geweckt. Er hört die Schritte eines Diebes vor seiner Hütte, ruft laut um Hülfe und eilt, blos mit einem Stocke bewaffnet, dem Spitzbuben nach, den er bald erreicht.

D'chimbo — denn er war es — dreht sich um und schlägt mit dem schweren Waldmesser, das er stets bei sich trug, auf Mouendja los und wirft ihn blutüberströmt auf den Boden, wo er mit Erbitterung seine Hiebe so lange wiederholt, bis er ihn bewußtlos und regungslos da liegen sieht.

Trotz des verzweifelten Zustandes des Verwundeten, der drei klaffende Kopfwunden und schwere Verletzungen an andern Körpertheilen hatte, gelang es, ihn in das Leben zurückzurufen, und er vermochte seinen Mörder, den er seit langer Zeit kannte, anzugeben.

Neun Tage später kam ein anderer Mann, Napoleon Napo, ein guter Arbeiter von der Plantage Bayer, an die Reihe. Dieses Mal war D'chimbo nicht allein, er hatte einen Spießgesellen bei sich, der bis jetzt dem Arme der Justiz entgangen ist.

In der Nacht des 30. Juni wurde Napo plötzlich durch das Geräusch eines Einbruches in seine Hütte geweckt. Zwei Männer stießen die Holzwand derselben ein und drangen beide, mit Waldmessern bewaffnet, auf ihn ein. Napo hat bereits das seinige ergriffen und stellt sich beiden Gegnern entgegen, welche ihm seine sous marqués*) und sein Leben nehmen wollen.

Ein Kampf entspinnt sich im Dunkeln, ein ungleicher und verzweifelter Kampf, in welchem Napo, zerschlagen und verwundet, einen Augenblick seinen Mördern entgeht. Er öffnet die Thüre und flieht, aber von beiden Banditen erreicht, wird er zu Boden geworfen und

*) Der sou marqué ist eine Colonialmünze von 10 Centimes

Digitized by Google

unbarmherzig zusammengehauen. Nach Vollbringung dieses Verbrechens kehren die beiden Banditen zur Hütte zurück, zünden ein Licht an und rauben ungestört Alles, was ihnen gefällt, Geld, Kleider und Hühner.

Napo, der noch athmete, als man ihn am folgenden Morgen mit sechszehn Wunden bedeckt in einer Blutlache fand, war nicht so glücklich als Mouendja; er starb acht Tage darauf.

Am 21. August kehrte eine alte Negerin, Eugenie Atiba, von der Sträflingskolonie Montjoly auf einem Waldpfade heim, als sie plötzlich Rongou aus dem Dickicht mit geschwungenem Waldmesser hervorbrechen sieht. Er ergreift sie, verbietet ihr unter Todesdrohungen zu schreien und schleppt sie mit Gewalt in den dunkelsten Wald. Die fünfzig Jahre der armen Frau schützen sie nicht vor der Schmach; nachher schleudert der Bandit sie mit Verachtung weg, nachdem er ihr die wenigen Lebensmittel und die in das Schnupftuch gebundenen paar Sous entrissen hatte.

Diese That reizte die Begierden des Wilden nur noch mehr. Er fand bald ein Mittel, sich jüngerer und hübscherer Frauen zu bemächtigen. An Werktagen sieht man wenig junge Feldarbeiterinnen der Insel Cayenne auf Wegen und Pfaden; denn sie sind bei der Arbeit auf den Pflanzungen. Aber Sonntags legen sie schon früh Morgens ihre Schmucksachen und ihre festtäglichen Kleider an, um in der Pfarrkirche Remire die Messe zu hören. Hierauf benutzen sie die freie Zeit, um Ausflüge in die Gegend und Besuche bei ihren Bekannten zu machen, wobei sie oft statt des Fahrweges die ihnen bekannten kürzeren Waldpfade einschlagen.

Diese Umstände kannte D'chimbo und er benutzte sie mit schlauer Berechnung, um ein neues Verbrechen, einen Mädchenraub, auszuführen.

Julienne Cabassou, eine junge hübsche Mulattin von 22 Jahren, hatte Sonntag den 26. August früh am Tage ihre Wohnung verlassen, um die Messe in Remire zu hören. Sie glaubte noch vor dem Gottesdienste Zeit zu haben, eine Freundin nicht weit von der Ortschaft abzuholen. Sie schritt also ruhig weiter, als sie sich plötzlich von zwei Fäusten an der Schulter gepackt fühlt.

Anfangs meinte Julienne, es sei ein Scherz von einem Freunde, aber bald wird sie enttäuscht. Ein Geruch wie von einem wilden Thiere verbreitet sich um sie, der Griff beider Fäuste wird stärker und die Spitze

Digitized by Google

eines Waldmeſſers zeigt ſich über ihrer linken Schulter. Julienne wendet den Kopf und ſtößt einen Schrei des Entſetzens aus. Es war der fürchterliche Rongou, den ſie nach der oft gehörten Beſchreibung des Banditen erkannte.

„Geh voran, geh voran,“ ſagte D'chimbo zu ihr, „geh voran, wohin ich Dich führen will; gibſt Du einen Laut von Dir, ſo biſt Du des Todes.“

Indem er ſie ſo, ohne ſie loszulaſſen, vor ſich her ſtieß, trieb er ſie in die Tiefe des Waldes und brachte ſie auf verſchiedenen Umwegen zu ſeinem Carbet (Hütte). Es war 8 Uhr Morgens. In dieſem Carbet gingen von da an bis 5 Uhr Abends ſcheußliche Scenen vor ſich, deren Einzelheiten unſere Feder nicht wiederzugeben vermag. Wehrlos in die Gewalt dieſes Ungeheuers gefallen, mitten in der Waldeinſamkeit, worin niemand ihre Stimme hört, hätte Julienne nur durch ein Wunder gerettet werden können; und dieſes Wunder geſchah nicht.

Der Rongou war über den Beſitz des jungen Mädchens hoch erfreut; aber ſeine Fröhlichkeit glich der des Tigers, welcher nicht alle ſeine Klauen einziehen kann. Sie machte ſich Luft durch einen Strom von Worten, welche vielleicht das lange gefühlte Bedürfniß ſeine Gedanken mittheilen zu können, bekundeten. Der Bandit prahlte mit ſeinen Verbrechen, er war ſtolz auf ſeinen Namen und ſeinen entſetzlichen Ruf.

„Du haſt vom Rongou ſprechen hören müſſen, ſagte er zu Julienne, von dem Rongou, der raubt, tödtet und nichts fürchtet, weder den Neger noch den Weißen. Nun, er ſteht vor Dir! Du heißeſt Roſillette, wie Du ſagſt; ich heiße der Rongou; wenn ich Dich Roſillette nenne, mußt Du Monſieur zu mir ſagen. Ich will's, hörſt Du? (Julienne hatte den Namen Roſillette aus leicht erklärlichem Zartgefühl angenommen.) Mein Tag iſt gut geweſen, fuhr er fort; jetzt beſitze ich ein hübſches Mädchen, und ich werde Dich ſobald nicht loslaſſen. Du wirſt meine Frau ſein; jetzt ſollſt Du Holz zu unſerm Bedarf im Walde hauen. Lebensmittel habe ich in Hülle und Fülle, ich hole mir Nachts ſo viel ich will. Weiber, die mir widerſtehen, tödte ich, denn der Rongou macht ſich nichts daraus zu tödten. Siehſt Du hier dieſen Hut, dieſe Jacke, dieſes Waldmeſſer? Sie gehörten Napo, einem alten Neger, den ich getödtet und beraubt habe. Willſt Du ſelbſt einmal probiren,

Digitized by Google

ob ich mit dem Tödten lange Umstände mache? Sieh hier durch das Dickicht auf den Weg; Leute gehen vorüber, versuche nur einmal zu schreien, und es ist um Dein Leben geschehen!" Dabei schwang er drohend das lange Waldmesser dicht über Julienne's Kopf.

Man kann sich den Schrecken des armen Mädchens vorstellen, welches unter den Drohgeberden und dem grausamen, unversöhnlichen Blicke des Ungeheuers erbebte.

Hierauf beschäftigte sich der Rongou mit seinem Mundvorrath und seinen Kochgeräthen, und zwang seine Gefangene, ihm dabei zu helfen. Indem er stolz auf die Früchte seiner zahlreichen Diebstähle zeigte, sagte er zu ihr: „Du siehst es; die Frau des Rongou wird glücklich sein; der Rongou ist reich; er besitzt noch andere ebensogut versorgte Carbets."

Da er Wasser zum Kochen brauchte, so ging er einen Augenblick hinaus, um es aus einer Quelle in der Nähe zu schöpfen, und ließ seine Gefangene allein. Kaum war er zwischen den Bäumen verschwunden, als diese rasch aus der Höhle des Unthieres entschlüpft und, so schnell sie es vermag, entflieht. Aber bald darauf hört sie hinter sich die Schritte ihres Verfolgers; mit einigen Sprüngen holt der Tiger seine Beute wieder ein. Er schleudert mit einem unbeschreiblichen Schrei der Wuth Julienne auf den Boden und greift an die Seite, als suche er die abwesende Waffe.

„Es ist sehr glücklich für Dich, daß ich mein Waldmesser vergessen habe, sagte er zu ihr; ich hätte Dich sonst sicherlich durchbohrt."

Hierauf schleppte er sein Schlachtopfer zum Carbet zurück; aber von da an überwachte er sie besser; er befürchtete einen neuen Fluchtversuch.

„Laß einmal sehen, sagte er zu Julienne in einem Augenblicke, wo er milder gestimmt schien; laß einmal sehen, was Du mitgebracht hast. Dein Sonnenschirm sieht noch sehr gut aus; ich behalte ihn für mich; ich habe auch einen, der aber nichts mehr taugt. Ich will für unser Carbet Pipis (zugespitzte Hölzer, welche die Neger zum Schutze ihrer Hütten auf den dazu führenden Pfaden in den Boden stecken) daraus machen. Was steckt in dem Schnupftuch? Aha! ein Silberstück! ganz neu, meiner Treu. Wie schön! wie glänzend! Schöner als die häßlichen Sous marqués der Neger von Cayenne." Und der Rongou

Digitized by Google

steckte das Francstück zu sich, nachdem er es mit kindischer Freude mehrmals geküßt hatte.

„Du hast da schöne Ohrringe; die würden mir wohl gut stehen. Ich muß sie durchaus haben und Du sollst sie mir anstecken."

Zögerung war nicht möglich; Julienne nahm daher ihre Ohrringe ab und heftete sie an die Ohren des Rongou, der über diesen neuen Schmuck entzückt zu sein schien.

So verstrich ein für die Gefangene schrecklicher Tag, ein Tag, dessen Stunden ihr Jahrhunderte zu dauern schienen, und an dem sie oft den Tod vor Augen sah. Der Rongou führte allein die Unterhaltung; Julienne antwortete nur einsilbig; aber aus Furcht, den Grimm des Ungeheuers zu reizen, zeigte sie sich scheinbar ergeben in ihr Schicksal.

Der Rongou ging einen Augenblick aus der Hütte, sah nach der Sonne und sagte: Es ist 4½ Uhr, komm mit mir, um Holz zu hauen.

„Meine Kräfte sind erschöpft, sagte Julienne; ich kann nicht."

„Wohlan, erwiederte D'chimbo, so gehe ich allein; aber vorher will ich mich vorsehen gegen Dich und machen, daß Du weder schreien noch Dich rühren kannst."

Hierauf griff er zu einem Bündel Stricke und band Juliennes Arme, Hände und Füße; knebelte sie noch außerdem und verließ dann die Hütte mit langsamen Schritten, zuweilen den Kopf wendend, um zu sehen, ob Julienne noch da sei.

Er war fort; das unglückliche Mädchen erblickt die Gestalt ihres Henkers nicht mehr zwischen den Bäumen. Es fällt ihr ein, daß er um das Holz zu suchen und abzuhauen einige Zeit, wenigstens eine Viertelstunde nöthig hat. Schnell entschlossen will sie den Versuch machen, dieser Tigerhöhle zu entrinnen, die Freiheit zu erlangen, ihr Leben zu retten. Sie weiß, daß wenn er sie wieder einfängt, ihr Tod gewiß ist, aber dieser ist ihr weniger schrecklich, als das Leben mit einem wilden Scheusal, dessen Messer sie unaufhörlich bedroht.

Nach unerhörten Anstrengungen gelingt es ihr, die Füße von den Banden zu befreien. Sofort steht sie auf und verläßt das Carbet. Anfangs kaum im Stande zu gehen, jeden Augenblick strauchelnd, befiehlt sie sich dem Schutze Gottes an und schlägt den nächsten Waldpfad ein.

Digitized by Google

Keine Feder vermag Julienne's Angst zu schildern während dieser Flucht, welche die Bande um ihre Arme und Hände noch mühsamer und schmerzlicher machten. Sie zitterte beim geringsten Geräusch, beim leisesten Windhauche, der einen Ast knarren ließ; der Vogel, der erschreckt davon flog, das scheue, im Gebüsch verschwindende Agouti, alles dünkt ihr der Widerhall der Schritte ihres Verfolgers zu sein.

Die Vorsehung scheint jedoch ihre Schritte in dem Wirrsale des Waldes zu lenken. Der aufs Gerathewohl eingeschlagene Weg führt sie aus dem Walde heraus; ihr Verfolger hat sicherlich ihre Spur nicht gefunden; sie erreicht ungehindert die Pflanzung Pacaut; sie erblickt Leute, sie ist gerettet!

Zwei alte Feldarbeiter, die erstaunt dieses mit Stricken gefesselte Weib sahen, eilten auf sie zu, nahmen ihr den Knebel aus dem Munde und führten sie zu dem Verwalter des Gutes, wo man ihre Bande vollständig löste und aus ihrem Munde die ergreifende Geschichte ihres Erlebnisses hörte.

Sofort bewaffnet man sich und eilt unter Juliennes Führung zum Carbet des Rongou. Aber die Raubhöhle ist leer, das reißende Thier hat sie verlassen. Nachdem D'chimbo die Flüchtige vergebens verfolgt hatte, bedachte er, daß sie bald ihm selbst nachsetzen würde, und ergriff die Flucht, indem er alles Tragbare mitnahm.

Die schrecklichen physischen und moralischen Aufregungen, welche die arme Julienne während ihrer Gefangenhaltung erlitten hatte, übten eine höchst nachtheilige Einwirkung auf ihren Geist aus. Sie verlor den Verstand. Das Bild des Banditen stand beständig vor ihren Augen; mit Schreckensrufen suchte sie vergebens diese stets vor ihren Augen stehende Erscheinung zu bannen. Trotz der sorgfältigsten Pflege, welche man ihr allseits zu Theil werden ließ, stand das Unheilbarwerden ihrer Geistesverwirrung zu befürchten, als eine gewaltige physische Erschütterung sie rettete. Neun Monate nach diesem verhängnißvollen Tage brachte Julienne ein so verwachsenes, mißgestaltetes Kind zur Welt, daß der Tod dieses kleinen Monstrums ein wahres Glück für sie war. Sie erhielt den Verstand wieder.

Die Flucht Julienne's hatte die wilden Leidenschaften des Rongou

Digitized by Google

aufs Aeußerste getrieben. Von nun an beschloß er, unerbittlich zu sein, und drei Tage kaum waren seit der von uns erzählten Frevelthat verflossen, als ein neues Verbrechen Schrecken und Entrüstung in der Kolonie verbreitete. Dieses mal hatte D'chimbo nicht den Sonntag erwartet; er hatte Eile, Widervergeltung zu üben.

Donnerstag den 29. August fand man an der Grenze der Plantagen Grand Beauregard und Trois-Amis drei Leichen in einer Blutlache. Es war eine Mutter mit ihren beiden Kindern, Marcelline Victor, eine Negerin von der Plantage Loyola, ein Mädchen von vier Jahren, Eugenie, und ein Knabe von zehn Monaten. Marcelline trug drei ungeheure Wunden, jedenfalls vom Waldmesser, am Kopfe; der kleinen Eugenie war der Kopf an einem Felsen zerschmettert worden, er hatte keine menschliche Gestalt mehr; der Säugling lebte noch bei Ankunft der Gensdarmen, und hing noch, Nahrung suchend, an der Brust seiner Mutter, allein ein Hieb des Waldmessers hatte ihn am Köpfchen verwundet und sein Rücken war von Maniok-Ameisen schon halb verzehrt. Er starb am selbigen Tage.

Marcelline hatte mit den Kindern ihre Hütte gegen sieben Uhr Morgens verlassen; sie trug einen ganz neuen, leicht wiedererkennbaren Sonnenschirm. Dieser Sonnenschirm war verschwunden, aber nicht weit von dem Orte des dreifachen Mordes fand die Justiz in einem mit Zuckerrohr reichlich versehenen Carbet den Sonnenschirm Juliennes, welchen der Mörder wahrscheinlich gegen den andern vertauscht hatte.

Am Abende desselben Tages, bei hellem Mondschein, wurde D'chimbo erkannt, als er eben irgend einen Raub auf der Pflanzung les Allées ausführen wollte. Verfolgt und in die Enge getrieben, warf er ein Ruder und einen Sonnenschirm weg, welchen er trug. Letzterer war der Sonnenschirm Marcelline's. Das Ruder war mit einem Stück von der Jacke der unglücklichen Frau umwickelt. Die Vorsehung schien die unwiderleglichen Beweisstücke zur Entdeckung des Verübers so vieler Schandthaten herbeischaffen zu wollen.

Die Gegenwart des Rongou in diesem Theile der Kolonie und das mitgenommene Ruder bezeichneten deutlich seine Absichten. Er hatte eingesehen, daß man ihn wie ein wildes Thier hetzen würde, und die

Digitized by Google

Insel Cayenne ein gefahrvoller Aufenthaltsort für ihn sei. Er wollte also über den Mahuri setzen und sein Banditenleben auf einem neuen von der Hauptstadt und Vertretern der öffentlichen Macht entfernteren Schauplatze fortsetzen.

Er mußte diesen Plan aufgeben und kehrte in die Wälder der Insel zurück, wo man fast drei Monate lang nichts mehr von ihm hörte. Durch die Behörde angefeuert, entfaltete die Polizei die größte Thätigkeit, um den Missethäter einzufangen, aber er spottete aller Nachforschungen. Auf seinen Kopf wurde ein Preis gesetzt, denn man wollte ihn todt oder lebendig haben. Die öffentliche Sicherheit verlangte gebieterisch, daß man dieses blutdürstige Thier auf irgend eine Weise vernichte. Aber diese Maßregel führte schlimme Mißgriffe herbei und man war gezwungen, sie zu widerrufen, denn während der Bandit unverwundbar schien, bezahlten mehrere Unschuldige ihr Herumstreichen während der Nacht und ihre schwarze, der des Rongou gleiche Haut, mit dem Leben.

Der verschlagene Wilde, der von allen diesen Nachstellungen Wind bekam, begriff, daß er auf der Bahn des Verbrechens einhalten müsse; er blieb, wie schon gesagt wurde, einige Monate ruhig und machte sich unsichtbar, indem er selten zweimal an demselben Orte übernachtete und seine Spuren mit infernalischer Geschicklichkeit verwischte.

Nach drei Monaten wurde er jedoch dieser erzwungenen Ruhe überdrüssig und er begann seine Raubzüge von neuem. Wiederum hatte er es auf die Frauen abgesehen und der Sonntag war der Tag, den er vorzugsweise wählte.

Am Sonntag den 25. November 1868, kamen drei Feldarbeiterinnen von der Plantage Beausé jour auf einem Waldpfade daher, als ihnen der Rongou mit einer großen Keule, einem Waldmesser und einem andern großen Messer bewaffnet, in den Weg trat. Ein Mann Namens August Lorrain, welcher die Frauen begleitete, tritt ihm muthig entgegen. D'chimbo versetzt ihm einen gewaltigen Keulenschlag an den Kopf, dessen Kraft jedoch durch den Hut etwas abgeschwächt wurde. Aber durch das Beispiel ihres Vertheidigers ermuthigt, warfen die drei Frauen ihre Körbe ab, raffen Steine auf, rufen um Hülfe und schüchtern den Rongou durch ihre entschlossene Haltung ein.

Digitized by Google

D'chimbo weicht langsam und kehrt in den Wald zurück, dann springt er plötzlich vor, ergreift den Pagara (großer Korb) einer der Frauen und flieht mit seiner Beute, indem er höhnisch den Ruf der Frauen: Hülfe! Hülfe! wiederholt. Der Korb enthielt einige Sous und Wäsche.

Fünf Tage darauf begegneten drei Negerinnen ebenfalls dem Banditen. Rosa, eine ältere Frau, ihre Schwester Ursula und Flora, ein junges Mädchen von 17 Jahren. Sie trugen Körbchen mit Lebensmitteln, Wäsche und eine Flasche Zuckersaft. Es war ein Uhr Nachmittags, und sie hatten, um schneller nach Hause zu kommen, einen Waldpfad eingeschlagen, auf welchem sie nach Indianerweise hintereinander schritten. Die junge Flora, welche an der Spitze ging, wandte zufällig den Kopf, als sie plötzlich einen mit einer eisernen Stange bewaffneten Menschen hinter den andern aus dem Gebüsch springen sah.

Wir sind verloren, rief sie; da kommt der Rougou!

Kaum hat sie diesen Angstruf ausgestoßen, so erhält Rosa, die letzte der Reihe, die kaum Zeit hat, den Rougou zu erblicken, einen fürchterlichen Schlag mit der eisernen Stange an den Kopf, aus dem das Blut hervorströmt. Sie sinkt bewußtlos zu Boden. Ursula und Flora werfen ihre Körbe weg und fliehen so schnell sie können, überzeugt, daß Rosa den Todesstreich erhalten hat.

Der Schrecken gab ihnen Flügel und rettete ihnen ohne Zweifel das Leben, denn wahrscheinlich hätte nach Beider Ermordung die junge hübsche Flora dasselbe Loos wie Julienne Cabasson gehabt.

D'chimbo verfolgte sie jedoch nur einen Augenblick und verschwand, nachdem er sich der zurückgelassenen Körbe bemächtigt hatte.

Rosa wurde bald darauf aufgehoben und sorgfältig verpflegt. Die Wunde war fürchterlich, so daß es als ein wahres Wunder angesehen wurde, als sie zwei Monate nachher außer Gefahr war.

Von dieser Zeit an wurde der Rougou immer mehr in die Enge getrieben, aber es gelang ihm noch lange, den Gesetzen und den Verfolgern zu trotzen, obschon man selbst im Fährtensuchen erfahrene Indianer auf den Streifzügen mitnahm. Man verdankte es blos einem Zufalle, daß die Gefangennahme des furchtbaren Banditen gelang und die Kolonie von dieser Landplage befreit wurde.

Digitized by Google

Zwei Neger, Tranquille und Anguilag, von der Plantage La Folie, sahen eines Morgens in der Frühe einen Mann in die Küche dringen, wo er einen Feuerbrand vom Herde nehmen wollte. Als er sich entdeckt sah, wollte derselbe fliehen, aber der Neger Tranquille, welcher glaubte, einen Spitzbuben, vielleicht den Rongou selbst, vor sich zu sehen, schoß ihm eine Ladung Schrot in den Leib, wodurch er zwar nicht zu Boden geworfen, jedoch in seinem Laufe aufgehalten wurde.

D'chimbo, er war es, wandte sich um und drang mit dem Waldmesser in der Faust auf Tranquille ein, um ihn zu tödten. Da eilt Anguilag seinem Kameraden zu Hülfe, versetzt dem Banditen einen Säbelhieb in den Arm, während Tranquille einen Kolbenschlag gegen dessen Kopf führt. Beide entschlossene und kräftige Männer packen jetzt den Banditen, werfen ihn trotz seiner ungewöhnlichen Stärke und seiner verzweifelten Gegenwehr auf den Boden und binden ihn an Armen und Beinen.

Dieser sucht nun seine Besieger zu verführen; er will einen von ihm im Walde vergrabenen Schatz, eine Masse Goldklumpen, die er in den Approuague-Minen gestohlen habe, mit ihnen theilen. Aber die beiden Schwarzen schenken seinen Versprechungen kein Gehör und führen den Gefangenen zu dem Kommissar des Bezirks. Dieser obrigkeitlichen Person gegenüber nennt sich der Bandit mit wildem Stolze und erklärt, er sei der Rongou.

Die Nachricht von seiner Gefangennahme verbreitete sich mit der Schnelligkeit des Blitzes und erregte allgemeinen Jubel. Jeder beglückwünschte die beiden wackern Neger, welche der Kolonie Ruhe und Sicherheit wiedergegeben hatten; sie erhielten eine Belohnung von 2000 Francs.

Eine unermeßliche Volksmenge erwartete den Rongou, als man ihn zur Stadt brachte. Jeder wollte den berüchtigten Missethäter sehen, und sich durch den Augenschein versichern, daß es wirklich jener Frauen- und Kindermörder, jenes blutdürstige Unthier, jener Teufel in menschlicher Gestalt sei. Es stand zu befürchten, daß das Volk Lynchjustiz üben, ihn den Händen der Gensdarmen entreißen und in grausamster Weise hinrichten würde. Es geschah jedoch nicht. Die Menge, überzeugt, daß der Arm der Gerechtigkeit ihn nach Verdienst strafen würde, begnügte sich damit, ihrem Zorne durch Verwünschungen und Schimpfreden Luft zu machen.

Digitized by Google

Der Rongou wurde vor die Assisen von Cayenne gestellt. Er zeigte während der Verhandlungen Stolz und Gleichgültigkeit. Bei seiner Confrontation mit Julienne Cabassou veranlaßte dieß eine ergreifende Scene. Als die junge Frau dem Scheusal gegenüber gestellt wurde, überlief sie ein Schauder, der sich über die ganze Zuhörerschaft verbreitete. Aber ihre Aussage geschah mit Würde; sie ließ sich nicht zu gehässigen Vorwürfen herab.

Die allerdings schwierige, aber mit Geschick geführte Vertheidigung des Verbrechers, welche eine Entschuldigung in der unzurechnungsfähigen wilden Natur des Negers suchte, fiel vor einer einzigen Frage des Präsidenten in ihr Nichts zurück.

„In Deinem Stamme, sagte er zum Angeklagten, was geschieht da mit dem Manne, der tödtet?"

„Man tödtet ihn," antwortete D'chimbo freimüthig.

Er sprach damit sein eigenes Urtheil aus. Zum Tode verurtheilt, wurde er bald darauf auf dem Marktplatze von Cayenne durch das Fallbeil hingerichtet. Er stieg gleichgültig und festen Schrittes auf das Schaffot und besah sich verwundert die seltsame Maschine. Einige Minuten darauf fiel sein Kopf.

Man hatte den Fehler begangen, dem Schaffotte gegenüber alle Rongou-Neger der Kolonie in einer Reihe aufzustellen. Es waren nicht die Verbrechen ihres Stammes, die gesühnt wurden, und der Neger Anguilag, der den Banditen mit Gefahr seines eigenen Lebens überwältigte, war selbst ein Rongou.

Der Bandit Rongou wird noch lange in Guyana die Phantasie des Volkes beschäftigen und legendenhafte Erzählungen seiner Schandthaten hervorrufen. Noch lange werden Negerinnen und Mulattinnen, wenn sie sich in den Wäldern, wo er hauste, verspätet haben, unwillkürlich ihre Schritte beschleunigen, weil sie fürchten, jeden Augenblick sein unheimliches Schreckensgespenst vor ihren Augen auf dem Waldpfade auftauchen zu sehen. B.

Digitized by Google

II.

Mittel-Amerika.

Die Antillen. Meriko.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Indianerstämme Mittel-Amerika's.

Während die sogenannte rothe Race Nord-Amerika's überall im Hinsiechen begriffen, das trostlose Bild einer absterbenden, dem unaufhaltbaren Untergange geweihten Bevölkerung bietet*), zeigt sich dem Reisenden die Zukunft der Indianer Mittelamerika's in einem weit weniger düsteren Lichte. Die Hauptursache liegt wohl in dem Umstande, daß die Ureinwohner Nord-Amerika's ausschließlich Jagdvölker sind, während die lohbraunen Bewohner Mittel-Amerika's sich schon zur Zeit der Entdeckung und Eroberung des Landes durch die Spanier mit der Cultur des Bodens beschäftigten. In dem Maße, als der weiße Ansiedler gegen Westen vordringt und die Axtschläge der Squatters durch die Urwälder des Mississippi und Missouri schallen, wird der indianische Jäger mit jedem Jahr auf ein engeres Gebiet zurückgedrängt und sieht die Hauptquelle seines Unterhalts immer mehr versiegen.

Ganz verschieden dagegen erscheint der Zustand der ackerbautreibenden Indianer Mittel-Amerika's, welche über ein Areal von 155644 englischen Quadrat-Meilen zerstreut, eine Seelenzahl von mehr als einer Million Individuen oder ungefähr die Hälfte der Gesammtbevölkerung des ganzen Ländergebietes von Soconusco an der mexikanischen Grenze bis zur Landenge von Panama ausmachen. Nebst ihrer landwirthschaftlichen Beschäftigung ist es namentlich ihr günstiges numerisches Verhältniß zu den weißen Ansiedlern (welche letztere kaum 100 000 Seelen betragen, während die Mischbevölkerung 800 000 und die Neger 12 000 Seelen ausmachen), sowie die äußerst geringe und nur allmähliche Zunahme der nordischen Einwanderung, wodurch sich die mittelamerikanischen Indianer über ihre Stammesgenossen in den vereinigten Staaten im entschiedenen

*) S. jedoch weiter unten Andree über die neuesten Untersuchungen.

Digitized by Google

Vortheil befinden. Mit sehr geringer Ausnahme an der Ostküste im Staate Costa Rica und an der sogenannten Balsamküste im Staate San Salvador, wo wir noch einzelne nomadisirende Indianerstämme antrafen, leben die Ureinwohner Mittel-Amerika's größtentheils auf festen Wohnsitzen angesiedelt und beschäftigen sich hauptsächlich mit der Cultur eines überaus fruchtbaren Bodens. Nirgends haben sie jenes wilde, wunderliche Aussehen, wie im Westen des Missisippi, wo ich noch mehrere Tausend halbnackte Dahkotah-Indianer, Gesicht, Hände und Brust auf das seltsamste mit rothen, gelben und grünen Farben beklecksst, eine bunte Wolldecke über die braunen Schultern geworfen, versammelt gesehen habe. Die Tracht der Indianer Mittel-Amerika's ist zwar gleichfalls nicht ohne romantischen Anstrich, aber sie hat unter dem Einfluß der Civilisation den Charakter der Wildheit eingebüßt. Selbst im Staate Guatemala, wo gegenwärtig noch die meisten Vollblutindianer anzutreffen sind und wo sie den bei weitem größten Theil der Bevölkerung bilden (von 100 Einwohnern sind 83 Indianer, 16 Mischlinge, 1 Weißer), zeigen die Eingeborenen in Tracht, Sitten und Gebräuchen einen Anflug von europäischer Cultur, wenngleich im Wesentlichen die Zustände noch ziemlich dieselben sind, wie zur Zeit wo Pedro Alvaredo mit einer Horde spanischer Abenteurer und einer kleinen Zahl fanatischer Mönche sich beeiferte, die freien Bewohner des neuentdeckten Erdstriches durch Schwert, Brandmal und Folter dem König von Castilien zu unterwerfen und zur Religion der „Nächstenliebe" zu bekehren. Namentlich in den sogenannten Altos oder auf dem Hochlande von Guatemala ist der Zustand des Volkes noch von sehr primitiver Natur. Man wandelt daselbst völlig auf dem klassischen Boden der Indianergeschichte und dies ist Ursache, daß wir hauptsächlich die Bewohner des alten Quichéreiches zum Gegenstand dieser kulturhistorischen Skizze zu machen beabsichtigen. In Quesaltenango, Sunil, Santa Catalina-Istlavacan, Momostenango, Utatlan, Totonicapam, Santa Cruz del Quiché u. s. w. haben die Ansiedlungen der Eingeborenen, sowie diese selbst ihre Urthümlichkeit bewahrt, wenn schon weder ihre Tracht, noch ihre Wohnsitze jenen barbarischen Anstrich haben, wie der Anzug und die Wigwams der nomadisirenden Jägervölker des Nordens. Die Männer, kräftige Gestalten von lohbrauner Körperfarbe, mit eckig

Digitized by Google

hervorstehenden Backenknochen, schmaler Stirn, stechend schwarzen Augen und struppigem, dunklem Kopfhaar, tragen in der Regel kurze, braune Jacken und weiße weite Hosen, die, nur bis zu den Knieen reichend, um die Hüften mit einer buntfarbigen Binde befestigt sind. In diesem Anzuge besuchen sie die Märkte der größeren Städte, wohin sie die Produkte des eigenen oder fremden Bodens bringen.

Die Indianerweiber haben eine nicht minder einfache Toilette. Sie tragen ein breites, grobes, buntfarbiges Stück Tuch (enagua) in der Form eines Rockes um den Leib gewunden, das mit dem einen Ende an der linken Hüfte festgemacht ist, sodann ein kurzes, leinenes Oberhemd (quipil), das zuweilen sehr zierlich mit rothen und blauen Fäden ausgenäht erscheint. In die zu Zöpfen geflochtenen langen, pechschwarzen Kopfhaare winden sie vielfach rothe und gelbe Bänder, wodurch der Kopfputz ein äußerst malerisches Aussehen gewinnt.

Die Indianerkinder sind meist noch naturthümlicher gekleidet und laufen bis zu einem Alter von sieben bis acht Jahren völlig nackt herum.

Die Lebensweise der Urbewohner der Altos ist eine äußerst einfache und anspruchslose. Ihre Wohnungen sind zwar in Rücksicht des kühleren Klima's (die mittlere Jahrestemperatur ist daselbst ungefähr 17° Cels.) nicht blos offene Rancho's aus Schilfrohr und den Blättern von Palmen und Helikonien, wie jene der Eingeborenen in der heißen Tiefebene, sondern gemauerte Häuser aus Lehm mit Ziegeldächern, aber im Innern herrscht die gleiche Dürftigkeit.

In dem fast leeren Raume erblickt man außer einer einfachen hölzernen, mit Strohgeflechten überdeckten Schlafstelle höchstens noch ein paar Bänke und einen Tisch. Die ganzen Habseligkeiten der Familie hängen gewöhnlich an aufgespannten Stricken oder in Netzen herum, indeß das Werthvollste in einer kleinen Holztruhe in einem Winkel der Stube aufbewahrt ist. Die Koch- und Eßgeräthschaften bestehen größtentheils nur aus Thon, Holz und den ausgehöhlten Früchten des Jikarabaumes. Die Nationalgerichte, welche sich auf der einfachen Tafel des Indianers häufig wieder begegnen, sind: Tamal (eine Art Maisbrot), Pipian, ein indianisches Ragout, und Pul-ik, eine mit Mais und rothem Pfeffer bereitete Fleischspeise. Der Lieblingstrank der Indianer von

Digitized by Google

Guatemala ist die Chicha (sprich Tschitscha), eine aus den gegohrenen, pflaumenartigen Früchten des Jocotebaumes gewonnenes, berauschendes Getränk, und die Pulque, welche aus dem Safte der Agave Americana bereitet wird.

Die Lebensgewohnheiten der heutigen Indianer lassen überhaupt vermuthen, daß dieses Volk auch unter der glorreichen Regierung Montezuma's in seinen häuslichen Einrichtungen niemals viel Luxus entfaltet hat. Ihre Wohnhäuser scheinen zu allen Zeiten in den Tiefebenen nur luftige Bauten aus Rohr und Palmenblättern, und in den Höhen gemauerte Hütten aus luftgetrockneten Ziegeln (adobes) gewesen zu sein, welche, sobald sie unbewohnt blieben, rasch der Zerstörung anheim fielen. Dadurch erklärt sich auch, warum bis jetzt außer den Resten von Denkmälern, welche die Urbewohner den Götzen errichteten und außer den Trümmern einzelner, zu religiösen Ceremonien verwendeter Stufengebäude fast kein einziges bedeutendes Bauwerk aufgefunden wurde, welches man für die einstmalige Behausung irgend eines vornehmen oder reichen Indianers ansehen könnte, deren es in der Blüthezeit des Quichéreiches doch gewiß viele gab. Der einzige Luxus, welchen man zuweilen in dem sonst in jeder Weise dürftigen Hauswesen der Indianer der Altos von Guatemala begegnet, ist das Temaskal, eine Art Schwitzbad. Fast jedes Haus besitzt einen niederen Zubau, der einem Backofen ähnlich sieht, und in welchem mittelst einer Vorrichtung heiße Luft hineingeleitet wird. In diesem erhitzten Raum verweilt der Indianer oft stundenlang mit seiner ganzen Familie und die Eingeborenen sind sogar geneigt, eine gesteigerte Fruchtbarkeit der Frauen dem häufigen Gebrauche dieses heißen Luftbades zuzuschreiben. Eine solche Schwitzkur, auf welche jedoch nicht wie in Europa, eine Abkühlung mit kaltem Wasser folgt, gilt unter den Indianern als eine der wirksamsten Heilmethoden, zu welchen sie in den heterogensten Krankheitsfällen ihre Zuflucht nehmen.

Während so die Indianer Guatemala's in Tracht, Beschäftigung und Umgang nur wenig die heidnischen Urbewohner der Cordilleren verrathen lassen und sich sogar dem Anschein nach zur katholischen Lehre bekennen, halten sie andererseits in ihrem Innern noch immer fest an den rohen Sitten und Gebräuchen ihrer götzenanbetenden Voreltern. Ja,

Digitized by Google

es ist überraschend zu sehen, welch geringen Einfluß die katholische Kirche seit drei Jahrhunderten, trotz dem Zauber ihres kirchlichen Apparates und den gewaltigen, oft grausamen Mitteln, welche ihr zu Gebote standen, auf die Herzen und die Ueberzeugung der Indianer zu üben im Stande war. Noch fortwährend erscheinen diese lohbraunen Bewohner der Mehrzahl nach ungläubig und unbekehrt und würden, sich selbst überlassen, wohl bald wieder ins Heidenthum zurückfallen. Das fühlen auch sowohl die weltlichen, als die geistlichen Autoritäten des Landes, allein es liegt nicht in ihrer Macht, diesem Uebel entgegenzuwirken. Indem sich die Indianer alle Lasten und Bürden der katholischen Kirche gefallen lassen und sich stillschweigend ihren Geboten fügen, üben sie ihren Götzendienst und ihre heidnischen Gebräuche gleichwohl im Geheimen fort. Dabei hält es bei ihrem unbeugsamen Starrsinn und der Verschlossenheit ihres Charakters unendlich schwer, ihnen in dieser Beziehung auch nur die geringste Mittheilung zu entlocken. Schon die ältesten Geschichtsschreiber und Missionäre klagen über die hartnäckige Schweigsamkeit des Indianervolkes, von welchen nur die Frauen zuweilen eine Ausnahme zu machen schienen. „Si no es por via de mujeres, no se sabe nada“ (wenn es nicht durch die Frauen geschieht, erfährt man nichts) schreibt Antonio Herrera in der vierten Decade seines spanischen Geschichtswerkes, wo von den dürftigen Traditionen die Rede ist, welche über die ältere Geschichte dieses räthselhaften Volkes uns bekannt geworden sind. Aber sogar die Frauen scheinen von den frommen Vätern jener Zeit — wenigstens in historischen Dingen — nicht häufig und nicht umständlich befragt worden zu sein oder das Wichtigste aus Furcht vor Bestrafung verschwiegen zu haben, sonst könnte sicher nicht bis zum heutigen Tage in der Kenntniß der älteren Geschichte, sowie in Bezug auf den Götzendienst der Urbewohner Central-Amerika's eine so bedauerliche Lückenhaftigkeit und Ungewißheit herrschen.

Die Beibehaltung einzelner heidnischer Ceremonien, welche den ersten katholischen Missionären eine besonders vortheilhafte Maßregel zu sein schien, um die Zahl indianischer Neophyten zu vermehren, ist um so bedauerlicher, als durch dieselben nicht im geringsten der beabsichtigte Zweck erreicht wurde, während die Christuslehre wesentlich in ihrer Würde

Digitized by Google

und ursprünglichen Reinheit einbüßte. Fast jedes Kirchenfest umgibt hier ein gewisser abgöttischer Nimbus. Mehrmals im Monat finden unter großem Zulauf Prozessionen statt, wobei in der Regel eine mit wenig Kunstsinn geschnitzte Holzfigur, diesen oder jenen Schutzheiligen vorstellend, auf das bunteste und geschmackloseste aufgeputzt,*) unter dem Vortritte des Ortspfarrers mit dem Venerabile und gefolgt von zahlreichen Indianerweibern in festlicher Tracht, mit langen brennenden Wachskerzen, um den Hauptplatz des Dorfes herumgetragen wird. Ein solcher Umzug ist gewöhnlich von häßlichen maskirten Tänzern mit Thierlarven begleitet, welche unter Schellengeklingel, Pfeifenspiel und wilden, einförmigen Trommelschlägen auf die burleskeste Weise vor den Heiligen herumhüpfen und der Prozession durch ihre rohe Ausgelassenheit weit eher das frivole Ansehen eines übermüthigen Fastnachtszuges als den ernsten Charakter einer christlichen Kirchenfeier verleihen.

Derartige Prozessionen beschränken sich jedoch keineswegs auf einzelne, weltabgeschiedene Indianerdörfer, sie finden sogar in den Hauptstädten des Landes und am Sitz des Bischofs statt. Ich war Augenzeuge solcher religiösen Feierlichkeiten, von denen mir besonders eine im Gedächtniß geblieben, welche ich am Fronleichnamstag in Guatemala im Stadtviertel des Calvarienberges (barrio del Calvario) beiwohnte. Vier sogenannte Riesen, kolossale, zehn Fuß hohe Figuren mit Mohrenlarven und weiten, bunten bis zum Boden reichenden Kleidern, unter denen Menschen staken, die sie fortbewegten, eröffneten den Festzug. Ihnen folgten allerhand Carrikaturen mit Thierköpfen und langen rothen und schwarzen Perrücken, welche zu einer wilden Indianermusik tanzten, während andere weibliche und männliche Masken im buntesten Costüm mit Trommeln, Schellen und Glocken sogar die Umstehenden mit ihren rohen Späßen nicht verschonten. Auf diese wunderliche Avantgarde kamen die

*) Die Art und Weise, wie dies geschieht, muß vielfach den geläuterten Kunstgeschmack des gebildeten Reisenden verletzen. So z. B. sah ich bei Gelegenheit der Fronleichnams-Prozession im Dorfe Istlawacan die Holzfigur des Erlösers in orientalischer Kleidung mit breitem rothem Turban und gelben Pantoffeln auf einem plumpgeschnitzten Maulthier reitend, mitten unter Masken, Geigern und Tänzern einhertragen.

Digitized by Google

Heiligen in ihren prachtvollsten Gewändern und zum Schluß das Sanctissimum unter einem Traghimmel, von vier Priestern begleitet und gefolgt von den höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträgern des Staates. Wenn der Umzug durch die Straßen vorüber ist, begeben sich die Masken in der Regel in das Haus des Pfarrers, des Alcalden und anderer angesehener Einwohner und führen daselbst gewisse Tänze auf, welche unstreitig in Beziehung zu ihrer heidnischen Vergangenheit stehen, denen aber eine so dunkle Idee zu Grunde liegt, daß selbst die indianischen Zuschauer über die eigentliche Bedeutung des Dargestellten nur selten Rechenschaft zu geben vermögen. Die Tänze haben zwar verschiedene Namen, wie z. B. Maurentanz (baile de los moros), Montezumatanz, Venadotanz, Partidariostanz u. s. w., sie scheinen sich aber alle ziemlich ähnlich zu sein. Während meiner Anwesenheit im Dorfe Palin hatte ich Gelegenheit, im Pfarrhofe an der Seite des katholischen Seelenhirten (eines geborenen Elsässers) den Montezumatanz aufführen zu sehen. Ein Indianer erschien, als König Montezuma verkleidet, mit vier Kapitänen, einem Mädchen Namens Malinha und zwei lustigen Personen (burlas) mit Affenlarven. Nachdem die Darstellenden vor den Zuschauern unzählige Complimente gemacht, tanzten sie nach einander zu einer höchst monotonen Musik;*) sie blieben mit einem Male stille stehen, sprachen einige unverständliche Worte, welche die Darstellung erläutern sollten, und trippelten hierauf ohne alles Gefühl und allen Ausdruck neuerdings eine Zeit lang im Hofraum, der zum Schauplatz diente, herum. Während Malinha um die beiden lustigen Personen in Affenlarven sich drehte und sprach, saßen der König und seine vier Kapitäne auf herbeigebrachten Stühlen und hatten ihre Augen weit mehr auf die Zuschauer und die Geldgeschenke, welche auf den herumgereichten Teller fielen, als auf die Gesten der Tänzer gerichtet. Endlich erhob sich der

*) Die Musikinstrumente, deren sich die Indianer bedienen, sind: el pito (Pfeife), el atambor (Trommel), el tun und la tortuga (Schildkröte). Der „Tun" ist ein 80 Zoll langes Stück ausgehöhltes Ebenholz von 4 Zoll Durchmesser, auf welches mit einem kleinen Holzstäbchen geschlagen wird. Die „Tortuga" ist ein aus den beiden festen Theilen der Landschildkröte verfertigtes Instrument, welchem die Indianer ganz eigenthümliche Töne zu entlocken verstehen, indem sie wie beim „Tun" mit einem hölzernen Stäbchen darauf schlagen.

Digitized by Google

König und sprach, gleichsam zur Erklärung des Darauffolgenden, ähnlich wie in den alten Volksspielen, die Worte: „Ahora impeza la oracion!“ (jetzt beginnt die Rede), worauf einer der Kapitäne eine kurze Anrede hielt, welche jedoch keineswegs zum besseren Verständniß des Dargestellten beitrug. Das Gesprochene war ebenso stupid und ausdruckslos, als das Getanzte. So z. B. sagte einmal die lustige Person in der Affenlarve:

Yo soy mico del Monte
Y no tengo para decir,
Tengo mano por delante
Y colo por detras.

Ich bin der Affe des Waldes
Und vermag nichts zu sagen,
Habe Hände von vorn
Und rückwärts den Schwanz.

Den Schluß des Tanzes bildete ein Ensemble der kleinen Truppe, worauf die lustige Person noch einige Worte des Dankes in spanischer Sprache an die Versammlung richtete.

Als die Tänzer vom Pfarrhof nach dem Hause des Alkalden, eines Vollblut-Indianers, zogen, um daselbst ebenfalls den Montezumatanz aufzuführen, empfing sie der Hauswirth an der Thürschwelle, während seine Frau, auf dem Boden knieend, in indianischer Sprache ein unverständliches Gebet hermurmelte. Auch mehrere weibliche Zuschauer knieten nieder. Schon während des Tanzes wurde von dem Auditorium sehr viel geschrieen und getrunken, und der Hauswirth hatte vollauf zu thun, die herumgereichte Branntweinflasche immer wieder von neuem zu füllen. Je öfter sich die Aufführung des Tanzes in den verschiedenen Häusern bemittelter Indianer wiederholte, desto mehr nahm die Aufregung der Tanzenden und die Trunkenheit der Zuschauer zu, bis endlich bei einbrechender Nacht das zu Ehren des heiligen Schutzpatrons des Ortes begangene Fest in eine wilde Orgie ausartete. Männer und Weiber sah man unter der Wirkung übermäßigen Branntweingenusses in unzurechnungsfähigem Zustand nach Hause taumeln und der Verbrauch dieses geistigen Getränkes war an diesem einzigen Tage so groß, daß, wie mich der Ortsschulmeister am andern Morgen ganz naiv versicherte, „das Dorf

Digitized by Google

ohne einen Tropfen Branntwein aufstand."*) Oft wird der Verdienst eines ganzen Monats an einem solchen Fest vergeudet. Leider besitzen die katholischen Geistlichen nur selten so viel Macht und Einfluß über ihre indianischen Pfarrkinder, um diesem Uebel abhelfen zu können. Sie stehen in Folge der vielfachen Grausamkeiten, welche sich die ersten Mönche in ihrem religiösen Fanatismus zu Schulden kommen ließen, bei den braunen Eingeborenen noch heute in üblem Rufe. Die Nachkommen Quahutimocs und Nima-Quiches haben es nicht vergessen, daß auf den Eroberungszügen der spanischen Machthaber durch Central-Amerika das Symbol des Christenthums stets vom eisernen Brandmal (el hierro real) und der Folter begleitet war und die Unterwerfung und „Erlösung" der verschiedenen Indianerstämme weit mehr einem Werke roher Vernichtung, als dem einer christlich-humanen Bekehrung glich. Die Habsucht und der Egoismus späterer Missionäre haben nicht dazu beigetragen, die ursprüngliche Abneigung zu vermindern. Noch heutzutage nennt man den Pfarrer in der Quichésprache Ki-sol-re-le-ak-uch oder Aufesser der Hühner, was davon herrührt, daß die Indianer von diesem Geflügel einen unerschwinglichen Tribut zu leisten hatten. So müssen die Bewohner der Gemeinde Istlavacan (circa 2500 Seelen) jährlich 7000 Hühner und 15000 Eier dem Pfarrer als Zehnten abliefern. Aehnliche Obliegenheiten bestehen in den meisten indianischen Gemeinden. Es gibt keinen einzigen wichtigen Moment in dem Leben eines Indianers, von dem nicht der Dorfpfarrer irgend einen erheblichen materiellen Nutzen ziehen würde. Am empfindlichsten ist dies bei den ehelichen Verbindungen der Fall, wo das künftige Paar oft Monatelang auf dem Besitzthum des Pfarrers zubringen und umsonst arbeiten muß, bevor es der Padre in der „sancta doctrina" hinlänglich unterrichtet erklärt, um heirathen zu können. In der That aber benutzt der katholische Pfarrer diese sogenannte Lehrzeit nur dazu,

*) „El pueblo manecio sin una gotta de aguardiente." Nach einer Mittheilung eines Dorfbewohners in Palin, einem Orte von circa 5000 Seelen, sollen jährlich am Theresienfeste (oder Tag-jel Santa Teresa, wie es die Indianer nennen) an 3000 Bouteillen Aguardiente im Werthe von 800 Pesos (1120 Thaler) verbraucht werden. Dieses Getränk, unserm Fusel ziemlich ähnlich, welches bekanntlich aus dem Saft des Zuckerrohrs bereitet wird, kommt mit 18 bis 20° in den Handel und kostet 2 Realen oder 1 Mark die Bouteille.

Digitized by Google

um die Arbeitskraft des jungen Paares nach allen Richtungen hin auszubeuten und sich zugleich von den besorgten Brauteltern, welche sich aus mehr als einem Grunde nach dem Vollzug der Heirath sehnen, allerhand Geschenke machen zu lassen.

Dr. Karl von Scherzer.*)

Aus dem Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika. Leipzig 1864.

*) Die Werke Scherzer's über Central-Amerika, die sich vorzüglich durch ebenso genaue als vortrefflich dargestellte ethnographische Beobachtungen auszeichnen, werden noch lange ihren vollen Werth der Actualität behalten, da die Culturfortschritte in den geschilderten Ländern noch langsamer sind, als in dem ehedem spanischen Südamerika.

Digitized by Google

Dichtungen der Indianer in Guatemala.

Manche sogenannte Forschungsreisende sprechen von dem „Stumpfsinne" der Indianer, der keine Dichtung bei ihnen aufkommen lasse. Da sie deren Sprache nicht verstanden und sich keine Mühe gaben, genauer zu untersuchen, so blieb ihnen ein höchst bedeutender Theil des Gemüthslebens und der Denkweise der Indianer ebenso verschlossen, wie den Blinden die Kenntniß der Farben. Die Indianer von Guatemala haben ihre lyrischen Dichter, deren Lieder in allen Pueblos gesungen werden und selbst Satyriker, deren beißende Couplets gegen die Regierenden und namentlich gegen die Padres leise von Mund zu Munde gehen. Alfred de Valois*) hatte jüngst in Escuintla, einem paradiesisch gelegenen Dörfchen, wo die reichen Guatemalier zur Erholung die Temporada zubringen, Gelegenheit, einige der volksthümlichsten indianischen Dichtungen aus dem Munde der Sänger selbst zu notiren. Die mit Hülfe eines competenten Sprachkundigen an Ort und Stelle verfaßte ganz wörtliche Uebersetzung derselben, die auch im Deutschen unverändert beibehalten ist, lautet, wie folgt:

Die Holzfäller.

Sie gingen in den Wald: die Schulter trug die Axt;
Die Schulter trug die Axt; sie gingen in den Wald.
Nacht war es, finst're Nacht; am Himmel keine Sonn';
Am Himmel keine Sonn'; Nacht war es, finst're Nacht.

*) Alfred de Valois. Mexique, Havane et Guatemala. Notes de voyage. Paris, Hetzel.

Digitized by Google

Man hörte in der Fern' das Meer, das große Meer;
Das Meer, das große Meer, man hört' es in der Fern'.
Es röchelte und klagt', wie ein todwunder Hirsch;
Wie ein todwunder Hirsch es röchelte und klagt'.
Die Schulter trug die Axt; sie gingen in den Wald.
Sie gingen in den Wald; die Schulter trug die Axt.

Ein Tiger stürzt hervor: wie sprüht sein Auge Wuth!
Wie sprüht sein Auge Wuth! ein Tiger stürzt hervor.
Des Raubthiers Schreckgestalt sperrt ihnen barsch den Weg;
Es sperret barsch den Weg des Raubthiers Schreckgestalt.
Und mit Trompetenton es aus den Nüstern blies;
Und aus den Nüstern blies es mit Trompetenton.
Es fällt ein Schlag des Schweifs Mahonnybäume rings,
Mahonnybäume rings, sie fällt ein Schlag des Schweifs.
Wie sprüht sein Auge Wuth! ein Tiger stürzt hervor;
Ein Tiger stürzt hervor; wie sprüht sein Auge Wuth!

Von seiner Augen Blitz es flammet auf das Gras;
Es flammet auf das Gras von seiner Augen Blitz.
Und sein Gebiß zermalmt zwei Blöcke von Granit;
Zwei Blöcke von Granit zermalmet sein Gebiß;
Den Felsenstaub er speit wohl hundert Stunden weit;
Wohl hundert Stunden weit den Felsenstaub er speit.
Mit Krallen eisenhart höhlt tief er eine Gruft,
Höhlt tief er eine Gruft mit Krallen eisenhart.
Es flammet auf das Gras von seiner Augen Blitz,
Von seiner Augen Blitz es flammet auf das Gras.

Die Fäller voller Muth, sie schwingen ihre Axt;
Sie schwingen ihre Axt, die Fäller voller Muth.
Es blendete ihr Strahl des Waldes grimm'gen Herrn;
Des Waldes grimm'gen Herrn es blendete ihr Strahl.
Sie stimmten an ein Lied; es setzte ihn in Wuth;
Es setzte ihn in Wuth; sie stimmten an ein Lied.
Die Fäller voller Muth, sie schwingen ihre Axt;
Sie schwingen ihre Axt, die Fäller voller Muth.

„Schön, Räuber, ist dein Fell; wir ziehen es dir ab,
„Wir ziehen es dir ab, dein schönes Räuberfell;
„Wir bringen es nach Haus zum Lager unsrer Frau'n,
„Zum Lager uns'rer Frau'n wir bringen es nach Haus.

Digitized by Google

„Wir lassen spielen drauf der Kinder muntre Schaar,
„Der Kinder muntre Schaar wir lassen spielen drauf.
„Dein Schädel, du Bandit, gefüllt mit unserm Oel,
„Gefüllt mit unserm Oel, dein Schädel, du Bandit,
„Wird uns die Lampe sein, die unsre Hütt' erhellt.
„Hei! wie die Hütt' erhellt der schönen Lampe Schein!
„Zum Lager unsrer Frau'n wir bringen heim dein Fell;
„Wir bringen heim dein Fell zum Lager unsrer Frau'n."

Es sauste durch die Luft schnell der Holzfäller Axt,
Schnell der Holzfäller Axt flog sausend durch die Luft.
Den Räuber traf der Stahl tief in die breite Brust;
Tief in die breite Brust den Räuber traf der Stahl.
Es spie sein Rachen aus des schwarzen Blutes Strom;
Des schwarzen Blutes Strom, ihn spie sein Rachen aus.
Gebunden wurd' er drauf, todwund ließ er's geschehn;
Todwund ließ er's geschehn: gebunden wurd' er drauf.
Es sauste durch die Luft schnell der Holzfäller Axt;
Schnell der Holzfäller Axt flog sausend durch die Luft.

Und für ein Fäßchen Rum, für einen Pulversack,
Für einen Pulversack und für ein Fäßchen Rum
Den Dieb verkauften froh die kühnen Fäller bald,
Die kühnen Fäller bald den Dieb verkauften froh.
Heim gab's im Dorf ein Fest: es tanzten Weib und Kind;
Es tanzten Weib und Kind; heim gab's im Dorf ein Fest.
Und jeder Mann erhielt von seiner Frau 'nen Schmatz,
Von seiner Frau 'nen Schmatz ein jeder Mann erhielt.
Für einen Pulversack und für ein Fäßchen Rum,
Und für ein Fäßchen Rum, für einen Pulversack.

Dieses Lied ist unzweifelhaft originell und nicht ohne dichterischen Gehalt. Wie die Helden Homer's vergrößern die Jäger das Ungeheuer, welches sie angegriffen haben, um ihren Sieg um so rühmlicher zu machen; ebenso singen sie, um sich in Kampfeswuth zu versetzen. Es ließen sich ebenfalls nicht uninteressante Vergleiche mit europäischen Volksliedern hier anknüpfen.

Das folgende Lied ist eine Art von Elegie, der es an einer gewissen naturwüchsigen Anmuth nicht fehlt.

Digitized by Google

Tula.

Tula war ein schönes Kind. Wie strahlt' ihr helles Auge,
Blitzt' der Zähne weißer Schmelz im Walde bei der Hütte,
Wenn sie, Blumen in das Haar gewunden, heimwärts eilte!
Alle Vöglein, die sie sah'n, stets flogen farbenstrahlend
Ihr auf's Köpfchen, liebeszahm, den süßen Mund zu küssen.
Singend flogen sie herab auf ihre runde Schulter
Und fächelten ihr Kühlung zu sanft mit den goldnen Flügeln.
Tiger eilten oft herbei und leckten ihr die Füße;
Sorgsam hatten streichelnd zart die Krallen sie verborgen.
Tula war ein liebes Kind, die Freundin aller Thiere:
Vögel, Tiger, Schlangen gar bezaubert' ihre Schöne.
Tile, tileque machixil oukla milexchixtil!
Tile, tileque machixil oukla milexchixtil!*)

In das Pueblo eines Tags kam ein galanter Reiter;
Tula ließ berücken sich durch ein Korallenhalsband.
Teufelsgabe war der Schmuck, denn sie verlor die Seele,
Gab ihr Herz dem Fremdling, ach! und liebte den Verruchten.
Dieser schleppt' in fremdes Land weit fort das arme Mädchen,
Nahm sich eine Andre dann trotz der Verstoß'nen Thränen.
Tula, einst so schön und hold, kehrt' heim in ihre Wälder,
Ein Gespenst mit hohlem Aug' schreckt' sie die lieben Vöglein:
Keines, ach! erkannt' sie mehr und wollte sie liebkosen;
Von den Tigern wurde sie aus Eifersucht zerrissen.
— Oh! liebt nur im Heimathland und fliehet die Verführer!
Tile, tileque machixil oukla milexchixtil!
Tile, tileque machixil oukla milexchixtil!

Die satyrischen Lieder der Indianer sind, gerade wie die der Paria in Indien, der Art, daß eine anständige Feder sie nicht wiederzugeben vermag. Die Spottlieder auf die Padres und Curas sind erotisch derb, wie kaum eines unserer mittelalterlichen.

Von einem in Escuintla allgemein beliebten Liedchen kann ich jedoch zwei weniger verfängliche Strophen mittheilen:

*) Dieser Refrain hat keinen Sinn, ebenso wie in Schweizerliedern das Jodeln: Judli da dia da, oder in deutschen Tra la la. Er soll nur, wie die Indianer versichern, die melancholische Stimmung des Sängers bezeichnen.

Digitized by Google

Schöne Mädchen, junge Frauen,
Stecket Blumen in die Haare,
Aber laßt sie sein voll Dornen
Für des Curas freche Finger!
Chuhoch machli, hunaxilitique xiloteque.
Chuhoch machli, hunaxilitique xiloteque.

Schöne Mädchen, junge Frauen,
Bringt Reale und Piaster,
Daß der Cura weit euch öffne
Seines alten Himmels Thüre.
Chuhoch machli, hunaxilitique xiloteque!
Chuhoch machli, hunaxilitique xiloteque!

Die alten Mexikaner hatten Dichter und selbst Geschichtschreiber. Die Quippus dienten ihnen zur Aufbewahrung ihrer historischen Archive, bis gegen das 7. Jahrhundert eine auf Agaveblättern, Leinen oder Hirschhäuten gemalte Bilderschrift an deren Stelle trat. Bekanntlich sind die Hymnen und Elegien des mexikanischen Dichters Nezahalcojolt, gestorben gegen 1400, von seinem Urenkel in das Spanische übersetzt worden.

Digitized by Google

Volksbelustigungen in Nicaragua.

In Granada am Nicaragua-See beginnt es auch allmählich in den Köpfen zu tagen, seitdem die wohlhabenden Familien begonnen haben, ihre Söhne nach Europa und besonders nach Frankreich zu senden; und die Beziehungen zu Nordamerika enger und häufiger werden. Die frommen Seelen klagen natürlich auch hier über die zunehmende Gleichgültigkeit gegen die kirchlichen Observanzen und immer weiter sich verbreitenden Unglauben; und während sich nicht leugnen läßt, daß in den höchst oberflächlich, fast nur durch Lektüre französischer Werke gebildeteren höheren Ständen ein krasser Atheismus vorherrschend ist, sowie er als Gegensatz zu dem Ultrakatholicismus, in allen romanischen Ländern hervorzutreten pflegt, so findet sich doch im eigentlichen Volke selbst noch mehr wahrhafter, praktisch religiöser Sinn als man denken sollte. Doch auch in den kirchlichen Observanzen und hier so wichtigen Aeußerlichkeiten wird sich die katholische Religion wohl für längere Zeiten hier noch gesichert sehen, wenn nicht ganz fremde Elemente schon in nächster Zukunft überwiegend und modificirend ins Spiel kommen sollten; so geschickt hat der katholische Klerus seit der Eroberung her sich dem Volke unentbehrlich zu machen gewußt.

In Ermanglung aller und jeder anderweitigen eigentlichen Volksvergnügen und Angelegenheiten des öffentlichen Interesses, haben die vielen Kirchenfeste, die Prozessionen, ja alle kirchlichen öffentlichen Akte des Privatlebens, namentlich die Begräbnisse und das absichtliche Schaugepränge derselben, mit Musik, Feuerwerk und Glockengeläute, die Stelle öffentlicher Amüsements übernommen.

Digitized by Google

Bevor man daher dem Volke nicht Anderes und Besseres bieten kann, und dieses möchte bei dem allgemeinen Mangel der gewöhnlichsten Schulbildung seine eigenen Schwierigkeiten haben, wird die rohe Masse des Volks sich seine kirchlichen Festvorstellungen nicht nehmen lassen.

Unter den profanen Belustigungen muß man eins der eigenthümlichsten wegen seiner Verbreitung über das ganze Land, nicht nur Nicaragua's, sondern ganz Centralamerika's, zu den echt volksthümlichen Amüsements rechnen. Wir meinen nämlich die Hahnenkämpfe, welches Schauspiel hier nicht nur sehr systematisch betrieben wird, sondern auch das einzige ist, für welches man nicht nur in den Hauptorten, sondern auch in den kleineren Pueblos oft eigene Bühnen errichtet findet. Eine naheliegende Ideen-Association ruft uns aber gerade hier erst diese Volksthümlichkeit ins Gedächtniß, indem die Galliera von Granada, von Padre San Jago, einem an der Kirche la Merced fungirenden Priester vom Staate gepachtet und ausgebeutet wurde, selbiger Padre aber auch zugleich Besitzer der besten Kampfhähne im Lande war.

In dem geräumigen inneren Hofe des Hauses war die Arena für den Kampf der Hähne erbaut, bestehend aus einem offenen Cirkus mit hohem Dach zum Schutz gegen Regen und Sonne darüber, und einer vier Fuß hohen Einfriedigung von Bambusrohr. Hier versammelte sich, jeder Caballero seinen Kampfhahn unter dem Arme tragend, die Sporting-World von Granada, Jung und Alt, und aus allen Ständen gemischt, jeden Sonntag, bisweilen auch Montags, denn nur an diesen beiden Tagen waren die Kämpfe erlaubt, von 10 bis 4 Uhr. Der Eintrittspreis war 1 Medio à Person; in den umlaufenden Verandas des Hauses standen Bänke an den Wänden umher, und Limonaden, Dulces und Cigarren wurden feilgeboten.

Die Scene wurde jedoch gewöhnlich erst lebhaft, wenn der würdige Padre San-Jago, von der Messe zurückkehrend, nachdem er rasch sein Priestergewand abgeworfen und eine Cigarre angezündet, im Ringe erschien und die zaudernden und vorsichtigen Besitzer der verschiedenen Hähne mit einigen derben Flüchen zur Eingehung neuer Wetten und Engagements aufforderte.*)

*) Wie der Graf Robiano (Dix huit mois dans l'Amérique du Sud.

Digitized by Google

Die Vorbereitungen zu den Kämpfen nehmen aber den größten Theil der Zeit in Anspruch, indem die Hähne gegeneinander abgewogen und in Rücksicht auf ihr Alter, ihre Erfahrung oder sonstige Eigenschaften, die Odds gegeben oder genommen werden. Der folgende Kampf selbst, nachdem alle Präliminarien entschieden, dauert selten länger als einige Minuten, oft nur Sekunden, indem die langen, scharfgeschliffenen, sensenförmigen Messer, von denen jedem Hahn eins an das rechte Bein gebunden wird, den Kampf bald entscheiden.

Ein gut ausgelernter Kampfhahn muß gleich beim ersten Ansprung seinen Vortheil wahrzunehmen wissen und mit einem Schlage seinen Gegner kampfunfähig machen. Sind die Hähne beide ungeschickt aber muthig, so zerfleischen sie sich gewöhnlich auf grausame Weise.

An einem Sonntage werden oft 20 bis 30 Hähne abgeschlachtet, denn einen Kampf kann man es kaum nennen; und die Zucht der guten Hähne ist eine Hauptbeschäftigung vieler Städter und der Landleute auf den Haciendeu.

Für die besten Kampfhähne gelten die von Cuba; doch ist auch die inländische Race eine ungewöhnlich schöne und große.

Das damit verbundene Wetten oder Hazardspiel ist die schlimmste Seite des sonst ziemlich unschuldigen in ganz Central-Amerika leidenschaftlich verfolgten Zeitvertreibes.

Die in früheren Colonial-Zeiten hier wie in Spanien und in Mexico üblichen Stiergefechte sind bald nach der Befreiung durch ein Gesetz abgeschafft und untersagt worden. Oeffentliche Bälle bei Gelegenheit besonderer festlicher Ereignisse finden nur höchst selten statt, und auch die Privat-Bälle unter der reicheren Einwohnerschaft kommen nicht häufig vor. Ueberhaupt scheint das Volk wenig tanzlustig, da selbst bei

---

Paris 1879) berichtet, sind auch in Uruguay die Hahnenkämpfe ein beliebtes Sonntagsvergnügen, woran nicht selten die Pfarrer theilnehmen. Der alte Pfarrer von Soriano am Rio Negro hatte einen Kampfhahn, der regelmäßig alle Preise gewann. Da er befürchtete, daß seine Rivalen das werthvolle Thier heimtückisch durch Gift aus dem Wege schaffen würden, so nahm er, wenn er zur Kirche ging, den Hahn unter den Arm, band ihn an einen Stuhl neben der Sakristei und las dann die Messe, die der unglückliche Vogel nolens volens mit anhören mußte.

B.

Digitized by Google

den unteren Klassen die unter dem Namen Fandangos im ganzen spanischen Amerika bekannten ungenirten Tanzvergnügen hier in so schlechtem Rufe stehen, daß sie wenig besucht werden.

Wie rasche Fortschritte aber die moderne Civilisation, hier gegenwärtig von den Yankees repräsentirt, nachdem es ihr einmal gelungen, in diese lange vergessenen Länder erst wieder einzudringen, nunmehr auch von Tage zu Tage macht, geht auch daraus hervor, daß es bereits organisirte Truppen von amerikanischen Kunstreitern und Jongleurs gibt, die neuerlich zwischen San-Francisko und Panama ihre regelmäßigen Rundreisen durch die verschiedenen Städte dieses Theils der Westküste machen, und auch in Granada schon zweimal reichlichen Beifall, aber nicht sehr ergiebige Kasseneinnahmen gefunden haben.

C. F. Reichardt.

Digitized by Google

Ein reisender Heiliger.

Auf dem Wege nach dem Mestizendorfe Chicoya trafen wir einen Mann mit einem Maulthier, das eine seltsame Last auf seinem Rücken trug. Es war nämlich der heilige Sebastian, eine geschnitzte, bemalte Holzfigur, der in einem Kuhhautsack (zurron) wohlverpackt von Dorf zu Dorf wanderte und für die Erlaubniß, ihm ihre Anliegen und Gebete vortragen zu dürfen, von den gläubigen oder vielmehr abergläubigen Indianern Geschenke der sonderbarsten Art erhielt. „Er nimmt Alles“ (el coje todo) antwortete mein Diener, als ich ihn um das Honorar frug, das der heilige Sebastian für eine so beschwerliche Rundreise bei so großer Hitze verlange, „Hühner, Eier, Fleisch, Tortillas, Cigarren, Kerzen, Seife, Bananen.“ Die Sitte und Gestattung, daß 2 bis 3′ hohe Heiligen-Figuren in kleine niedliche altarartige Nischen gestellt, aus der Pfarrkirche oder der Privatkapelle eines speculativen Christen von Weiler zu Weiler wandern, und die verschiedenen einsamen Ansiedler vor denselben knien, um ihr Herzanliegen voll Zuversicht auf dessen Erhörung auszugießen, scheint noch aus jener Zeit herzurühren, wo nur in den größeren Ortschaften Kirchen und Kapellen bestanden und zahllose Eingeborene oft viele Jahre lang den Besuch eines Gotteshauses und den Anblick irgend eines handgreiflichen Gegenstandes der Verehrung entbehren mußten, was nun einmal dem rohen Vorstellungs-Vermögen der ungebildeten Menge zur vollkommenen Erbauung so unerläßlich erscheint. Jetzt aber, wo in dem kleinsten Dorfe ein Kirchlein sich erhebt, wo des Sonntags aus einer Christenansiedlung in die andere friedliches Glockengeläut hinübertönt, bleibt diese veraltete Sitte, einen Gegenstand der

Digitized by Google

Pietät in einem Holzkasten, wie die Savoyardenknaben ihre vierbeinigen Künstler, von Ort zu Ort herumzutragen und gegen Geld oder Geschenke sehen und verehren zu lassen, ein häßlicher Mißbrauch, das Gefühl des aufgeklärten Christen beschämend und verletzend, arbeitsscheuen Müßiggängern hingegen zum leichten Erwerb dienend, welche auf den dunkeln Glauben der Menge speculirend, aus dieser Heiligenwanderung eine nicht unerhebliche Rente ziehen. Denn alle die Medios, alle die Eier, Hennen, Tortillas, Cigarren, Kerzen, Seife, Bananen, Fleisch u. s. w., welche der „Santo" als Opfergaben erhält, fallen in den Bettelsack des herumziehenden „Heiligen-Besitzers" und werden verspeist, verkauft oder vielleicht gar gegen einen andern populäreren Heiligen umgetauscht. Die Regierung von Costa-Rica hat in höchst anerkennenswerther Weise solche officielle Rundreisen der Heiligen gesetzlich verboten, und jene Altväter des Christenthums in bestimmte Standorte consignirt.

Gleichwohl dauert diese an indianischen Götzendienst mahnende Verehrung von Heiligen in abgelegenen Waldgegenden von Costa-Rica noch fort, und wir waren selbst an dem Namenstage des heiligen Caralampius in Desmontes, einem einsamen Gehöfte auf dem Wege nach dem Hafen Punta-Arenas, Augenzeuge einer solchen höchst interessanten, weltlich-religiösen Festlichkeit. Don Pedro-Aralla, welcher hier eine klausenähnliche Waldhütte bewohnt, hatte kürzlich erst den heiligen Caralampius für baare fünf Pesos angekauft, und am genannten Abend die Ansiedlerfamilien aus den benachbarten Bergen zum Jahresfest eingeladen. In einer engen, dürftigen Stube standen unter einem aus rothen und weißen Tüchern gebildeten Baldachin auf einer mit Leinwandabfällen bedeckten Holzkiste gegenüber der Eingangsthür, zwei kleine, kaum 1' hohe Wachsfiguren (nach meinem Dafürhalten Christus und den ewigen Juden darstellend); sie waren umgeben mit Blumen und beleuchtet von vier Unschlittkerzen, denen die Hälse leerer Branntweinflaschen als Gestelle dienten. Vom Gebälk herab flatterten überdies zur größeren Zierde drei Stück farbige, fahnenartig ausgespannte Sacktücher. Rings herum an den hölzernen Wänden waren Bänke angebracht und in einer Ecke der Stube hing an einer Stange befestigt Selchfleisch und Speck. Sonst bemerkte ich keinerlei Einrichtung. Als ich eintrat, war die erste Stube bereits

Digitized by Google

mit Weibern und Kindern gefüllt, welche auf den Bänken dichtgedrängt herumsaßen, während die Männer im Freien standen. Einige Frauen und Kinder knieten vor den beiden Wachsfiguren und beteten. Zwei halbnackte Neger, der eine die Geige, der andere die Guitarre spielend, sangen die gregorianische Litanei auf die Melodie eines heiteren Walzers und wurden von den anwesenden Weibern im heiseren Chor begleitet. Hierauf sagte eine alte Frau laut ein Gebet her. Dann kam eine lustige Tanzweise ohne religiöses Libretto an die Reihe, und dazwischen wurden aus einem Jagdgewehr blinde Schüsse in die Nacht der Berge hinausgefeuert. Von Zeit zu Zeit sah man gläubige Indianerseelen dem heiligen Caralampius, der, wie meine Hauswirthin, die Nina Luisa Vargas erzählte, äußerst wunderthätig sein soll, sich nähern und auf einem dicht vor der Wachsfigur hingestellten Teller, Cigarren, Unschlittkerzen, Geld, Bananen u. s. w. hinlegen. In längeren Zwischenräumen ging der Hauswirth mit einer vollen Flasche und einem Schnapsgläschen herum und reichte Frauen, Männern und Kindern einen Schluck einheimischen Branntwein. Als die Ceremonie des Betens vorüber war, wurde getanzt und zum Schluß ein Nachtmahl mit Hühnern und Kuchen aufgetischt. Das lustig aufgeregte Volk trennt sich bei solchen Festen erst spät am hellen Morgen. Ich kann indeß nicht sagen, wie diese seltsame katholische Feier endete. Denn schläfrig und müde von der Reise zog ich mich bald zurück, nachdem ich die wichtigsten Momente davon beobachtet hatte. Auch war es ein zu schmerzlich beschämender Anblick, um lange dabei zu verweilen, und mit Uriel-Acosta mochte man ausrufen:

„Mich schaudert's! Nicht für mich, nein für den Wahn,
Der so sich täuscht, dem Himmel zu gefallen!"

Während unserer Reise in den Staaten Honduras und San-Salvador bekamen wir ein solches, das Auge eines wahren Christen tief verletzendes Schauspiel niemals zu Gesicht. Erst in der Republik von Guatemala, wo Bigotterie und Aberglaube wieder festen Fuß gefaßt haben, tritt diese Sitte in ihrer ganzen Verwerflichkeit wieder auf.

Dr. Karl von Scherzer.

Wanderungen durch die mittelamerikanischen Freistaaten.

Digitized by Google

Die Frauen von Havana und ihre Lebensweise.

Die Männer sind hier mehr oder minder den Neuspaniern des amerikanischen Festlandes in ihren Tugenden wie in ihren Fehlern ganz ähnlich. Die Señoras und Señoritas der Havana hingegen haben in ihrer äußern Erscheinung etwas Apartes und treten in einer Weise auf, die wir wenigstens in keiner von den Hauptstädten Central-Amerika's beobachtet haben.

Hübsche Häuser, glänzende Läden und Magazine, Equipagen, Spaziergänge und bewegtes Straßenleben trifft man in allen großen Städten der civilisirten Welt; aber eine so bunte und glänzende Blumenlese von geputzten Damen, wie man sie an Sonn- und Feiertagen auf den Paseos der Havana sieht, findet man nicht einmal in den ersten Hauptstädten Europa's. Diese Sonntagspromenade ist hier das große Rendezvous aller hübschen Damen der wohlhabenden Stände. Reichthum, Mode und Putzliebe entfalten hier die buntfarbigste Pracht der Toiletten. Die Lieblichkeit des Klima's gestattet auch im Winter unter freiem Himmel dieselbe leichte Form des Kleides, wie auf den Bällen des Nordens in wohlgeheizten Sälen. Fast alle Señoras der Havana sind, wenn sie öffentlich erscheinen, ganz ähnlich kostümirt, wie bei uns nur die jüngsten Damen, wenn sie zu Polka oder Walzer in den Reigen treten.

In unabsehbarer Doppelreihe fahren die Volantes. Die fußgehenden Caballeros bilden in den verschiedenen Alleen Spalier und betrachten die kutschirende Gesellschaft. Der leichte, malerische, aber durch seine Länge unbequeme Wagen blitzt in übersilberter Garnitur. Der

Digitized by Google

Neger auf dem Pferdesattel hat seine schönste bunte Jacke mit reichen Gold- und Silberborten an. Seine hohen, enganschließenden, mit Silber beschlagenen Reiterstiefel zeigen eine pittoreske Form, die noch aus der spanisch-mittelalterlichen Mode stammt. Die Damen sitzen im zurückgelegten offenen Wagen, gewöhnlich zu drei in pyramidaler Gruppirung. Die jüngste und hübscheste Señorita bildet die Spitze dieser Pyramide. Man hat zwar auch anderwärts Gelegenheit, die Schönen dieser Stadt im größeren Vereine zu sehen, z. B. im Theater Tacon oder auf den Bällen des General-Kapitäns. Aber so günstig, großartig und eigenthümlich ist die Erscheinung der Creolinnen fast nirgends, wie bei der sonntäglichen Paseofahrt, wo an Schmuck und Geschmeide, an künstlichen Blumen und flatternden Bändern in den Haaren, an rauschenden Atlas- und Seidenkleidern in den hellsten und schimmerndsten Farben eine Toilettenpracht zur Schau gestellt wird, die selbst auf den Boulevards von Paris nicht ihres Gleichen hat. Da die Volantes des großen Wagengedränges wegen meist sehr langsam fahren und die Absicht, den vollen Anblick ihrer darinsitzenden Schönheiten und ihrer eleganten Toiletten dem ganzen spazierenden Publikum zu gönnen, von Niemanden verleugnet wird, so hat man hier eine wunderbare Gelegenheit, die ganze Crême des schönen und edlen Geschlechts von Havana wie die lebenden Bilder einer Theatervorstellung an sich vorüberziehen zu lassen.

Die Creolinnen dieser Stadt fallen den Fremden durch ihre Schönheit noch mehr auf, wenn derselbe von Mittel-Amerika kommt, wo die spanische Race durch Mischung mit Indianern mehr degenerirte. Sie haben meist sehr füllreiche, glänzend schwarze, prächtige Haare, schöne schwarze Augen, eine edle Stirn, einen feinen Mund und ein Kolorit, das unter der Beihülfe der Kunst meist blendend weiß erscheint. Wo durch Einfluß des Klima's der Teint eine gelbliche Farbe angenommen, da weiß ein feiner Stoff, die Caocarilla de Merida, Rath zu schaffen, welche hier in bedeutenden Quantitäten consumirt wird. Die Profile sind nicht immer tadellos, erinnern aber doch merklich an die edle kastilische und andalusische Abkunft. Der vorherrschende Zug der Ruhe in den Gesichtszügen erhöht die Schönheit, obschon er den Ausdruck von Geist und Anmuth etwas zurückdrängt. Was man bei rein künstlerischer Anschauung an den Creo-

Digitized by Google

linnen am meisten auszusetzen hat, ist eine Neigung zu allzu üppiger Körperfülle, welche eine natürliche Folge des Mangels an Bewegung ist und sich gewöhnlich schon vor dem dreißigsten Lebensjahre meldet.

Die Lebensgewohnheiten der Creolinnen sind von einer Einförmigkeit, die gegen den civilisirten Norden traurig contrastirt. Die jungen Mädchen erhalten hier nur die nothdürftigste Bildung. Häusliche Arbeiten werden einer wohlhabenden Dame für unwürdig gehalten und sind fast ausschließlich den schwarzen oder farbigen Sklaven und Dienerinnen überlassen. Man lernt dafür etwas lesen und unorthographisch schreiben, ein wenig Stickerei, ein wenig Musik, ein wenig Französisch. Die Erziehung der Damen geht nur selten so weit, um Liebe und Hang zu poetischer Lektüre, zu schönen Versen oder Romanen zu wecken. Lektüre ist vom Tagewerk der Frauen fast ausgeschlossen und Bücher werden in der Havana als der entbehrlichste Luxus betrachtet. Es kommen hier mindestens zweihundert wohlassortirte Modemagazine auf Einen ärmlich ausgestatteten Buchladen. Der Name Walter Scott, dessen Romane sonst das gebildete Publikum fast aller Nationen gelesen und die auch in's Spanische übersetzt worden, ist in Havana kaum bekannter, als in Peking oder Japan. Die modernen Romane eines Eugen Sue und Alexander Dumas, die in Frankreich jede Grisette liest und die gleichfalls in's Spanische übergegangen sind, ziehen hier so wenig an, wie Calderon, Cervantes oder irgend ein Schriftsteller der klassischen Zeit.

Wo Geist und Phantasie keine Nahrung finden, kann auch die geistige Anmuth, selbst wenn die Natur sie verliehen hätte, nicht glänzen und beglücken. Eine gewisse äußere Grazie vermißt man nicht bei dem schönen Geschlechte von Havana. Imposante Haltung, majestätischen Gang, Würde im Benehmen zeigen die Creolinnen überall, wo sie öffentlich erscheinen, gleichviel ob es in der Kirche oder im Theater, im Ballsaal oder im Circus der Stiergefechte ist. Doch hat diese creolische Grazie etwas Künstliches, Angelerntes, Studirtes. Man entdeckt in ihr nicht die freie Würde, die edle und natürliche Anmuth einer Römerin, wenn sie, zur Zeit des Karnevals, im Corso von allen Seiten Blumensträuße empfängt und wiedergibt; auch nicht die leichte Eleganz, mit der die Pariserin sich öffentlich oder im Salon bewegt. Grazie des Geistes ist

Digitized by Google

den Creolinnen völlig fremd, und wo sie Gott gegeben, da erstickt sie der erschlaffende Einfluß der Erziehung, der Gewohnheit und der Umgebung.

Die Conversation der Havaneserinnen ist ebenso langweilig, wie unter den Señoras der centralamerikanischen Republiken, ebenso platt in der Form, als leer im Inhalte. Man spricht nur von Dingen des nächsten Gesichtskreises und des täglichen Lebens, z. B. von neuen Moden, vom Wetter, von der letzten Sonntagspromenade und vielleicht von der Verlobung oder Heirath irgend einer Freundin oder Bekannten. Thöricht wäre die Aufforderung, mit diesen Damen über Astronomie, deutsche Philosophie oder griechische Geschichte zu conversiren. Aber selbst jene leichte Grazie der Unterhaltung, welche in den alltäglichsten Dingen des Lebens feine Züge zu beobachten und den gewöhnlichsten Tageserscheinungen eine reizende Seite abzulauschen weiß, die nicht die Tiefe des Verstandes herausfordert, sondern mehr das heitere Spiel der frohen Laune offenbart — geistige Schmetterlinge, welche in ephemerer Pracht bei uns im Norden so oft durch die Conversation einer gebildeten, geistreichen und lebenslustigen Gesellschaft flattern — auch dieses moderne Genre von Unterhaltung fehlt in Havana gänzlich.

Wie man in so monotoner Weise, fast ohne andere ernste Beschäftigung, als die der Toilette, der Tafel und einigen Piano-Geklimpers, den langen Tag ohne quälende Langweile hinbringt, wäre unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, welche versöhnende Macht die Gewohnheit übt. Auch stimmt das Klima Havana's so gut wie der beständige Frühling von Guatemala zum süßen Nichtsthun, zur gedankenlosen Träumerei, zu einer tiefen Apathie der Seele.

Dr. Scherzer.

Digitized by Google

Plantagenleben der Neger auf Cuba.

Das spanische Emancipationsedikt wird vor Ende dieses Jahrhunderts die Sklaverei von der Insel entfernt und eine Generation freier Neger geschaffen haben. Welche Fortschritte die Humanität bei diesem unendlich schwierigen Werke bereits gemacht hat, möge eine Skizze von Ed. Eyth im Schw. Merkur (1875) veranschaulichen.

Man heirathet natürlich in der schwarzen Welt, wie anderswo. „Kirchliche Hindernisse" gibt es nicht. Der Freier hat stets eine „gesicherte Lebensstellung" und sein Herr bezahlt die Ceremonie. In entsprechender Zeit lebt eine schwarze Kreatur mehr auf der Welt. Der Besitzer, dem von dem Aufseher der Negerkaserne seine Bereicherung angezeigt wird, schickt alsbald zur Stadt nach dem Priester, welcher am nächsten Morgen erscheint, um den kleinen schwarzen Bengel der römischen Kirche einzuverleiben. Die Vollziehung des Tauf-, Hochzeit- und Leichenritus ist die ganze Seelsorge, welche dem Neger unter Spanien zu Theil wird. Manchen katholischen Pflanzern ist selbst das zu viel, weil sie die Sporteln bezahlen müssen. Mag sein, die schwache Besetzung manchen bevölkerten Distrikts mit Geistlichen trägt einen Theil der Schuld, aber wahr bleibt es dennoch: amerikanische Handwerker, spanische Soldaten, kubanische Pflanzer, chinesische Krämer und schließlich die Neger, Alles ist ein Heidenthum, pur et simple. Wiegen gibt es nun natürlich nicht. Doch werden die Säuglinge auch nicht, wie am oberen Amazon, in ein Rindengeflecht von der Form unserer früheren Lichterkörbe verpackt und an einem Nagel an die Wand gehängt. Unsere kubanische Negerin steuert den Mittelweg. Sie bettet ihr Kind in einen flachen Bastkorb, der für gewöhnlich zum Transport von Welschkorn, Bananas und Anderem dient.

Digitized by Google

Nach sechs Jahren wäre es Schulzeit; aber es fehlt, scheint es, am Holze für die Bänke. Ungefähr mit zwölf Jahren wird der Range vor ein Joch Ochsen gestellt und in der Führerkunst unterrichtet. Diese besteht darin, daß er die beiden Stricke in den Nasen des vordersten Ochsenpaares erfaßt und den Weg geht, den ihm der Treiber auf dem Karren angibt. Und noch ein Amt! Fällt ein Ochse und heuchelt Unfähigkeit, wieder aufstehen zu können, so gibt's ein wundervolles Mittel, welches der Negerknabe mit schmunzelndem Genuß anwendet. Er macht einen Scheitel in den Haarbusch am Schwanzende und beißt in die bloßgelegte Stelle. Probatum est!

Unter solchen und anderen interessanten Beschäftigungen wächst dieses lebendige Kapital heran, bis es im günstigen Falle seinem Herrn die gehofften tausend Thaler repräsentirt und nun in die reguläre Arbeitsklasse eintritt.

Die Arbeit in der „todten Saison" ist leicht. Sie besteht im Unkrautlesen in den jungen Zuckerrohrfeldern, Wegeverbesserung und Aehnlichem, während neun Stunden pro Tag oder weniger, indem man häufig in Verlegenheit kommt, woher Beschäftigung für Alle aufzutreiben. Dabei zeichnen sich stets die Damen durch unermüdlichen Gesang und schlechte Geschäfte aus. Nur die Pflugleute arbeiten hart während dieser Periode, indessen nicht annähernd so hart, als ein richtiger englischer „Ploughboy."

Während der Erndte steigert sich die Arbeitszeit auf elf Stunden. Zwei Stunden sind stets für die Mittagsrast zu rechnen und dreizehn Stunden mag die durchschnittliche Tageslänge von Ende November bis April oder Mai betragen.

Im stolzen Bewußtsein, dem Herrn 200 bis 300 Dollars mehr zu repräsentiren, als der Rest, nehmen sie das Leben ziemlich leicht und die Arbeit noch viel leichter. Heiliger Antonius, was hab' ich schon mit den Schlingeln durchgemacht! Von der Peitsche, um sein Mißfallen auszudrücken, macht man auf einer Plantage bescheidenen Gebrauch, auf der anderen nicht; von den Stöcken überall, denn man kann nicht anders.

Unter solchen Verhältnissen durchmißt der Sklave seine „nutzbare," jedoch durch Negerbälle und sonstige Amüsements nicht selten unterbrochene Lebenszeit in dem regelmäßigen Rhythmus der Saisons, sicher, schließlich

Digitized by Google

ein Plätzchen im Kreise der glücklich geschätzten Altersinvaliden der Plantage zu erhalten.

Der Abend seines Lebens wird in Beschaulichkeit und Schweinezucht verbracht, bis er stirbt. Und dann kommt wieder der Priester und begräbt ihn. Dies ist der Lebenslauf des gewöhnlichen Sklaven. Für den Mann von Streben gibt es jedoch Mittel, sich loszukaufen. Ein harter Kopf und eine sparsame Hand sind im Stande, das nöthige Kapital zusammenzubringen.

Auf unserer Plantage San Forgó ist das Privateigenthum jedes Negers und jeder Negerin auf 20 bis 40 Dollars geschätzt. Nebenbei gesagt: der Frau Ferkel ist nicht das des Mannes; in einer schwarzen Ehe werden die Rechnungen strenge getrennt gehalten. — Um nun einen Freikauf einzuleiten, wählt sich der Neger einen Vertreter, ebenso der Pflanzer. Diese Beiden, unter Aufsicht und Vorsicht eines von der Regierung hiezu in der Kreisstadt aufgestellten „Sindiko", bestimmen den Preis. Ein kräftiger Mensch gilt durchschnittlich derzeit 1000 Dollars, ein Handwerker 12 bis 1300, eine Negerin 600 Dollars, stets in Goldwährung. Oefters werden auch Sklaven wegen treuer Dienste oder einer besonderen That freigelassen und freigekauft. Nach erlangter Freiheit bleiben sie aber meistens auf demselben Fleck und arbeiten in derselben Weise, wie früher, um einen Lohn von circa 25 Dollars pro Monat, wobei sie Kost und Logis als selbstverständlich beanspruchen. Auch gibt es Fälle, wo Sklaven sich nicht freikaufen lassen wollen. Ich selber kenne einen jungen, sehr intelligenten Neger, dem die Rettung eines Kindes die Freiheit in den Schoß warf. „O nein, danke!" sagte er. Der Freie hat nämlich die Aussicht, bei einem Anrücken der Insurgenten unter die „Voluntarios" der Regierung gepreßt zu werden, der Sklave nicht. Dieß war sein Grund. Man sieht, die Ketten sind nicht allzu schwer. Eine sonderbare, zum Gesetz erhobene alte Sitte ermöglicht es einem Sklaven sogar, seine Eigenthümer zu wechseln.

Wer solche Absichten hegt, zeigt es dem erwähnten „Sindiko" an, worauf ihm der Beamte drei Tage bestimmt, während derer er direkt unter Regierungsschutz steht. Innerhalb dieses Termins geht der Mensch von Pontius zu Pilatus und bietet sich feil. Findet er einen Käufer,

Digitized by Google

ſo wird ſein Preis wieder, wie früher, durch eine Kommiſſion mit dem Sindiko an der Spitze feſtgeſtellt und ſein früherer Beſitzer muß ihn ziehen laſſen. Findet er keinen, ſo wird er eben wieder eingeheimſt und von dem alten Herrn keineswegs ſo freundlich empfangen, wie der verlorene Sohn im Evangelium. Jedoch muß man heutzutage ungemein vorſichtig ſein mit der Mißhandlung eines Negers.

Die Geſetze, welche ſeine Perſon ſchützen, ſind ſehr ſtreng und, was noch mehr iſt, ſie werden ſtreng gehandhabt, nicht ſowohl aus Humanität, ſondern des Geldes wegen. Da nämlich durch dieſe Geſetze körperliche Mißhandlung eines Sklaven mit Gefängniß oder Geldbuße bedroht iſt, und da die wohlhabenden Pflanzer ſtets lieber den Beutel ziehen, ſollten ſie auch 19,000 Dollars für einen Chineſen, der ſich erhängt hatte, zahlen müſſen (eine wahre Geſchichte!), ſo iſt der Neger mit einer Mißhandlungsklage dem Sindiko ſtets hoch willkommen und findet die kräftigſte Unterſtützung, wenn er ſeine Geſchichte auch nur halbwegs plauſibel machen kann. Der kleinſte Unfall auf der Plantage muß dem Sindiko gemeldet werden, worauf eine Unterſuchungskommiſſion erſcheint, die alle Schlauheit zuſammenrafft, um eine Nachläſſigkeit des Pflanzers herauszufinden und ihn dafür bezahlen zu laſſen.

Eduard Eyth.

Digitized by Google

Cuba und die Nordamerikaner.

Nordamerika hat den Vorrang unter allen Ländern, die mit Cuba handeln, und man kann voraussehen, daß es denselben nur immer weiter entwickeln wird, denn schon durch die geographische Lage gehört Cuba in seinen Macht- und Culturkreis.

Man kann behaupten, daß bis jetzt für die Vereinigten Staaten kein Theil von Amerika, welcher außerhalb ihrer Gränzen liegt, eine so große Bedeutung gewonnen hat wie Cuba. Die Theilnahme, welche man dort dem Schicksal der „Perle der Antillen" widmet, ist etwas mehr als bloße Annexionsgier, wie man es wohl in Europa darzustellen liebt. Es liegen ihr außer den wirthschaftlichen Gründen erhebliche Ursachen geographischer und culturlicher Art zu Grunde. Es genügt ein Blick auf die Karte, um sich die Bedeutung klar zu machen, welche Cuba für die Vereinigten Staaten haben muß. Mit Recht rühmt man es als einen der größten und folgenreichsten Vorzüge Nordamerikas, daß ihm das reiche Tropenland der westindischen Inselflur so nahe gerückt ist.

Die Floridastraße, welche die Südspitze Nordamerikas von Westindien trennt, nimmt nicht ganz anderthalb Breitegrade ein, so daß Havannah in einem halben Tage von Key West, dem großen Kriegshafen der Union, aus zu erreichen ist. Von New-Orleans fährt man in zwei, von New-York in drei bis vier Tagen nach Havannah. Cuba ist vom amerikanischen Continent bei dem heutigen Stande des Verkehrswesens in keiner Weise schärfer geschieden als Sicilien von Italien oder Corsica von Frankreich. Ein paar Stunden Seefahrt mehr oder weniger wollen heutzutage nichts bedeuten. Im Falle Cubas kommt aber hinzu, daß die Halbinsel Florida, welche bis vor zehn Jahren sich fast nur als ein

Digitized by Google

todtes Anhängsel zwischen Westindien und den nördlichen Staaten der Union einschob, gegenwärtig in einer Entwicklung begriffen ist, die keinen Zweifel darüber läßt, daß man in wenigen Jahren den „Settler" mit seiner ganzen Energie, und mit ihm die Cultur und das Capital Nordamerikas bis an ihren Südrand vorgerückt sehen wird.

Ueberhaupt verschmelzen sich trotz der inneren Wirren, die der Racen-Konflikt erzeugt, die Südstaaten immer rascher mit den übrigen Theilen der Union, und damit tritt an die Stelle jener Art von neutraler Zone, die in Form der Sclavenstaaten früher die Gaben, Interessen und Thätigkeit des Nordens vom Mexikanischen Golfe fernhielt, die homogene nordamerikanische Großmacht, die nicht anders kann, als Druck und Massenanziehung über den schmalen Meeresarm weg auf die nördlichen Theile von Westindien zu üben. Ist doch schon jetzt New-York für entlegenere Theile von Mittel- und Südamerika die Hauptstadt in mindestens eben so mannigfaltiger und durchgreifender Weise, wie London und Paris es für große Theile von Europa sind. Wie fühlbar muß sich da erst die Wirkung seiner Culturhöhe, seiner Lebenskraft, seines Reichthums auf diese nächstgelegenen Theile gestalten!

Es wäre ein Studium für sich, die Cultureinflüsse zu verfolgen, welche Nordamerika in der mittel- und südamerikanischen, ursprünglich spanischen Gesellschaft ausübt. Die Europäer sind stellenweise viel zahlreicher, aber die „Amerikanos" sind überall die einflußreichsten. Was bietet aber auch diesen Leuten Spanien, das ihnen doch von allen Ländern Europas am nächsten stehen würde? Nicht einmal eine gute Zeitung, und höchst selten ein lesenswerthes Buch haben sie herüberzuschicken. Ich habe früher darauf aufmerksam gemacht, wie die meisten illustrirten Zeitungen, manche technische Blätter, Jugendzeitungen, technische und Jugendschriften in spanischer Sprache massenhaft in New-York gedruckt und bis nach Chili hinab verbreitet werden. Dies zeigt indessen nur einen kleinen Bruchtheil des nordamerikanischen Einflusses. Viel mehr beruht derselbe darin, daß trotz des Nationalitäts-Unterschieds eine Masse von Interessen und Anschauungen diesen Tochtervölkern Europas gemein sind. Ihr colonialer Ursprung, ihre Befreiungskämpfe, die Größe, die Herrenlosigkeit, der Reichthum und die große Zukunft ihrer Gebiete, ihre demokra-

Digitized by Google

tischen Tendenzen, ihre Racen-Konflikte, ihr Streben nach geistiger wie wirthschaftlicher Unabhängigkeit von Europa — das alles haben sie gemein und eben so viel trennt sie von uns. Nun ist Nordamerika allerdings allen andern amerikanischen Staaten überlegen, und eine tiefe Kluft trennt es von allen spanischen und portugiesischen Tochtervölkern, aber diese Ueberlegenheit zieht die besten unter den letzteren nur noch mehr an, und die Kluft verhindert nicht, daß die größere geistige und materielle Macht auch auf die Massen ihre Wirkung übt. Unvermerkt werden die Vereinigten Staaten das Culturcentrum für die ganze westliche Welt, und mit mehreren andern wird dann auch die cubanische Frage ganz ohne Annexion sich nach den alten Gesetzen lösen, die das Aufsteigen und Niedergehen der Völker bestimmen.

Fr. Ratzel.

Digitized by Google

Der Spanierhaß der Kreolen.

Bei der tiefgehenden Verschiedenheit, welche nicht blos nach Abstammung und Geschichte, sondern mehr noch nach Sitten und Charakter den Cubaner vom Nordamerikaner trennt, wäre die bei manchen der ersteren bestehende Hinneigung zu Nordamerika, die man fast eine Anziehung der Gegensätze nennen muß, nicht möglich, wenn nicht der Haß des Kreolen gegen den Spanier noch tiefer ginge als die Kluft, die ihn vom Nordamerikaner trennt.

In diesem Haß ist etwas Unklares und Instinctives wie in einem Weiberhaß. Jeder Kreole und noch mehr jede Kreolin theilt ihn, aber Niemand wird im Stande sein, sich klare Rechenschaft über die eigentlichen Ursachen abzulegen. Man begreift schwer, wie es möglich ist, daß ein ganzes Volk sich in eine solche Antipathie hineinarbeiten kann, aber die Thatsache selbst ist nicht zu leugnen. Um so auffallender wird diese Erscheinung, wenn man bedenkt, daß sie in allen spanisch-amerikanischen Kolonien wiederkehrt. In Cuba ist sie neuerdings durch die Umstände auf einen auffallend hohen Grad gesteigert worden, aber auf dem Festland ist sie einst kaum weniger stark gewesen, und mit dem Zwiespalt zwischen Kreolen und Altspaniern fing überall der Riß an, welcher endlich die Kolonien von Spanien trennte. Man muß dieses Gefühl kennen, wenn man die Stellung Cubas zum Mutterlande recht verstehen will, denn aus ihm entspringt die Zwiespaltigkeit aller gesellschaftlichen, wirthschaftlichen und politischen Zustände hier zu Lande.

Der Gegensatz zwischen Kreolen und Spaniern könnte nicht so tief gehen, wenn er nicht größtentheils in den gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnissen wurzelte. Abgesehen davon, daß auf Cuba bis

Digitized by Google

zum Anfange dieses Jahrhunderts ein politisches Leben gar nicht bestand — die erste politische Zeitung erschien nicht früher als 1812 — begannen die Kreolen sich als eine den Spaniern ebenbürtige Klasse doch erst dann zu fühlen, als die Fortschritte der wirthschaftlichen Entwicklung der Insel sie erheblich zu bereichern anfingen. Ein ähnlicher Gegensatz zwischen Bürgern des Mutterlandes und Fremdgeborenen geht durch alles Colonialwesen, aber man hat ihn nirgends so krankhaft scharf ausgeprägt gesehen, wie in den spanischen Besitzungen. Der erste Grund ist darin zu suchen, daß nirgends das Mutterland und seine Vertreter und Sendlinge in gleich hohem Grade die Kolonien nur als Macht- und Reichthumsquelle betrachteten wie hier. Die Klagen über Willkür und Bestechlichkeit der Beamten füllen die Annalen dieser Kolonieen selbst zu der Zeit, wo ihre Bürger es noch als ganz natürlich betrachteten, daß das Mutterland mit vollem Rechte so und so viel Millionen jährlich aus dieser Domaine ziehe. Kaum weniger Anstoß erregte die Steifheit und stolze Aufgeblasenheit der spanischen Herren, die den beweglicheren, weicheren Kreolen fremdartig anmuthete, und hier wurde dann besonders die Feindschaft der Frauen von Bedeutung, welche um so wirksamer auf die gesammten gesellschaftlichen Verhältnisse zurückwirken mußte, je mächtiger ihr Einfluß im Innern der Familien durch ihr nach außen thatloses Leben gesteigert wurde. Man kann es als eine Regel aufstellen, daß die Wirkung der Frauen auf Dinge, die ihrer eigentlichen Sphäre fern liegen, um so größer ist, je abgeschlossener und müßiger ihr Leben. Mit der orientalischen Abschließung haben die Spanier auch etwas von der orientalischen Haremspolitik von ihren maurischen Feinden überkommen. Ernsthafte Geschichtschreiber haben auch nicht gezögert, den weiblichen Einflüssen eine hervorragende Rolle in der Schürung des Hasses zwischen Spaniern und Kreolen zuzuschreiben.

In wirthschaftlicher Beziehung war es bis vor etwa hundert Jahren in Cuba kaum weniger wie im übrigen spanischen Amerika die Regel, daß die arm und sparsam anlangenden Spanier die reichen aber müßigen und verschwenderischen Kreolen Generation für Generation auskauften, so daß die Besitzthümer mit wenig Ausnahmen einem ziemlich engen und raschen Kreislauf unterworfen waren, der die Kreolen sicherlich nicht

Digitized by Google

freuen konnte. Die erste oder spanische Generation erwarb den Besitz, den die zweite (kreolische) rasch wieder in die Hände neu ankommender Spanier gelangen ließ, deren Kinder ihn ihrerseits wieder verprassten. Dieser Kreislauf wurde sprüchwörtlich. Was seine Wirkungen betrifft, so konnten dies keine andern sein, als daß außer der Macht auch der Reichthum sich vorwiegend in den Händen der Spanier erhielt. Im festländischen Amerika erhielt sich dieses Verhältniß bis zur Verjagung der letzteren, aber auf Cuba bewirkte die rasche Entwicklung der natürlichen Hülfsquellen der Insel, welche besonders durch das Aufblühen der Vereinigten Staaten einen kräftigen Anstoß erhielt, wenigstens eine Verlangsamung dieses Kreislaufes. Der Ackerbau erwies sich auch hier als die beste Quelle eines dauerhafteren Wohlstandes, und Cuba war die einzige fast ausschließlich ackerbauende Kolonie der Spanier in Amerika. Der Gewinn aus einer Kaffee- oder Zuckerrohrpflanzung war seiner Natur nach sicherer und dauerhafter, als der aus einem Kaufmannsgeschäft oder einem Bergwerk. Die Kreolen verloren nicht den Ruf großer Verschwender, in dem sie noch heute stehen, und an Energie, Fleiß, Regsamkeit, Sparsamkeit stehen sie wie überall weit hinter dem spanischen Einwanderer zurück. Aber ihr Geld ging nicht mehr so leicht an die Spanier verloren.

Eben so wohl der wachsende Wohlstand als die zunehmende Unzufriedenheit erzeugten nach mehreren mißlungenen Verschwörungen und Aufständen seit 1854 eine Auswanderung unter den reichen Cubanern, wie man sie früher nicht gekannt hatte. In New-York besonders bildete sich eine große cubanische Kolonie, in der die Unzufriedenheit mit dem spanischen Regiment genährt wurde. Indessen waren, wie man aus den Flugschriften und Zeitungen jener Zeit sieht, die Unzufriedenen selbst wieder unter sich uneinig über die Wege zur Besserung der cubanischen Zustände. Vor dem nordamerikanischen Bürgerkriege waren viele Kreolen schon um der Erhaltung der Sklaverei willen für engere Vereinigung mit der Union, denn im Vergleich zu den schwächlichen Versuchen Spaniens, mit der Sklaverei allmählich aufzuräumen, erschienen die Vereinigten Staaten als der starke Hort dieser Institution. Als aber der Süden niedergeschlagen war, hatte sich freilich die Stellung des großen

Digitized by Google

Nachbars zur Sklavenfrage gründlich verändert, aber Anhänger der Annexion gibt es selbst in Cuba ungeachtet dessen noch immer. Eine andere Partei, der wohl im Herzen die meisten unzufriedenen Cubaner zugethan waren, wünschte die Unabhängigkeit von Spanien in irgend einer Form, wenn auch nicht die ganze, die wegen der 600,000 Farbigen zu gefährlich werden konnte, so doch eine solche, welche der Ausbeutung durch Spanien, der Begünstigung der Spanier und der Zurücksetzung und Bevormundung der Cubaner ein Ende mache. Eine kleine Gruppe von Enthusiasten und Abenteurern endlich will die Abolition und die vollständige republikanische Unabhängigkeit. Sie war es vorzüglich, welche den letzten Aufstand geplant und begonnen hatte, aber die Sklavenfrage durchkreuzte auch ihre Wünsche und Bestrebungen, wie die einer jeden reformlustigen Partei, während die Freunde des Bestehenden keinen besseren Bundesgenossen haben, als die Schwierigkeit, von welcher diese wichtigste und empfindlichste Frage starrt.

Fr. Ratzel.*)

*) Die Werke Ratzel's: Aus Mexiko. — Städte und Culturbilder aus Nordamerika. — Physikalische Geographie und Naturcharakter ꝛc. gehören zu den gediegensten und geistvollsten, welche seit zwanzig Jahren über Amerika erschienen sind.

Digitized by Google

Die El-Monte-Spieler in Santiago.

Das Kartenspiel, besonders das El-Monte-Spiel, ist eine Hauptleidenschaft der Cubanos wie der Spanier. Ich war neugierig, einige Spielerphysiognomien zu sehen, und mein Freund Don Pedro verschaffte mir baldigst die Gelegenheit dazu.

Das Haus, in welches er mich führte, sah recht anständig aus. Wir gingen in den Hof, wo der Spieltisch in einer Laube aufgestellt war. Mein Freund kannte den Hausherrn, dem er mich ohne Weiteres vorstellte. Man stand zu unserer Begrüßung kaum auf, und das unterbrochene Spiel wurde sofort wieder aufgenommen.

Ein Dutzend eifriger Spieler saßen um den Tisch, an dem es uns gelang, zwei Plätze zu erhalten. El-Monte gleicht viel dem Lansquenet; es wird ebenso rasch gespielt, so daß man in einigen Sekunden beträchtliche Summen gewinnen und verlieren kann. Eine einzige umgewandte Karte entscheidet über euer Loos.

Sobald ich Platz genommen hatte, zog ein höchst seltsames Gesicht meine Aufmerksamkeit auf sich: eine niedrige schmale Stirne, von einem Walde schwarzer Haare beschattet, dichte Augenbrauen über tief in ihren Höhlungen liegenden braunen Augen, eine weit hervorstehende Nase, ein kleiner Mund mit farblosen zusammengekniffenen Lippen; so sah dieser Kopf aus, den ein schmächtiger Hals mit einem hageren Körper verband.

„Don Miguel ist sehr aufgeregt," sagte Pedro zu mir, „sein Mal im Gesicht ist roth."

Ich betrachtete den Spieler etwas aufmerksamer und erblickte in der That auf seiner linken Wange ein purpurrothes Mal, das auf seinem

Digitized by Google

bleichen Gesichte wie ein Blutflecken aussah. Plötzlich blitzte Freude in seinen Augen, seine Lippen entfalteten sich zu einem Lächeln, das Mal wurde blasser: er hatte eine beträchtliche Summe gewonnen. Man schob ihm Haufen von Goldstücken zu, die er mit sichtlichem Vergnügen vor sich aufeinander setzte. Die Reihe als Bankhalter kam nun an ihn und er übernahm es mit großem Eifer, indem er sagte, er werde die Gesellschaft ruiniren. Als Bankier mit reichen Geldmitteln nahm er kühn die stärksten Einsätze an. Mehrmals gewann er; sein Goldhaufen wuchs mit einer Schnelligkeit, die ihn toll vor Freude machte. Aber plötzlich entzog ihm das launenhafte Glück seine Gunst; er verlor einen beträchtlicheren Einsatz als alle vorherigen. Indessen, nachdem er alle Mitspieler bezahlt hatte, blieb ihm noch eine schöne Summe übrig. Allein sein Ehrgeiz war damit nicht zufrieden; die Spielwuth riß ihn fort und er sah den Goldhaufen vor sich immer kleiner werden. Endlich wagte er seine letzte Onza (ungefähr 82 Francs) auf eine Karte und verlor sie. Sein Gesichtsmal wurde scharlachroth; die Verzweiflung gab ihm ein scheußliches Aussehen; er riß sich mit beiden Händen die Haare aus. In dem Paroxysmus seiner Wuth stand er plötzlich auf, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie:

„Que el rayo le parte à Udes todos!“ (Möge der Blitz euch alle zermalmen!)

„Miguel,“ sagte strenge der Hausherr, indem er sich erhob, „Sie vergessen, wo Sie sind!“

Miguel senkte den Kopf und ging hinaus. Seine Stelle wurde von einem kühnen Spieler eingenommen, den das Glück in überraschender Weise begünstigte. Als er seinerseits Bankhalter wurde, that er, womit Miguel vergebens gedroht hatte, er ruinirte die Mitspieler. Ein einziger von ihnen behielt noch eine ziemlich große Menge Goldstücke vor sich, aber da er hartnäckig das Verlorene wiedergewinnen wollte, so verlor er alles, was ihm übrig geblieben war.

Da erhob sich der Gewinner und sagte zu dem Mitspieler, welchem er eben alles abgenommen hatte:

„Ich will Ihnen eine schöne Parthie vorschlagen, Don Guillermo. Sie haben eine Hazienda (Pflanzung), die mir schon seit langer Zeit in

Digitized by Google

die Augen sticht; wenn Sie wollen, so setze ich meine Estanzia (eine kleinere Pflanzung) und die ganze vor mir liegende Summe, die ungefähr 100,000 Piaster (500,000 Francs) beträgt, gegen Ihre Hazienda mit den dazu gehörenden Negern."

„Sie reden unvernünftig, amigo mio," antwortete Don Guillermo; „das Glück läßt Sie den Kopf verlieren."

„Ei was, Sie fürchten sich."

„In einem solchen Falle," sagte ein anderer Spieler, „ist die Furcht wohl begreiflich; so auf's Spiel zu setzen eine . . ."

„Wohlan, nein, ich hege keine Furcht," sagte kurz entschlossen Don Guillermo; — „ich nehme es an, nur müssen die Karten weder von Ihnen noch von mir gehalten werden; jener Herr," fügte er, auf mich hinweisend, hinzu, „wird sie halten; aber immer noch El-Monte, nicht wahr?"

„Ist selbstverständlich," entgegnete der kühne Spieler.

Ich wandte eine Karte um — die Zuschauer folgten allen meinen Bewegungen mit glühender Neugier — dann eine zweite, endlich eine dritte, Jeder stieß sofort einen Ruf aus, denn es war die entscheidende.

„Nehmen Sie, Don Guillermo, alles Gold hier, was Ihnen jetzt nebst meiner Estanzia gehört," sagte kaltblütig der Herausforderer. — „Oh, ich bin kein schlechter Spieler, wie Miguel. (Das war allerdings wahr.) Ich könnte jetzt reich sein, aber es ist um so schlimmer für mich, daß ich nicht rechtzeitig aufgehört habe."

Als wir das Haus verließen, schlugen wir eine enge Straße ein. In der Mitte derselben hörten wir ein entsetzliches Geschrei; Nachbarn eilten herbei und wir drangen mit ihnen in das Haus ein, aus dem das Geschrei erscholl. Ein grauenhaftes Schauspiel traf unsere Blicke eine Frau lag blutbedeckt und mit zerrissenen Kleidern auf dem Boden. Man sprang ihr bei, aber die Bemühungen waren vergeblich.

„Mein Mann! mein Mann!" schrie sie mitten in ihrem Aechzen; „wo ist mein Mann? Sehen Sie nach im Nebenzimmer, was aus ihm geworden ist."

Wir stürzten hinein und sahen dort nur einen leblosen Körper mit scheußlich verstümmelter Kehle; die zusammengeballte Faust hielt noch

Digitized by Google

ein Rasiermesser fest. Als wir genauer zusahen, erkannten wir überrascht Don Miguel wieder. Wir kehrten zur armen Frau zurück.

„Er hat sich selbst entleibt?“ frug sie.

„Ja wohl, Señora,“ antwortete Pedro.

„Trauriges Ende eines elenden Lebens!“

„Aber was ist denn vorgegangen?“ frugen wir.

„Etwas Abscheuliches. Meine Mutter vertraute mir vor ihrer Abreise nach Cobre ein Kästchen mit allen ihren Juwelen und einem großen Theile ihres Vermögens an. Nachdem mein Mann im Spiele verloren hatte, wollte er den Schlüssel zum Schranke haben, worin das Kästchen eingeschlossen war. Er wollte das Besitzthum meiner Mutter auf's Spiel setzen. Ich durfte es nicht gestatten und widerstand ihm hartnäckig. Da riß den Infamen seine Wuth hin und er versetzte mir mehrere Dolchstiche.“

Ihre Wunden waren tödtlich; sie starb am folgenden Tage. Wir verließen dieses unheimliche Haus mit schmerzerfülltem Herzen und wiederholten wie jene Unglückliche:

„Trauriges Ende eines elenden Lebens!“

Hippolyte Piron.
L'Ile de Cuba. Paris, Plon 1876.

Digitized by Google

Die Geheimnisse des Vaudoux-Götzendienstes.

I.

Der Vaudoux-Bund früher und jetzt.

Die grauenhaften Geheimnisse des Vaudoux haben schon längst die Aufmerksamkeit der Ethnographen und Forschungsreisenden auf sich gezogen, ohne daß es gelungen wäre, dieselben vollständig aufzuklären.*) Bei den Negern, namentlich bei denen von Guinea, sowie bei manchen andern wilden Völkern bestehen Geheimbünde mit nächtlichen Zusammenkünften, wobei die Theilnehmer durch geheimnißvolle Ceremonien und Tänze sich in eine wahnsinnige Begeisterung versetzen, die sie zum Verkehr mit Geistern, wie sie wähnen, befähigen soll. Die Neger haben diesen Kultus mit nach Amerika gebracht. Maury irrt sich, wenn er dahinter nur eine nervöse Ueberreizung mit ihrer Einwirkung auf die Phantasie sieht; die Praktiker der Neger verbergen noch ganz andere Dinge, wie sich aus den Untersuchungen ergab, die ein Beamter der englischen Regierung, Herr Lond auf Jamaika anstellte. Er fand darin die Ursache des unerklärlichen Hinsterbens ganzer Familien von Pflanzern mit ihren Negern.

Auf Haiti hat der Vaudouxbund zahlreiche Mitglieder. In seinem Schooße wurden die fürchterlichen Negeraufstände dieser Insel geplant.

*) Vgl. Bonneau, Annales des voyages. 1858. Maury, La Magie. Paris 1864. Forbes, Dahomey I. und die meisten Ethnographen der Neuzeit, auch Petermann 1859, IX. 380. Castren, Vorles. 163.

Digitized by Google

Bei einem derselben erschien Sonthonax an der Spitze einer infernalischen Musikbande von Negertrommeln und Hörnern und von Zauberern umgeben, die Kuhschwänze schwenkten, welche die Kugeln ablenken sollten. Er trug unter dem Arme den großen weißen Hahn der Mysterien, der ihm die Befehle der Vaudoux-Schlange mittheilte. — Toussaint Louvertüre hatte die nächtlichen Vaudoux-Zusammenkünfte verboten und ließ die Uebertreter Spießruthen laufen, bis sie halbtodt hinfielen. Allein unter Soulouque war der Bund so mächtig geworden, daß der Kaiser genöthigt war, sich aufnehmen zu lassen. Er soll sogar Oberpriester geworden sein und seine Grausamkeiten sich zum Theil daher schreiben.

„Der Vaudouxbund, sagte Paganel (Du Paganisme, 146), spielt noch fortwährend eine große Rolle in den blutigen Hinrichtungen, zu welchen Furcht und Fanatismus den ersten Kaiser von Haiti veranlaßten. In der Negersprache bedeutet Vaudoux ein allmächtiges Wesen, welches alle Ereignisse nach seinem Willen lenkt. Dieser Gott mit unendlicher Macht ist den Negern eine heilige Schlange, welcher man einen Cultus der Anbetung im eigentlichen Sinne des Wortes erweist. Der Oberpriester, den sie sich als Organ gewählt hat, übt auf die Anhänger eine unumschränkte Gewalt aus, die derselbe jedoch mit der vom Schlangengotte vorzugsweise inspirirten Oberpriesterin theilt. Der Gott theilt durch deren Stimme seine Befehle, seine Tröstungen, seine Warnungen und Drohungen mit. Die Eingeweihten werfen sich auf die Kniee vor der Schlange auf dem Altare und trennen sich erst, nachdem sie die abscheulichsten Eide geschworen haben, jedweden Verräther der entsetzlichen nächtlichen Geheimnisse zu tödten. Der Vaudoux ist zu Port-au-Prince allmächtig, und die Pflanzer der Südstaaten von Nord-Amerika wissen, daß es klüger ist, die Pläne, die er einflößt, zu überwachen, als sie zu verlachen und zu verachten." — Wie stark ihre Anzahl zu New-Orleans ist, erfuhren die Einwohner zu ihrem Schrecken, als nach dem Tode einer der letzten Vaudoux-Königinnen 4000 Sklaven ihrem Sarge folgten und die Leichenfeier vornahmen.

Edgar la Selve*) berichtet aus Haiti 1881: Der unheimliche afri-

*) Edgar la Selve. Le Pays des Nègres. Voyage à Haiti. Paris. Hachette 1881.

Digitized by Google

kanische Cultus des Vaudoux ist auf Haiti nur geduldet. Die Einzelnheiten der Gebräuche und religiösen Meinungen seiner Adepten sind so ungeheuerlich, daß ich sie selbst für unglaublich halten würde, wenn ich die Dinge nicht mit eigenen Augen gesehen hätte. Die seltsamen Vorkommnisse beim Vaudoux-Tanze lassen sich jetzt schwerlich bezweifeln, nachdem man den sogenannten animalischen Magnetismus, die Besessenen von Loudon, die Zitterer der Sevennen, die Convulsionäre von Saint-Medard, die Derdebah und den Tanz der Aïssaoui in Algier wissenschaftlich beleuchtet hat. — Für den Ethnographen, der ähnliche Dinge bei andern Völkern kennt, trägt die folgende Erzählung von Paul Dhormois, die noch durch das Urtheil des Criminal-Gerichtshofes zu Port-au-Prince bekräftigt wird, das Gepräge der Wahrheit trotz der scheinbar phantastischen Färbung; zur Ergänzung folgen weiterhin zwei merkwürdige Vaudoux-Scenen aus Cuba und New-Orleans, die ebenfalls von Augenzeugen beschrieben werden.

Baumgarten.

II.

Ein Nachtstück auf Haïti.

Die Geheimnisse des Vaudoux-Dienstes werden in nächtlichen Zusammenkünften gefeiert, deren Stunde und Ort der Oberpriester den Eingeweihten erst kurz vorher ankündigen läßt. Ein vorgeblicher harmloser Bamboula-Tanz dient als Deckmantel der scheußlichen Scene, die bald auf einer unzugänglichen Bergfläche, bald an einer verborgenen Stelle eines ausgetrockneten Flußbettes, bald auf einer der kleinen Küsteninseln, jedesmal jedoch an einer andern Stelle stattfindet.

Der Fremde, welcher um die Tageshitze zu vermeiden, während der Nacht die Bergwälder des Innern durchwandert, hört oft in der Ferne die Töne einer Schellentrommel oder erblickt in irgend einem Thalgrunde das Leuchten eines Feuers. Er glaubt, es sei eine heimliche Zusammenkunft zum Behufe des gesetzlich an sechs Tagen verbotenen

Digitized by Google

Tanzvergnügens. Da flüstert ihm sein Führer zitternd zu, es sei eine Vaudoux-Versammlung, und erzählt ihm dann traurige Geschichten von Unvorsichtigen, welche die Geheimnisse des afrikanischen Götzendienstes zu erlauschen versucht hatten.

Ueberwindet die Neugierde die Furcht, ist man in zahlreicher Gesellschaft und kann über die dazwischen liegenden Abgründe, Bergströme und durch das Schlingpflanzengewirre bis zu dem geheimnißvollen Orte vordringen, so findet man entweder den Platz leer, oder Männer und Frauen jeden Alters, welche sich dem Bamboula-Vergnügen hingeben. Die Aufregung, die baldige Ermüdung der Tänzer finden leicht ihre Erklärung in dem sinnenberückenden Rausche, den dieser seltsame Tanz erzeugt, bei dessen bloßem Anblicke der Europäer bald wähnt, es drehe sich alles um ihn herum im Kreise.

Bei diesen Zusammenkünften jedoch wurden früher und werden noch gegenwärtig jene fürchterlichen Giftmischungen gebraut, die an einem Tage ganze Heerden tödten und Flüsse vergiften, während sie die Menschen zur Raserei oder Blödsinn und oft zu sicherem Tode führen. Dort lernten früher die Eingeweihten die gefährlichsten Schlangen zähmen und sich den Körper mit jenen Geschwüren und Leibschäden bedecken, welche sie tagsüber von der Sklavenarbeit befreiten, die sie aber abends jedesmal heilten, um zur Bamboula zu eilen. Bei diesen Zusammenkünften wurde mehr als ein Negeraufstand geplant, der die Kolonien verwüstete. Hier findet noch heutiges Tages ein Götzendienst mit Menschenopfern statt, der an Scheußlichkeiten alles erreicht, was die Alten aus den Zeiten des Atreus und Thyestes erzählen.

In früheren Zeiten hatten diese Abscheulichkeiten ihre Erklärung in dem Rachedurste und in dem Hasse des Negers gegen seinen Herrn finden können, aber jetzt, wo diese unglücklichen Menschen frei sind, haben sie für diese Handlungen keinen anderen Beweggrund, als die Lust am zwecklosen Bösesthun; und hierin wird der Weiße sich immer vom Schwarzen unterscheiden. Der Weiße begeht ein Verbrechen fast stets nur unter der Herrschaft einer Leidenschaft; der Neger dagegen wird Mörder, Brandstifter und Giftmischer bloß um zu morden, zu brennen und zu vergiften, um sich an dem wollüstigen Gefühle zu weiden, welches seine

Digitized by Google

sinnliche wilde Natur an der Vollbringung der blutigsten Schandthaten empfindet.

Längere Zeit war ich ungläubig, wenn ich auf die Gräuel des Vaudoux-Götzendienstes anspielen hörte, bis ich eines Tages durch eigene Anschauung mich davon überzeugen konnte.

Im Gespräche hatte ich eines Tages zu Gonaïves einem haïtischen Geistlichen meinen Unglauben daran erklärt.

„Es steht nur bei Ihnen", erwiederte er, „heute Abend einer Zusammenkunft in der Nähe beizuwohnen. Ich habe es vor einer halben Stunde von einem Neger erfahren, der es mir beichtete und wissen wollte, was er thun könnte, um dem erhaltenen Befehle nicht nachzukommen. Wir wollen sogleich gehen, es ist noch hell und wir können uns an dem Festplatze in ein Versteck legen, bevor irgend ein Theilnehmer des Festes angekommen ist."

Wir machten uns sofort auf den Weg. Eine Stunde lang gingen wir das Bett eines fast ganz wasserlosen Flusses entlang und erreichten so einen von hohem Bambus ringsum eingeschlossenen kleinen Platz, über dem das ineinander gewachsene Gezweig ein natürliches Gewölbe bildete. Es war ein unheimlicher dunkler Ort, der für eine Zusammenkunft von Dämonen wundersam geeignet schien. Ungeheure Steinblöcke und Felsquader, welche der von tropischen Regengüssen angeschwollene Bergstrom mit sich fortgerissen hatte, bedeckten in gräulicher Verwirrung den Boden; das Auge haftete bald auf einer weißen, wie ein riesiges Ei abgerundeten Oberfläche, bald auf einer wild zerrissenen Felsmasse, die von rothen und grauen Zacken starrte. Dicke Baumstämme, die halb versteckt unter Gras und Schlingpflanzen am Ufer umher lagen, sahen wie ungeheure schlafende Schlangen aus.

Die einbrechende Nacht gab diesem Gemälde phantastische Farben. Nichts fehlte dieser grauenhaften Scenerie, auch nicht das Leben, denn ein großer Kaiman, dessen Schweif das Wasser peitschte, während die andere Körperhälfte auf dem Ufer lag, war eben daran, ein junges Schwein zu verschlingen, dessen Mutter in der Nähe stand und durch wüthendes Grunzen ihre Verzweiflung kundgab. Myriaden von Leuchtkäfern schwebten rings um uns und fielen auf den Boden herab, wie ein Regen von Funken.

Digitized by Google

Das dichte Laubwerk eines Acajoubaumes bot uns bald ein sicheres Versteck, in dem wir der kommenden Dinge harrten. Der Mond sollte erst nach Mitternacht aufgehen; der Himmel war mit schwerem, dunklem Gewölk bedeckt, ein heftiger Wind schüttelte die Bäume. Wir befanden uns in der vollständigsten Finsterniß und wagten kein Wort zu sprechen, denn man hätte uns hören können. Ich bin kein größerer Banghase als irgend ein Anderer, allein ich muß gestehen, ein kalter Schweiß troff mir von der Stirne und vor nervöser Aufregung zitterte ich, daß mir die Zähne klapperten. — Nach Verlauf einer Zeit, deren Länge ich nicht mehr angeben kann, hörten wir zu unsern Füßen eine Art von Gemurmel, welches allmählich immer stärker wurde. Wir erkannten darin nach und nach einen seltsamen Gesang in kurz abgestoßenem Rhythmus, worin bald rauh krächzende Töne, bald gellende Laute hervorklangen.

Die Melodien, die man auf allen Antillen hört, sind gewöhnlich höchst anmuthig, sanft und wehmüthig, aber diese hier war wild und weckte Gedanken an Blut und Mord. Wir hörten diesem schreckenerregenden Gesange zu, als ein Blitz, der einem fürchterlichen Donnerschlage voranging, einige Sekunden lang die Scene erhellte. Wir erblickten unter uns eine große Kette von ungefähr vierzig Schwarzen, Männern und Weibern, welche sich bei der Hand hielten und sich im Kreise drehten. In der Mitte des Zirkels standen ein kleines Kind, welches ich noch jetzt zu sehen glaube, so scharf war das Bild, eine schwarze Ziege und zwei oder drei andere Thiere, deren Umrisse zu erkennen ich keine Zeit hatte. Alles fiel wieder in die Finsterniß zurück; der Gesang dauerte noch eine Zeitlang, dann entstand eine tiefe Stille.

Ich hörte mein Herz in der Brust klopfen, denn ich befürchtete jeden Augenblick das Geschrei des kleinen Wesens, welches ich gesehen hatte, zu hören. Nach fast einer Viertelstunde begann eine schwache Flamme zu glänzen; in kurzer Zeit war es ein großer brennender Holzhaufen, über dem ein Kessel hing.

Einige Neger brachen Zweige von einem harzigen Baume ab und pflanzten sie, angezündet, in den Boden. Der Schein derselben fiel auf den Platz, wo ich das Kind erblickt hatte: er war leer. Man sah nur die schwarze Ziege, einen großen weißen Hahn und eine Schlange. Ich

Digitized by Google

hatte keinen Klagelaut, keinen Schrei gehört. Ich hoffte schon, daß man das arme Wesen nicht geschlachtet habe, aber ich sollte bald enttäuscht werden.

Ein alter Neger rief dreimal nach einander: „Jetzt ist es Zeit, eine schwarze Ziege zu opfern!“ — und alle Eingeweihten faßten sich bei der Hand und begannen sich von neuem im Kreise zu drehen, wobei sie den früher von uns gehörten Gesang wiederholten. Oft öffnete sich der Kreis, und der alte Neger, an der Spitze aller Theilnehmer, bildete eine lange Reihe, welche die seltsamsten Figuren beschrieb. Es sah aus wie eine ungeheure Schlange, welche in launenhaften Windungen sich auf- und abrollte, aber stets die schon anfangs in der Mitte des Kreises befindlichen Thiere umschlossen hielt. Ich bemerkte, daß die anfangs unruhige und meckernde Ziege bald ganz unbeweglich blieb. Als der alte Vaudoux-Priester sich ihr näherte und ihr das Messer in die Kehle stieß, machte sie keine Bewegung, stieß keinen Schrei aus. Der Hierophant zerschnitt sie in Stücke, fing das Blut in einer Schale auf, führte diese zu dem Munde und reichte sie dem nächsten Neger zu seiner Rechten, dieser trank ebenfalls und gab die Schale weiter. Nun warf der Priester das Fett und die Eingeweide in das Feuer, die Fleischstücke in den Kessel; hierauf ergriff er eines der Weiber und jeder Neger ebenfalls. Die Orgie, die jetzt folgte, läßt sich nicht beschreiben.

Sodann wurde der Hahn geschlachtet, und dieselben Saturnalien begannen wieder. Der Vaudoux-Priester unterbrach dieselben plötzlich mit dem Ausrufe:

„Meine Freunde, es befinden sich Uneingeweihte in unserer Nähe. Mögen sie erfahren, daß ich sie sehe, obschon sie sich für verborgen halten. Wenn sie nicht freiwillig hervortreten, werde ich sie holen und sie sollen dann als Sühnopfer dienen.“

„Rühren Sie sich nicht,“ sagte leise mein Gefährte; „ich glaube, der alte Bursche, der genau weiß, was von der Wirkung seiner Zauberkünste zu halten ist, sagt dieses nur um zu versuchen, ob es so gelinge, einen etwaigen Beobachter hervorzulocken.“

Der alte Neger schrie noch einmal seine drohende Aufforderung, aber er hatte kaum Zeit, sie zu vollenden. Das Gewitter, welches sich

Digitized by Google

gleich beim Beginne dieser Scene durch Blitz und Donner angekündigt hatte, brach jetzt mit furchtbarem Getöse los und eine wahre Sündfluth strömte auf die Versammlung herab.

Das Unwetter dauerte fast eine halbe Stunde. Als der Himmel sich lichtete, war eben der Mond aufgegangen. Der Platz war leer; drei oder vier Schwarze, die um den Kessel und den erloschenen Herd saßen, betrachteten das zum Strome gewordene Flüßchen, welches sich gegen das steile Ufer ergoß.

Plötzlich stürzte unter ihren Füßen der vom Wasser unterwühlte Boden mit einem Getöse zusammen, das dem eines Erdbebens glich: Männer, Altar, Kessel, alles verschwand in dem Schlunde.

Einige Angstrufe drangen zu uns empor; dann sahen wir an der Stelle, wo die Höllenscene stattgefunden hatte, nichts als Wasser, dessen wirbelnde Wellen im Mondscheine wie ein See von kochendem Blei aussahen.

Wir blieben so die ganze Nacht in unserm Versteck, ohne es zu wagen, dasselbe zu verlassen. Als der Anbruch des Morgens uns etwas Zuversicht wiedergegeben hatte, floß der Fluß wieder so friedlich wie früher daher. Wir hätten wähnen können, einen bösen Traum erlebt zu haben. Aber als wir nach Gonaïves kamen, erblickten wir einen großen Zusammenlauf auf dem Strande an der Mündung des Flusses. Eine vorübergehende Negerin sagte uns, das Meer habe kurz vorher zwei Leichen und den Arm eines Kindes an das Land geworfen. —

Sollte vorstehender wahrheitsgetreuer Bericht irgend einen Zweifel erregen, so möge man in der Gazette des Tribunaux 3. April 1864 den Wortlaut des Todesurtheils lesen, welches das Tribunal zu Port-au-Prince über acht Neger aussprach, die ein junges Mädchen geraubt, dem Vaudoux geopfert und dann gegessen hatten. Ein zweites Kind, zu einem neuen Opfer bestimmt, war bereits in den Händen dieser Kannibalen, als die Verzweiflung der Mutter die Entdeckung und Bestrafung der Mörder herbeiführte. Die Bekenntnisse der Schuldigen bestätigen hier vollständig die Erzählung des französischen Reisenden.

Digitized by Google

III.

Eine Vaudoux-Scene unter Kreolinnen auf Cuba.*)

1875.

Auf Cuba hat der von Haïti aus hinüberverpflanzte Vaudoux-Bund gegenwärtig (1875) eine bedeutende Ausdehnung unter den Negern und selbst unter dem verdorbenen Theile der kreolischen Bevölkerung gewonnen. Die Cubaner, die unter Negern heranwachsen, stehen in Betreff des Aberglaubens nicht eben höher als jene und schweben in beständiger Furcht vor den Bezauberungen (Ouangas) der Vaudoux. Zur Sekte gehören scheinbar anständige Damen aus der bessern Gesellschaft, mit denen man, ohne es zu ahnen, Umgang pflegt. Im Hause einer derselben war ich eines Abends ungesehen Zeuge einer Vaudoux-Zusammenkunft und zwar durch Vermittelung ihres eigenen Sohnes. Er ließ mich in ein Kabinet eintreten, dessen alte Thüre mir durch ihre Spalten gestattete, alles zu sehen, was in der Zauberkammer vor sich gehen sollte. Eine zweite Thüre, deren Schlüssel er mir überreichte, machte es mir möglich, ungesehen mich zu entfernen, wenn mir das Schauspiel mißfiel. Eine Ueberraschung hatte ich nicht zu befürchten, denn das Kabinet war leer und ein Riegel schützte mich vor Unberufenen.

Auf meinem Beobachtungsposten mußte ich lange und peinlich warten; endlich erhellte sich das Kabinet und ich erblickte ein großes, ziemlich einfaches Schlafzimmer. Ein Bett mit Thronhimmel und Moskitonetz, ein Tocador (Toilette), ein runder Tisch in der Mitte, Rohrstühle und ein Schrank bildeten die ganze Möblirung.

Die Hausherrin trat zuerst ein, im Négligé, eine alte Blechlampe in der Hand. Hinter ihr kamen die andern Frauen, zwölf an der Zahl. Ein junges Mädchen von ungefähr sechszehn Jahren folgte und trug ein Paket, ein schwarzes und ein weißes Huhn. Auf dem Tische stand ein großer, jedenfalls im Dunkeln hingebrachter Napf mit einem dampfenden Inhalte. Dreizehn hölzerne Löffel lagen dabei, wie zu irgend einem seltsamen Mahle geordnet.

*) Aus Hippolyte Piron. L'Ile de Cuba. Paris, Plon 1876.

Digitized by Google

Bei dem blassen, flackernden Scheine der Lampe nahmen alle Gegenstände einen phantastischen Anblick an; die Gestalten in verschiedenen Farbenschattirungen sahen unheimlich aus. Das junge Mädchen warf das Paket und die Hühner in einen Winkel, ergriff eine Handtrommel, setzte sich und entlockte derselben Töne als Vorspiel zu der Feierlichkeit. Hierauf schlug sie in abgestoßenen Bewegungen mit beiden Händen auf dieselbe. Ich erinnerte mich jetzt jenes Geräusches von Schellentrommeln, welches ich zuweilen zwischen elf Uhr und Mitternacht gehört und das man mir als die gewöhnliche Musik der Vaudoux bezeichnet hatte.

Die dreizehn Frauen begannen einen Rundtanz um den Tisch, den sie allmählich verlangsamten, hierauf nahmen sie die dreizehn Löffel, tauchten sie in den Napf und führten ihn an ihre Lippen. Sie setzten so das Essen fort, ohne ihren kabalistischen Rundtanz zu unterbrechen.

Als sie damit zu Ende waren, legte das junge Mädchen die Negertrommel weg und kniete vor den Frauen; diese trockneten ihre Hände an seinen Haaren, die sich auflösten und in schwarzen Locken auf ihre Schultern herabfielen. Nach Vollendung dieser Verrichtung ergriff die Hausherrin die weiße Henne beim Halse und durchschnitt ihr mit einem frisch geschliffenen Messer die Kehle. Das arme Thier stieß nur einen erstickten Schrei aus; sein Blut wurde in eine Schale gesammelt, welche die Dame zum Munde führte, und hierauf ihrer Nachbarin reichte, die es ebenso machte, bis daß sie durch die Hände der dreizehn Frauen gegangen war.

Die schwarze Henne hatte dasselbe Schicksal, und ihr Blut wurde ebenso herumgereicht. Hierauf betrachtete man genauer beide Schalen, ohne Zweifel um irgend eine Vorbedeutung zu finden; dann warf man ein weißes Pulver hinein und stellte sie zu irgend einem geheimnißvollen und verbrecherischen Gebrauche bei Seite.

Nun ergriff eine der Frauen die Schellentrommel und schlug mit Wuth darauf. Sofort entledigte sich das junge Mädchen eines Theiles ihrer Bekleidung und ihr abgemagerter Körper zeigte sich meinen überraschten Blicken. Ich hatte keine Zeit sie zu beklagen, denn sie sprang in wahnsinnigem Tanze herum. Ihre Glieder schienen mit einer ungeheuren Elasticität begabt zu sein; manchmal schien sie kleiner, dann

Digitized by Google

wieder größer zu werden. Ihr langes regelmäßiges Gesicht nahm einen seltsamen Ausdruck an.

In diesem Augenblicke ringelte sich aus dem Pakete auf der Erde eine große Schlange heraus, welche zu dem Mädchen hinkroch, sich in drei Ringen zu dessen Füßen legte und dann unbeweglich blieb. Plötzlich änderte sich der Tanz; er bestand jetzt aus Stampfen und launenhaften Sprüngen. Bald lief das junge Mädchen um den dreifachen Kreis herum, bald überschritt sie denselben mit leichtem Sprunge, alles mit einer wunderbaren Schnelligkeit, ohne das bezauberte, scheußliche Reptil zu berühren. Die schwarzen Augen des braunen Kindes glänzten auf entsetzliche Weise im Dunkeln. Seine magern Arme, die bis dahin schlotternd an seinem Körper herabhingen, begannen alle seine Tanzbewegungen mit Gestikulationen zu begleiten und deren bizarren Charakter noch zu erhöhen. Seine Schritte wurden weiter, und bald darauf durchlief sie das Zimmer mit einem unbeschreiblichen Angstgeschrei, welches ihr durch eine fürchterliche Qual entrissen zu werden schien.

Die dreizehn Frauen wiederholten dieses Geschrei unter dem Lärme der kleinen Trommel, dessen Laute immer rascher erklangen, je nachdem die Tanzbewegungen zunahmen.

Plötzlich richtete sich die Schlange in die Höhe und umschlang das junge Mädchen in zahlreichen Windungen. Die Aufmerksamkeit der Versammlung verdoppelte sich; jede Stellung, welche Kopf und Schweif des Reptils nahmen, wurde als Vorbedeutung ängstlich erklärt.

Endlich nach einem fieberhaften Stampfen fiel die Tänzerin in einem epileptischen Anfalle zu Boden. Jede ihrer nervösen Bewegungen wurde als eine Enthüllung der Zukunft eifrig beobachtet.

Länger konnte ich es nicht aushalten; ich ergriff entsetzt die Flucht. Dieses unglückliche Kind, das den Anfällen einer schrecklichen Krankheit unterlag, die den Vaudoux als Zukunftsdeutung dienten, flößte mir unwillkürlich ein tiefes Mitleiden ein, dem sich jedoch ein Gefühl des Abscheues zugesellte.

In diesen Zusammenkünften werden die Zauber- und Giftmittel bereitet, die Wunderdinge thun, oder die Vaudoux-Sekte an ihren Feinden rächen sollen, die sie kennt und unversöhnlich verfolgt.

Digitized by Google

Corsino, ein schwarzer Othello.

Ein Negerdrama aus der Gegenwart.*)

Courouille, mein Führer, war zurückgeblieben. Des Wartens müde, kehrte ich um und fand den Kreolen unter einem Baume schlafend. Ich mußte ihn mit Gewalt rütteln, ehe er aufwachte.

„Wenn wir so fortfahren," rief ich ihm zu, „werden wir wenig weiter kommen."

Courouille rieb sich die Augen und sagte: „Doch, doch! wenn uns nur nicht Corsino begegnet."

Diese Antwort fiel mir auf. Was wollte mein Führer damit sagen? Meinte er einen Straßenräuber? Um Gewißheit darüber zu erhalten, frug ich:

„Wer ist dieser Corsino?"

„Oh! voilà! c'est gnon cousin moé (c'est un cousin à moi).

„Ich wünsche Dir Glück, zum Vetter einen Räuber zu haben; denn aus Deinen Befürchtungen zu schließen, muß er wohl nichts anderes sein."

„Non, li pas brigand . . ."

„Dann sage mir, was er ist."

„Général (so nannte er mich immer), c'est gnon histoire trop longue."

---

*) Nach Edgar la Selve. Les Pays des Nègres. Paris, Hachette 1881. Das Buch ist werthvoll, besonders weil der Verfasser auf einer längeren Reise durch die Insel Haiti eine Menge interessanter Thatsachen aus den verschiedenen Negeraufständen und Revolutionen gesammelt hat. — Obige Episode würde Stoff zu einer „packenden" Novelle und selbst zu einem Drama geben.

Digitized by Google

„Ein Grund mehr, sie mir zu erzählen. Ich werde Dir dafür etwas schenken."

Dieses letzte Argument überwand schließlich alle seine Zögerungen, wie denn beim Kreolen und Neger ein Geschenk fast nie seine Wirkung verfehlt. Er schritt zu meiner Rechten und erzählte mir mit einer einfachen Natürlichkeit, welcher ich beim fast wörtlichen Uebersetzen ihr kreolisches Gepräge zu erhalten suchen werde, folgendes Liebesdrama:

„Mein Vetter Corsino bewohnte zu Plaisance eine Hütte, die sich vom Großvater auf die Enkel vererbt hatte. Es gehörten ihm die Kaffeebäume in der Nähe und ein großer Garten mit vielen Bananenbäumen, sowie mehrere Wiesen.

Als er vom Militär abging, dachte er einen Hausstand zu gründen und eine Frau zu nehmen. In dem Flecken verdrehte die Tochter des Sectionskommandanten Bernadotte Coco alle Köpfe, die der Alten wie der Jungen. Mit ihrer glänzend bläulichschwarzen Haut war sie ein wahres Bonbon zum Beknabbern. Daher nannte man sie auch Cocotte-Liqueur, und nie wurde ein Name mit größerem Rechte getragen.

Corsino liebte sie von früher Jugend an. Er wußte wohl, daß sie ein Auge auf den Petit-Zozo, den Sohn des Töpfers Chachoute, geworfen hatte und daß sie Sonntags bei der Bamboula mit ihm die Djouba tanzte und seine Artigkeiten ganz vergnügt anhörte. Aber er glaubte, es sei nicht ernsthaft und sie würde ihn vergessen. Er verlangte sie daher vom Vater Coco zur Frau, und dieser, der darin eine vortheilhafte Versorgung seiner Tochter sah, gab sie ihm.

Indessen als Cocotte-Liqueur erfuhr, daß ihr Vater sie verheirathen wollte, und zwar mit Corsino, veranlaßte sie Petit-Zozo, schleunigst mit ihm zu sprechen. Sein Vater Chachoute sprach auch für ihn mit Coco, aber dieser wollte sich auf nichts einlassen, weil Petit-Zozo sich als Bummler und Trinker immer herumtrieb. Corsino dagegen, der Vermögen besaß und sparsam war, hatte von ihm noch keinen Sou verlangt. Letzterer erhielt daher aus allen diesen triftigen Gründen den Vorzug und wurde der Gatte Cocotte-Liqueurs.

Pater Chatté, Pfarrer von Cux, segnete die Hochzeit ein und es wurden dabei so viele Truthähne, Ziegen, Hühner, Schweine (mit Er-

Digitized by Google

laubniß zu sagen) getödtet, daß die Eingeladenen für acht Tage Essen mit nach Hause nehmen konnten.

Neun oder zehn Monate nachher, in einer so hellen Nacht, wie heute, kehrte Corsino von Le Borgne heim. Vor seinem Hause sah er einen Zombi aus der Thüre schlüpfen und durch die Bananen davonlaufen, jedoch nicht so schnell, als daß er ihn nicht erkannt hätte.

„Es war Petit-Zozo, nicht wahr?"

„Ja wohl, General, Sie haben es errathen."

„Zum Teufel! Cocotte-Liqueur war ja keine Weiße."

„Ich habe auch dem General gesagt, daß sie bläulichschwarz war."

„In der That; fahr' nur fort, ich hätte den Faden Deiner Erzählung nicht abschneiden sollen."

„Heiliger Gott! Jetzt weiß ich nicht mehr, woran ich war."

„In dem Augenblicke, wo Petit-Zozo unter die Bananen schlüpft..."

„Richtig. Ich fahre wieder fort. — Corsino's Gesicht hatte eine scheußlich grünliche Farbe angenommen; er zitterte, aber nicht aus Furcht, denn er war stark genug, um sechs stockdürre Kerle wie Petit-Zozo über's Knie zu brechen; aber Sie begreifen seinen Zorn. Endlich schritt er zur Hütte und klopfte an die Thüre. Cocotte-Liqueur stand auf und öffnete. Ihr Mann schien ihr finster auszusehen, sie befragte ihn. Er erwiederte, er sei müde, bedürfe des Schlafes, und legte sich auf's Nachtlager.

„Seit langer Zeit hatte Corsino den Plan, eine größere Hütte zu bauen; die alte war Cocotte-Liqueur's nicht würdig und er wollte seiner Frau ein kleines Palais geben. Am folgenden Morgen begab er sich daher an's Werk. Er schleppte auf Wagen große, zu diesem Zwecke bereits gefällte Bäume herbei, sowie eine Masse trockener Bananenblätter, Palmenrinde und Bambusholz für das Dach. Alle diese Baumaterialien wurden um die Hütte aufgestapelt, so daß nur deren Eingang frei blieb. Cocotte-Liqueur gab nicht darauf acht; ihr Mann hatte auf Befragen geantwortet, er wolle so bald wie möglich die neue Hütte bauen.

„Nachdem er so zwei Tage lang Bauholz zusammengebracht hatte, sagte er am Morgen des dritten zu Cocotte-Liqueur:

„Ich gehe nach Limbe, um den Vetter Courouille zu bitten, mir hülfreiche Hand zu leisten. (Ich bin in der That Zimmermann meines

Digitized by Google

Standes.) Von dort gehe ich nach Le Cap. Vor fünf Tagen werde ich nicht zurückkommen. Du kannst also ruhig sein ..."

„Als Cocotte-Liqueur diese lange Abwesenheit erfuhr, schien sie von Betrübniß ergriffen zu sein. Ihr Mann bestieg seinen Maulesel. Er hatte jedoch kaum in den Windungen des Pfades sich ihren Blicken entzogen, als sie die Thüre hinter sich schloß und ganz fröhlich, ihren leeren Canari (Wasserkrug) auf dem Kopfe, zu dem Bache hinabging, um ihn zu füllen.

„Am selbigen Tage, oder vielmehr in der Nacht desselben Tages, klopfte ein Mann an die Hütte Corsino's.

„Wer ist da?" frng Cocotte-Liqueur.

„Ich, Petit-Zozo," antwortete der Mann.

„Die Thüre öffnete sich und wurde rasch wieder zugemacht.

„Vier Stunden später, um Mitternacht, schlich sich eine dunkle Gestalt in den Garten. Der Hund, statt zu bellen, sprang um sie herum. Die Gestalt wies ihn zurück, und er ging zu seiner Lagerstätte zurück. Der Schatten — es war wirklich einer, da er ganz unhörbare Schritte machte — näherte sich der Thüre der Hütte vom Garten her, steckte den Schlüssel hinein und betrat das Innere.

„Was sah er? — Ich brauche es nicht zu sagen. Cocotte-Liqueur und Petit-Zozo waren so beschäftigt gewesen, daß sie selbst vergessen hatten, die Lampe von Versenet auszulöschen, die ich meinem Vetter an dessen Hochzeitstage geschenkt hatte.

„In kürzerer Zeit, als ich es Ihnen erzähle, hatte Corsino ein Zündhölzchen angezündet, das Stroh unter dem Lager in Brand gesteckt, sich rasch erhoben, die Hütte verlassen, die Thüre verriegelt, dicke Holzblöcke und Holzbündel vor derselben zusammengehäuft und diese nebst den ringsum aufgespeicherten trockenen Blättern, Reisern und Balken in Flammen gesetzt.

„Die Hütte gerieth bald rings in Brand; das feuersprühende Dach brach zusammen; entsetzliches Geschrei erscholl aus dem Innern.

„Fürchte Dich nicht!" rief Corsino, „fürchte Dich nicht, Cocotte-Liqueur! Du bist mit Deinem Liebhaber in Sicherheit; Niemand wird euch stören. Dein Mann wacht vor der Thüre!"

Digitized by Google

„Das Geschrei in der Hütte nahm zu; es klang flehendlich.

„Corsino blickte fortwährend mit starrem Auge auf seine brennende Hütte; plötzlich stürzte er davon und lief in die Berge mit dem Rufe: „Feuer! Feuer!“

„Seit diesem Augenblicke ist er irrsinnig geworden. Er lebt in den Wäldern und wenn er zufällig einen Reiter oder Fußgänger auf einem der Bergpfade erblickt, so springt er mit geschwungenem Waldmesser auf ihn zu. Noch vor acht Tagen hat er auf dem Wege nach Bidorette eine vom Cap allein heimkehrende Frau verwundet.“

„Da seine Narrheit gefährlich ist, so sollte man ihn einsperren.“

„Ohne Zweifel, General; allein er ist nicht leicht zu erwischen; denn er klettert in den Bergen behender als eine Ziege umher.“

Edgar la Selve.

Digitized by Google

Charakteristik der Bevölkerung Mexiko's.*)

Man kann die Bevölkerung Mexiko's auf folgende Weise eintheilen:

1) Weiße, Nachkommen der Spanier;
2) sich weiß Glaubende;
3) Indianer oder Proletarier;
4) die gemischte Race, von Spaniern und Indianern oder Spaniern und Negern abstammend;
5) Europäer. Von letzteren nehmen die Spanier den ersten Rang ein, dann folgen die Deutschen, Engländer, Franzosen, Amerikaner und einige Wenige aus andern Nationen.

1) Die Nachkommen der Spanier, von spanischen Vätern und spanischen Müttern abstammend, werden in den spanischen und französischen Colonien mit dem Namen Criollas oder Creolen bezeichnet und es ist diese Bezeichnung in diesen Ländern, nachdem sie sich vom Mutterlande frei gemacht haben, beibehalten worden. Das Wort Criollo kommt von Cria, was auf Deutsch „Nachzucht" heißt. Diese Abkömmlinge der Spanier

*) Diese höchst scharf und übersichtlich gezeichnete Charakteristik der Gesammtbevölkerung Mexiko's, aus dem werthvollen Werke von A. Uhde, soll als Einleitung zu der darauf folgenden Reihe mexikanischer Sittenschilderungen und ethnographischer Charakterbilder dienen. —

Das hohe Interesse, welches Mexiko, das dem Vorrücken der Nordamerikaner am meisten ausgesetzte schöne Land, in Europa erregt, veranlaßt mich, den folgenden ethnographischen Bildern und Charakteristiken eine kurze Notiz beizufügen.

Mexiko mit 36 000 □Meilen Flächenraum ist dreimal so groß wie Deutschland, es hat aber kaum 10 Millionen Einwohner (1 600 000 Europäer, 3 200 000 Indianer, 5 200 000 Mischlinge) nach Fil. Mata's Almanaque estadistico para

Digitized by Google

sind es nun, welche heutzutage die Aristokratie des Landes bilden. Vor der Unabhängigkeit Mexiko's wurden sie mit schiefen Augen von den nach Neuspanien eingewanderten Spaniern angesehen. Nur mit den größten Opfern und Schwierigkeiten konnten sie niedere Beamten- und Militärstellen einnehmen, während die Kirche weniger Schwierigkeiten machte, die niederen Stellen mit ihnen zu besetzen. Da ihre Väter, die Spanier, meistens eine geringe Bildung besaßen und nur daran dachten, sich Vermögen zu erwerben, ihren Söhnen aber eine bessere Erziehung gaben, so hielten sich letztere meistens für besser, als ihre Väter. Die Schwäche der Mütter, welche durchgängig aus in Mexiko oder in Neuspanien geborenen Frauen bestanden, trug nicht wenig dazu bei, ihren mit liebenswürdigen Eigenschaften und Talent ausgestatteten Söhnen Alles nachzusehen und sie daran zu gewöhnen, nur für die Gegenwart zu leben und nicht an die Zukunft zu denken. Das von ihren Vätern mit Mühe und Sorge erworbene Vermögen verschwand in Kurzem aus ihren Händen. Daher mußten, damit die spanische Race sich in Reichthum und Wohlhabenheit erhielt, stets neue und frische Elemente von der Halbinsel kommen, um neues Vermögen und neue Familien zu gründen, während die früheren in Vergessenheit und Armuth versanken. Da sie sich für besser als ihre Väter hielten, so konnten sie den Spaniern die Zurücksetzung, welche ihnen von diesen zu Theil wurde, nicht verzeihen. Sie waren es, welche die Revolution in's Leben riefen und den Haß

1881. Es zerfällt in die Tierra caliente (heißes Land), die Küste bis 3000 Fuß Höhe mit 24° Réaumur mittlerer Wärme und Tropenklima; die Tierra templada (gemäßigtes Land) von 3000—5000 Fuß Höhe mit 17—18° R.; die Tierra fria (kaltes Land) über 5000 Fuß mit 12—14° R. mittlerer Wärme. Gegenwärtig sind mehr als 1200 Kilometer Eisenbahnen in Betrieb (Ende 1880 waren in Betrieb 1022,75 Kilometer, im Bau 1543 und 7979,5 projectirt. Es wird dadurch die Besserung mancher noch halb barbarischer Zustände, namentlich die der öffentlichen Sicherheit und der Justizpflege in mehreren Theilen des Landes beschleunigt, was man bei der Lectüre der folgenden Stücke nicht vergessen darf. Ein höchst competenter und scharfsinniger Beobachter wie Dr. Friedrich Ratzel fand 1874 und 1875 noch vieles für Europäer unerträglich, während Dr. Karl von Scherzer neuerdings vielversprechende Besserung mancher Mißstände constatirte. Für sprach- und landesunkundige Auswanderer ist hier ebensowenig ein Feld für Arbeit und Gewinn wie in den übrigen mittel- und südamerikanischen Ländern, wo nicht schon deutsche Kolonien prosperiren.

Digitized by Google

gegen die Spanier, welcher sich bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt hat, rege hielten, und nach der Vertreibung der Spanier an die Stelle derselben in politischer und socialer Beziehung traten. Allende, Abasolo, die ersten Anführer und Märtyrer im Jahre 1810 und später Iturbide, Manuel, Mier y Teran, Guadalupe Victoria, Santa Anna gehören in diese Klasse. In den letzten Jahren führten sie, falls sie es nicht vorzogen, fern von Staatsgeschäften als Privatleute im Genusse ihrer reichen Einkünfte zu leben, das Staatsruder. Diese Klasse bildet meistens die centralistische oder reaktionäre Partei, in Opposition gegen die föderale oder constitutionelle Verfassung. Der in der Geschichte Mexiko's eine große Rolle spielende und später in der Verbannung lebende Santa Anna, Herrera, der berühmte Geschichtschreiber Lucas Alaman, der 8 Millionen Thaler besitzende Manuel Escandon, sie alle gehörten ihrer Ueberzeugung nach zu dieser politischen Farbe. Die Zahl dieser weißen Creolen ist jedoch gering und übersteigt wohl nicht 300,000.

2) Sich weiß Glaubende. Diese sind die Nachkommen von Spaniern und Indianern. Obgleich man das indianische Blut, das in ihren Adern fließt, auf den ersten Blick erkennt, betrachten sie sich doch als ganz weiß. Sie sind theilweise mit der ersteren Klasse verschmolzen, können meistens lesen und schreiben und sind in ihrem Hasse gegen die Spanier und Fremden consequent. Verschwenderisch und weniger reich, suchen sie ihr Heil in einem öffentlichen Amte, welches ihnen das tägliche Brod geben muß. Sie hassen die Arbeit und nur das träge Leben in einem Verwaltungsdienst oder Zollhause sagt ihnen zu, wo sie neben dem bedeutenden Gehalt, den sie genießen, noch außerordentliche und ungesetzliche Einnahmen sich verschaffen und sich so auf Kosten des Staates zu bereichern suchen. Aus ihnen rekrutirt sich das Heer von Beamten, Offizieren und Advokaten. Sie sind zum größten Theil, mit Ausnahme der Offiziere, Anhänger des Föderativsystems. Sind die Centralisten am Ruder, so sind sie unaufhörlich beschäftigt, Verschwörungen anzuzetteln, Revolutionen zu bewerkstelligen, und sie thun dies nicht etwa aus Ueberzeugung oder Vaterlandsliebe, sondern in der einzigen Absicht, ein einträgliches Amt zu erlangen. Im Ganzen besitzen sie viele liebenswürdige Eigenschaften, zumal die der Höflichkeit, daneben aber sind sie sehr ver-

Digitized by Google

schwenderisch, unbegreiflich charakterlos und dem Spiele und dem Vergnügen ergeben. Nur eine oberflächliche Kenntniß der europäischen Zustände und Literatur besitzend, sind sie doch nicht ganz ohne Erziehung. Sie lesen Voltaire, Rousseau, Thiers, Lamartine, Viktor Hugo und Eugène Sue und suchen die Prinzipien der Revolution von 1789 den dortigen Verhältnissen anzupassen, häufig sich als die Mirabeaus und Dantons der neuen Welt oder ihres Landes ansehend. Auch die Geistlichkeit rekrutirt sich aus ihnen. Nur selten widmen sie sich dem Handel. Obgleich stolz auf ihre weiße Farbe, sehen sie doch mit Verachtung auf ihre meist ungebildeten spanischen Väter herab, deren Erbe sie verschwenden, wenig sich um die Zukunft ihrer Kinder bekümmernd. Die Mexikaner bezeichnen diese Verhältnisse ganz richtig durch das treffende Wort: el padre mercader, el hijo caballero, el nieto mendigo.*) Hidalgo, der Anführer der ersten Revolutionen, viele Generale der Republik und einige föderale Präsidenten gehören zu dieser Klasse, die man auf 800,000 schätzen kann.

3) Die Indianer, an Zahl die bedeutendsten, sind der Theil des Volkes, der mit Sattel und Zaum versehen ist, damit die andern Wenigen auf ihnen reiten. Sie sind die Urrace, die sich rein und arm erhalten hat, ruhige, stille, verschwiegene und eine gewisse Melancholie besitzende Menschen. Zum Unglück für die Wissenschaft und für das Studium der alten mexikanischen Geschichte haben die Spanier die bessere, reiche und gebildete Klasse systematisch ausgerottet und so blieb nur das niedrige, dienende Volk übrig. Von tausend dieser Indianer können kaum zwei lesen. Sie leben auf dem Lande oder in ihren Pueblos und sprechen anstatt der spanischen noch die aztekische und utomitische Ursprache. Da sie aller Bildung entbehren, so werden sie selbst nicht zum Heeresdienst verwendet. Sie werden auf 4½ Millionen geschätzt. Zu den Zeiten der Spanier wurden sie durch die Krone von Kastilien in vielfacher Beziehung geschützt. Sie waren damals wie jetzt frei vom Militärdienst, bezahlten weder Zehnten noch Abgaben, sondern nur eine Art Kopfsteuer, von der die Kaziken, Weiber, Kinder ꝛc. frei waren. Vor Gericht wurden sie durch eigene Rechtsanwälte auf Staatskosten

* Der Vater Kaufmann, der Sohn Cavalier, der Enkel Bettler.

Digitized by Google

vertheidigt. Ihre Hauptbeschäftigung ist, wie erwähnt, der Ackerbau; sie leben in ihren Ortschaften abgesondert und sprechen die Sprache ihrer Väter, denen sie aber ebenso wenig gleichen, wie die heutigen Griechen den alten Spartanern oder Athenern.

4) Die gemischte Klasse besteht aus solchen, in denen das Indianerblut das wenige Spanierblut fast absorbirt hat und welche theilweise mit Negerblut vermischt ist. Bekanntlich wird der Nachkomme eines Indianers und Europäers Mestize genannt. Aus einer Indianerin und einem Neger entsteht der Zambo, der in Neuspanien früher Cambujo genannt wurde. Aus einer Negerin und einem Weißen entsteht der Mulatte, aus einer Mulattin und einem Weißen der Terzeron, aus einem Terzeron und einem Weißen der Quarteron und aus einer Quarteron und einem Weißen der Teute en el aire. Die mit vielem Indianer- und Negerblut gemischte Menschenklasse ist meistens nur dem Spiele und Trunke ergeben und bildet in den Städten das unter dem Namen Leperos bekannte Gesindel. Ihre Zahl in der Hauptstadt beträgt allein gegen 30,000. Ohne Heimath, ohne Eigenthum, erwachen sie am frühen Morgen, ohne zu wissen, wie sie ihren Lebensunterhalt den Tag über sich verschaffen sollen, da sie das, was sie Tags zuvor durch Diebstahl oder Zufall erbeutet haben, des Nachts im Spiel oder mit ihren Freundinnen vergeuden. Da sie die Arbeit verabscheuen und ihnen die Städte mehr Sicherheit bieten, ihren Raub zu verbergen und sich dem Auge der Gerichte zu entziehen, so leben sie nur selten auf dem Lande. Aus ihnen kommt die Masse der Diebe, des Gesindels und des Heeres der Dienstboten. Auf dem Lande trifft man sie indeß auch als brave und ehrliche Maulthiertreiber und Dienstleute der Haciendas. Während der Revolution haben einige zu dieser Klasse Gehörende, z. B. der Priester Morelos und der spätere Präsident Vicente Guerrero, sich einen ehrenhaften Namen erworben. Ihre Zahl beträgt gegen 2 Millionen.

5) Europäer. Unter diesen nehmen die Spanier an Zahl die erste Stelle ein. Vor der Losreißung vom Mutterlande befanden sich deren 80,000 in Mexiko, welche im Jahre 1829 sämmtlich vertrieben wurden, später aber das Land auf's neue überschwemmten. Es gibt eine Stadt, wo nicht Spanier zu finden sind. Sie bilden die Klasse

Digitized by Google

der Kleinhändler im Lande und die Zwischenhändler zwischen dem Volke und den Importeurs. Die Mexikaner benennen sie mit dem Spitznamen Cachupin, welches aus dem aztekischen „cactli" „der Schuh" und „tzopinia" „stechen" kommt, demnach „cactli-tzopinia" „mit dem Fuße stechen" heißt, wodurch die Indianer die ersten spanischen Reiter, welche Sporen trugen, bezeichneten. Diese Klasse von Fremden ist sehr arbeitsam, und obgleich sie häufig arm und von Allem entblößt nach dem Lande kommen, verschaffen sie sich dennoch bald durch ihre Sparsamkeit und Energie eine unabhängige Stellung. Die meisten landen jung an dieser Küste, von einem Verwandten verschrieben, welcher bereits Geschäfte gemacht und, ihre Rechtlichkeit kennend, sie als Commis in sein Geschäft aufnimmt. Viele können nur spärlich lesen und schreiben; ihre Kleidung besteht in einer kurzen Jacke, einer Hose, einer Weste und 2—3 Hemden. Von früh Morgens bis zum späten Abend stehen sie in ihrem Laden, nach der Elle Waaren verkaufend oder papierne Düten für Kaffee und Zucker verfertigend, der von dem niederen Volke cuartillaweise gekauft wird. Ihre Gespräche beschränken sich darauf, die Preise der Waaren abzuhandeln, das schöne Spanien zu loben oder auf Mexiko, das sie doch reich macht, loszuziehen. Sie kennen keine Ausgaben, keine Vergnügungen, vermeiden Bälle und Gesellschaften und sammeln sich innerhalb 8—10 Jahren ein kleines Kapital, heirathen die Tochter des Prinzipals oder eine Mexikanerin aus besseren Klassen und errichten ein eigenes Geschäft. Im Allgemeinen kann man die Spanier nicht als die gebildetste Klasse im Lande ansehen, wohl aber als die arbeitsamste. Sie leben, wie überhaupt die Fremden, mehr in den Hafen- und Hauptstädten, als in den Minendistrikten, da sie hier mit größerer Leichtigkeit sich ein Vermögen erwerben können. Sie besitzen im Lande große Häuser und Fabriken und ein Kapital, das 60 Millionen Dollars übersteigt. Als gute römische Katholiken werden sie von dem Volke mit weniger Vorurtheil betrachtet, als die „heidnischen, ketzerischen" Deutschen und Engländer. Heute zählt man gegen 20,000 Spanier im Lande.

Die Deutschen, die von allen Fremden in Mexiko außer den Engländern als die gebildetste Klasse angesehen werden können, stehen an der Spitze der meisten Importhäuser und leben in den Häfen, in

Digitized by Google

der Hauptstadt und in den größeren Plätzen im Innern. Sie bilden auch die Klasse der Handwerker, wie Schmiede, Schlosser, Schreiner ꝛc., in den Städten. In der ackerbautreibenden Klasse sind sie nicht vertreten, da in Folge der religiösen Unduldsamkeit und der fortwährenden Revolutionen eine Auswanderung nach jenen Gegenden nicht stattgefunden hat. Die deutschen Kaufleute kommen meistens aus den Hansestädten. Sie sind es, welche die im Großen eingeführten Waaren an die spanischen Kleinhändler verkaufen und durch ihre Rechtlichkeit, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit allen andern den Rang abgelaufen haben. Die Anzahl der Deutschen mag sich auf 1000 im ganzen Lande belaufen.

Die Engländer. Auch sie beschäftigen sich mit dem Importhandel. Die Politik ihres Landes, die stets kräftig die in fremden Ländern sich aufhaltenden Briten vertritt, schützt sie mehr vor den Beeinträchtigungen der Revolutionäre, sowie der Regierung, und ihre Interessen wurden durch energische Gesandte, wie Packenham, Percy W. Doyle, gewahrt; da sie aber weniger sparsam sind und auf einem großen Fuße leben, so werden sie nicht so rasch reich, als die Deutschen. An der Spitze der Engländer stand in den letzten Jahrzehnten der millionenreiche E. Barron, der Fürst der Fremden, ein Mann von wohlwollendem, edlem Charakter. Obgleich durch sein Haus in Tepic schon wohlhabend geworden, hat er sich durch den Besitz der Quecksilberminen von Neu-Almaden in Californien, deren Einkünfte jährlich 400,000 Dollars übersteigen, einen unermeßlichen Reichthum gesammelt. Er starb im Jahre 1858. In früheren Zeiten waren die Engländer Besitzer von reichen Minen im Lande und mehr als 36 Millionen Dollars englisches Kapital wurde verwendet, um die Silbergruben in Aufschwung zu bringen. In Folge bedeutender Verluste haben sie sich aber von dieser Industrie meistens zurückgezogen. Die Anzahl der Engländer im ganzen Lande beläuft sich auf etwa 900.

Die Amerikaner sind seit dem Kriege, in dessen Folge sie ein großes Stück von Mexiko losgerissen, in dem Lande mehr gehaßt, aber auch mehr geachtet. Die größere Anzahl derselben hält sich vorzugsweise in den nördlichen Staaten auf und beschäftigt sich mit der Einfuhr von nordamerikanischen Waaren. Sie werden mit dem Spitznamen „Gringos“

Digitized by Google

bezeichnet, worunter man Leute versteht, die unrichtig sprechen. Sie hassen jede Regierung in Mexiko, die mit Festigkeit auftritt, und neigen sich, sei es aus Sympathie oder Egoismus, der föderalen Partei zu. Da sie hoffen, bald in den Besitz von Mexiko zu kommen, so freuen sie sich innerlich über die fortwährenden Unordnungen und Umwälzungen, aus denen sie Vortheile zu ziehen hoffen. Sie betrachten Mexiko wie eine Artischoke, von der sie Blatt für Blatt abreißen und verspeisen. Ihre Zahl im Lande übersteigt nicht 400, was bei der Nähe der Vereinigten Staaten sehr gering ist. Die Amerikaner nehmen nicht leicht die mexikanischen Sitten an und lernen nur langsam die spanische Sprache. Außerdem ist der Verbrauch von amerikanischen Waaren im Lande sehr unbedeutend.

Die Franzosen werden von dem Volke mit dem Namen „Gavachos" bezeichnet. Sie bilden wie in allen Ländern die Importeurs von Seidenwaaren, Quincaillerie ꝛc., sind die Köche, Barbiere, Schneider des Landes, wie auch die Putzmacherinnen meist Französinnen sind. Unter ihnen befinden sich viele rothe Republikaner, die seit dem 2. December 1851 hierher gekommen und ihrem Gesandten, dem Vicomte de Gabriac, viel zu schaffen machten. Im Ganzen befinden sich etwa 1000 Franzosen im Lande.

Was die übrigen fremden Länder, wie die südamerikanischen Republiken, Centralamerika, die Schweiz, Italien, betrifft, so haben nur wenige ihrer Söhne ihren Wohnsitz im fernen Mexiko genommen.

Adolf Uhde.

Die Länder am untern Rio bravo del Norte.
Geschichtliches und Erlebtes. Leipzig 1861.

Digitized by Google

Die Mestizen.*)

Eine große Zahl der Bewohner Mexicos gehört einem Menschenschlage an, der in der Hautfarbe vom dunkelsten Braun bis zur Grenze des Weißen schwankend, mit dem Namen Kaste (casta) bezeichnet wird und alle umfaßt, die nicht Weiße oder Indianer sind.

Die Bezeichnung „Kasten," die aus den statistischen Tabellen der Spanier stammt, ist übrigens derzeit nicht mehr gebräuchlich und würde sich auch mit den freisinnigen Gesetzen der Republik schlecht vertragen, ja selbst die Bezeichnung „Mestize" ist officiell unstatthaft und würde als eine Beleidigung des freien Bürgers aufgefaßt werden. Auch wäre es bei der ins Unendliche gehenden Durchkreuzung der Racen kaum möglich, genau zu bestimmen, wo der Mestize anfängt und wo er aufhört, oder wo der Mulatte beginnt und wo er endet. Letzteren Namen pflegt man auch nur denjenigen zu geben, die den afrikanischen Typus, nämlich wollige Haare, Stumpfnasen, dicke Lippen u. s. w., noch deutlich ausgeprägt an sich zeigen; man nennt sie auch Chinos, Krausköpfe und trifft sie vorzugsweise nur in den Küstengegenden.

Die echten Mestizen haben einen weißen Vater und eine indianische Mutter. Ihre Nachkommen aber, die mit Vorliebe und wohl auch

*) Aus: Prof. Karl B. Heller. Aus dem tropischen Amerika. Land und Leute in Mexiko. Wien, Hölder 1880. 1 M. 60. — Dieses ausgezeichnete Werkchen gehört als 9. Bändchen zu: Hölder's Geographische Jugend- und Volksbibliothek, herausgegeben von Friedrich von Hellwald und Dr. Fr. Umlauft. Diese höchst werthvolle Schrift, in populärer Form die gediegensten Leistungen bietend, kann nicht dringend genug Lehrer-, Schüler- und Volksbibliotheken empfohlen werden. Prof. Heller's Werkchen haben wir nach Durcharbeitung einer langen Reihe von Werken über Mexiko noch mit der lebhaftesten Befriedigung gelesen. B.

Digitized by Google

aus politischen Gründen Verbindungen mit den Weißen eifrig anstrebten, bildeten im Laufe von mehr als drei Jahrhunderten eine in den mannigfaltigsten Farbentönen schwankende, starke Bevölkerung, die für alle ehemaligen spanisch-amerikanischen Kolonien von der größten Bedeutung ist. Der Mestize repräsentirt den eigentlichen echten „Mexikaner", sowie er in unseren Tagen den Costaricaner, Peruaner, Chilenen u. s. w. repräsentirt.

Die Mestizen sind im allgemeinen ein schöner Menschenschlag.

Der junge Mann ist von schlankem, elastischem Wuchse und von kecker Haltung. Durch die hellbraune Hautfarbe schimmert im Antlitz das Roth durch. Das Haar ist schwarz und dicht, aber weicher, und die Stirne höher als bei dem Indianer. Die Augen sind lebhaft, schwarz oder hellbraun, die Nase etwas gebogen und der Bart schwarz und dicht wie der des Vaters. Der kleine Fuß und die festen, weißen Zähne sind ein Erbtheil der Mutter. Er ist ein vortrefflicher Reiter, kühn und beweglich, mäßig und ausdauernd, aber stets leichtsinnig, immer zu Spiel und Tanz bereit und ohne jegliche Sorge für die Zukunft. Der Genuß des Augenblickes läßt ihn alles vergessen, wenn er auch sonst eben kein Taugenichts oder Faullenzer ist. Von dem Indianer unterscheidet sich der Mestize durch Farbe, Kleidung und Sprache im ersten Augenblick. Besonders eigenthümlich und geradezu malerisch muß seine Tracht genannt werden, in welcher er weder den Kreolen noch den Indianer nachahmt. In den heißen Landstrichen besteht sein Sonntagsstaat aus einem weißen, sorgfältig gefältelten, gestickten Hemde, aus weißen Beinkleidern von Drill oder buntem Wollenzeug, die um die Hüften von einem rothen seidenen Gürtel gehalten werden; aus Halbstiefeln von braunem Leder, einem breitrandigen Filzhut und einer bunten Decke (Serape), die er graziös über die Schultern zu werfen versteht. Am bloßen Halse über der offenen Brust hängt ein Rosenkranz oder ein schön gefaßtes Scapulier, das ihn sofort und allerwärts als vortrefflichen Christen kennzeichnet. Als Waffe pflegen sie meist ein gerades, langes Messer, eine Art Hirschfänger, oder die dem Mexikaner unentbehrliche Machete, ein gegen vorne breiteres, beilartiges Messer zu tragen. Im Gürtel steckt zuweilen auch noch ein zierlicher Dolch, eine Pistole oder sonst ein den Reiter besonders schmückendes Waffenstück. Kurz: Er ist ein stattlicher Mann.

Digitized by Google

Etwas anders trägt sich der Mestize der Hochebene. Ueberall sieht man die Calzoneras, d. h. Beinkleider aus braunem Hirschleder oder Tuch, die vom halben Schenkel an abwärts offen sind und an dieser offenen Seite die weiten, meist weißen Unterhosen heraussehen lassen. Die freien Ränder der Calzoneras sind oft reich mit Silberknöpfen besetzt, während der Unterschenkel in ein Stück gepreßtes, mit einem bunten Kniebund befestigtes Leder gehüllt wird, das wie ein Reiterstiefel gegen Verletzungen schützt.

Der Oberkörper wird mit einer reichlich verzierten Tuch- oder Lederjacke bekleidet, um den Hals ein buntes Seidentuch lose geschlungen und die schwere, kostbare Serape, die in der Mitte eine Oeffnung hat, damit man mit dem Kopfe durchschlüpfen kann, wird wie ein Heroldsmantel so übergeworfen, daß sie vorne und rückwärts tief herabhängend, gegen Regen und Kälte schützt. Der spitze, sehr breiträndrige Hut, der mit einem gestickten Band von Perlen, mit Pelzwerk, Gold- oder Silberzierrathen geschmückt ist, vollendet den Staat eines Rancheros, d. i. eines Gehöftbesitzers der kälteren Landstriche. Die ganze Tracht ist nicht nur ungemein malerisch, sondern auch im hohen Grade praktisch. Der europäische Reisende kann nichts besseres thun, als sich derselben, so bald als möglich, anzupassen; denn mit den städtischen Anzügen käme er nicht weit, ganz abgesehen davon, daß er auch sofort überall als Fremder erkannt und deßhalb auch manchen Gefahren ausgesetzt sein würde.

Die Frauen und Mädchen der Mestizen sind in der Mehrzahl gut gewachsen, haben eine gerade Haltung und einen leichten, zierlichen Gang. Die Hautfarbe nähert sich der weißen, die Wangen sind geröthet, die Augen dunkel, sowie das Haar, und die Zähne weiß und gut. Ihre Tracht ist einfach aber zierlich und dem Klima entsprechend.

Ein weißes, feines Hemd mit kurzen Aermeln, die mit Spitzen besetzt sind, faltig und mit einem gestickten Saum eingezogen, deckt den Oberkörper. Ein seidenes Tuch ist um den Hals geknüpft. Faltige Röcke, meist aus leichten, weißen oder bunten Stoffen gefertigt, unten mit Spitzen und Garnituren besetzt, reichen bis zu den Knöcheln; ein Gürtel von Seidenkrepp, der drei bis viermal um die Taille reicht, hält sie fest. Strümpfe sieht man nie, aber Schuhe, und zwar aus Zeug oder Atlas,

Digitized by Google

bekleiden gewöhnlich die kleinen Füße. Ein besonders eigenthümliches Kleidungsstück ist ein Umschlagtuch (Paño de rebozo), das wie eine Echarpe viel länger als breit ist, und aus einem besonderen, dunkel gestreiften Baumwollenstoff besteht. Dieses Tuch, das nur Kreolinnen und Mestizen in zierlicher Weise umzuwerfen verstehen, deckt den Kopf so, daß das Gesicht frei bleibt; eines der langbefranzten Enden hängt über die Brust herab, während das andere mit großer Anmuth über die entgegengesetzte Schulter geworfen wird.

Der Faltenwurf des Rebozos, ein mit großer Fingerfertigkeit gehandhabter Fächer und ein zartes Cigarettchen aus Maisstroh, giebt den Händen fortwährende Beschäftigung. Eine Kopfbedeckung tragen sie nur auf Reisen und zwar dann nur Männerhüte; gewöhnlich hängt das dichte, schwarze Haar in dicken Haarflechten über die Schultern herab oder es werden die Enden derselben, wenn sie, wie das oft der Fall ist, sehr lang sind, in den Gürtel befestigt.

Die Mestize ist ein lustiges, munteres Wesen, das bei aller Lebhaftigkeit selten die Grenzen des Anstandes überschreitet und sich offenbar darin gefällt, durch seine Gesprächigkeit und Liebenswürdigkeit anzuziehen. Außer leichterer Arbeit, wie Sticken und dergleichen, Cigaretten machen und für den Anzug sorgen, machen sie wenig oder gar nichts. Haus und Hof, Küche und Keller sind der Dienerschaft anvertraut und diese wird wieder von einem sogenannten Mayordomo befehligt, der nach dem Herrn der erste im Hause ist und für alles zu sorgen hat.

Mädchen und Frauen schaukeln sich stundenlang in der Hängematte und bieten dem Eintretenden von da aus eine angebrannte Cigarette zum Gruß, die man nie, sie möge von einem schönen oder häßlichen Munde kommen, abweisen darf.

Die wohlhabenden Mestizen, unter denen sich die reichsten Gutsbesitzer befinden, sind gewöhnlich sehr gastfreundlich und bieten alles, was sie haben, mit der Redensart: A la disposicion de Uste (zu Ihrer Verfügung) freundlichst an, doch darf man diesem Anerbieten keinen allzu großen Werth beilegen, und darf deren Wohlwollen nicht durch Unbescheidenheit und zu große Anforderungen verscherzen. Mäßigen Ansprüchen willfahren sie in der Regel ohne irgend ein Entgeld und mit

Digitized by Google

der größten Liebenswürdigkeit; nur darf man nicht allzulange ihre Gastfreundschaft ausnutzen und muß es sich mit höchstens acht Tagen genügen lassen.

Die Zahl der Mestizen ist in Mexiko bei weitem größer, als die der Kreolen. Kleinere und größere Gutsbesitzer, Pächter und die zerstreut wohnenden Bauern und Hirten sind fast alle Mestizen. Sie sind einfach, thätig, zuverlässig und muthig und bilden den eigentlichen Kern der mexikanischen Nation. Der Handwerkerstand in Städten und Dörfern und selbst der Handelsstand zählt nebst den Kreolen derzeit schon viele Mestizen unter sich. Sie besorgen vorzugsweise den ambulierenden Handel auf den Märkten und den Verkehr mit den Landesprodukten.

Ein ganz eigenthümlicher Erwerbszweig, der für Mexiko von besonderer Wichtigkeit ist, nämlich der der Arrieros oder Maulthiertreiber, liegt ganz in ihren Händen und bahnt dem kleinen Anfänger oft den Weg zur Wohlhabenheit, die dann zumeist in Hunderten von Maulthieren und Eseln und dem damit erzielten Verdienste besteht. Der Kaufmann vertraut dem Arriero seine werthvollsten Güter, der Bergmann Silber- und Goldbarren, reiche Erze und gemünztes Geld an, ohne eine andere Gewähr, als die eines Frachtbriefes zu haben. Dem ankommenden Reisenden ist er geradezu ein rettender Engel. Er ladet diesen und sein Gepäck auf seine Thiere, er ist ihm ein verläßlicher Führer und Beschützer, ein gefälliger Freund und Cicerone.

Das Leben eines solchen Arrieros, der sich an Festtagen malerisch wie ein Ranchero kleidet, ist ein ungemein mühevolles. Das ganze Jahr hindurch zieht er mit seinen Thieren auf den Straßen und Saumwegen einher, bald in den glühenden, ungesunden Küstengegenden, bald in den rauhen unwegsamen Gebirgen. Unermüdet kämpft er mit der Besiegung der Schwierigkeiten, die der Weg fortwährend bietet. Die schweren Bürden müssen nicht nur des Morgens und Abends abgeladen werden, sondern auch dann, wenn die Thiere an sumpfigen Stellen stecken bleiben, ein Fluß zu übersetzen, oder steile Felsen zu erklimmen sind. Des Nachts lagert er meist im Freien und bereitet sich nach allen Strapazen, immer fröhlich und zu Musik und Tanz aufgelegt, selbst sein einfaches Mahl.

Auf der Reise tragen diese rauhen Gesellen einen Schurz aus

Digitized by Google

grobem Wollenzeug und einen ledernen Küraß, um beim Aufladen besser geschützt zu sein. In der Hand fehlt nie der Tapojo, d. i. eine lederne Binde, die den Maulthieren beim Aufladen vor die Augen gebunden wird und deren lange Enden gleichzeitig als Peitsche dienen; Peitschen nach unserer Art führt der Arriero niemals, auch keinen Stock oder ähnliche Antreibmittel. Der Arriero ist gewiß eine der originellsten Erscheinungen des Landes und bildet den kräftigsten und brauchbarsten Menschenschlag, den man in den ehemaligen spanischen Colonien findet. Ebenso sind, wo man hinkommt, in Städten und in Dörfern, die Dienstboten beiderlei Geschlechts fast nur Mestizen; anstellig und gelehrig, höflich und treu, anerkennen sie auch mit steter Dankbarkeit die erwiesenen Wohlthaten.

Wo tüchtige Arbeit geleistet werden muß, sei es in den Bergwerken, sei es bei den verschiedenen Zweigen des Landbaues, überhaupt bei allen Arbeiten, wozu einige Intelligenz und Beurtheilung erforderlich ist, kann nur der Weiße und Mestize verwendet werden. Der Indianer taugt nur zur mechanischen Arbeit des Taglöhners, Viehhüters u. dergl.

Treffen wir nun gleichwohl die Mestizen am meisten in der arbeitenden Klasse vertreten, so widmen sich doch manche den Studien und finden Beschäftigung im Dienste des Staates und der Kirche.

Anderseits findet sich aber das eigentliche Proletariat doch nur wieder unter den Mestizen. Trinker, Faullenzer und Spieler, Wegelagerer und Vagabunden von Profession sind das sich immer aus Städten neu regenerierende Unkraut, das zwischen den besseren Elementen üppig wuchert und bei lässiger Polizei zu einer wahren Landplage wird. Die gefürchteten Ladrones (Straßenräuber), die zuweilen das Land in so hohem Grade unsicher machen und Leben, Hab und Gut des Reisenden und Kaufmanns gefährden, sind ohne Ausnahme Mestizen der letzteren Art.

Die Zahl der Mestizenbevölkerung beträgt in der ganzen Republik über zwei Millionen, macht also über ein Viertel der Gesammtzahl der Einwohner aus, da ungefähr ein und eine halbe Million Weiße und sonstige Farbige und vier und eine halbe Million Indianer gezählt werden. Das moralische Uebergewicht liegt jedoch, wie aus dem bereits Gesagten leicht zu ersehen ist, auf Seite der Weißen und Mestizen, die durch

Digitized by Google

Sprache und Sitten zusammenhalten und als der weitaus intelligentere Theil im Lande dominiren.

Bei der Lebhaftigkeit des Geistes und dem ungezügelten Temperament des Mestizen ist es kein Wunder, daß er sich zu hundert Thorheiten hinreißen läßt und im Zorne oder aus Rache leicht zum Verbrecher wird. In allen Verhältnissen aber beherrscht ihn nichts mehr, als der Hang zum Hazardspiel. In keinem Lande habe ich so viel und so hoch spielen gesehen, als hier. Der unerhörte Leichtsinn des Mestizen führt aber nie zu einem so traurigen Ende, wie es in Europa's Spielbanken öfter der Fall ist. Ich habe Leute gesehen, die Tag und Nacht spielten und Alles bis auf das Hemd verspielten, aber die desungeachtet endlich so wohlgemuth aufbrachen, als Jene, die Tausende von Thalern heimtrugen. Sein Trost ist: „Heute mir, morgen Dir," und morgen spielt er eben wieder, wenn er auch, um das Geld dazu aufzutreiben, sein Letztes veräußern muß. Der Zufall beglückt ihn gelegentlich wieder und deshalb läßt sich der Spieler durch keinen auch noch so großen Verlust abschrecken. Europäer, die man ganz gerne an den Hazardspielen theilnehmen läßt, sollten es auf's Vorsichtigste vermeiden, sich bestricken zu lassen; sie werden sonst oft in der kürzesten Zeit ausgezogen und finden dann selten Gelegenheit, den erlittenen Verlust wett zu machen, da sie zu einer Fortsetzung des Glücksspieles als Fremde keinen Credit finden. Ich erinnere mich hiebei an einen französischen Arzt, der mit einem kleinen Kapital angelangt war und sich auf das Beste, selbst mit Wagen und Pferd eingerichtet hatte. Nach einigen Wochen und fleißiger Theilnahme am Spiele zog er als Bettler ab, um mit seiner Kunst auf Dörfern und Gehöften das tägliche Brot zu suchen; denn geradezu bis auf den letzten Rock ausgezogen, konnte er in anständiger Gesellschaft nicht mehr erscheinen und hatte wohl auch Schamgefühl genug, um in solcher nicht erscheinen zu wollen. Vielleicht ist er jetzt ein reicher Mann; denn gute Aerzte sind in Mexiko ein seltener und gut bezahlter Artikel — es müßte nur sein, daß er immer wieder das Verdiente verspielt hätte.

Der Mestize hazardirt bei jeder Gelegenheit. Es ist dies ein väterliches Erbtheil von seinen spanischen Vorfahren. Pferderennen, Stier- und Hahnengefechte, Wettlauf, Ballspiel und Kartenspiel bieten

Digitized by Google

ihm jederzeit eine erwünschte Gelegenheit, sein Geld zu wagen. Ein Kartenspiel aber, das sogenannte Monte, ist es vor allem, das mit unwiderstehlicher Anziehungskraft auf ihn einwirkt und bei vielen zur verderblichsten Leidenschaft wird. Es besteht, wie die meisten ähnlichen Spiele, darin, daß auf gewisse Karten gesetzt wird, z. B. auf vier, ebenso viele hat dann der Bankhalter, der aus einem zweiten Spiele die Karten abzieht und danach Gewinn oder Verlust erzielt. Ueberall, wo Männer des Abends zusammenkommen, wird Monte gespielt. In Städten wie in Dörfern, in Bergwerken wie in Gehöften ist dieses Laster allgemein und wuchert leider am meisten unter der arbeitenden Klasse. Viele Arbeiter können kaum ihre Entlohnung erwarten, um sie zum Spieltisch zu tragen, und wenn auch die Hazardspiele behördlich verboten sind und hie und da die Spieler verfolgt werden, so geschieht dies entweder sehr nachlässig oder, was meist der Fall ist, ganz ohne Erfolg. Den Spielern genügt dann eine Schlucht, ein Buschwerk oder eine Höhle, um sich dem Auge der Polizei zu entziehen und ihrer Leidenschaft zu fröhnen. Daß das Spiel auch hier, wie überall, sehr verderblich auf den Charakter des Volkes einwirkt, ist selbstverständlich. Es ist eben nur der Leichtsinn des Mestizen und die Leichtigkeit, womit die täglichen Bedürfnisse beschafft werden können, wodurch die schlimmen Wirkungen dieses furchtbaren Lasters gemildert werden.

Wie beim Spiele, so zeigt sich der Mestize in Allem leidenschaftlich, was seine Sinne und seine Unterhaltungsliebe afficirt. Wenn in einem Hause einige Raketen aufsteigen und damit das Zeichen gegeben wird, daß da heute getanzt wird, geräth Alt und Jung in Bewegung. Man eilt sich anzuziehen, um den mit Talgkerzen erleuchteten Tanzboden zu erreichen; denn schon erklingt der „Fandango" von den schwirrenden Jaranas und Guitarren, und auf den am Boden ausgebreiteten Matten, den Sophas der Damen, wartet bereits eine Anzahl ungeduldiger Tänzerinnen. Getanzt werden nur spanische Volkstänze, die, mit Gesang und improvisirten Versen begleitet, sich zu solcher Höhe von Leidenschaftlichkeit steigern, daß man Aehnliches in Europa nur etwa bei den ungarischen Tänzen sehen kann. Daß solche Tanzunterhaltungen alle Uebel im Gefolge haben, die durch ungezügelte Lustbarkeit erzeugt werden

Digitized by Google

ist bei der Leichtfertigkeit der Mestizen selbstverständlich, nur ist man in Beurtheilung derselben nicht so streng, als bei uns.

Zum Schlusse mag noch bemerkt werden, daß der reiche Mestize, der sonst an den Sitten des weißen Creolen ängstlich festhält, dennoch im Ganzen viel einfacher lebt, als dieser, während der ärmere in Einfachheit des Lebens und in der Einrichtung des Hauses dem Indianer näher kommt. Sie bilden eben zwischen den Weißen und Indianern das Mittelglied, das in allen Abstufungen die Verschmelzung zweier ganz verschiedener Racen anbahnt.

Karl B. Heller.

Digitized by Google

Der Lepero.

Ein Proletarierbild aus Mexiko.

Die mexikanischen Städte besitzen ihr zahlreiches und ganz eigenthümliches Proletariat so gut wie Neapel und Sevilla, und die weltberühmten Lazzaroni haben vielleicht mehr Uebung im Macaroni-Essen, aber schwerlich repräsentiren sie ihren Stand so würdig, wie die Leperos (auch Pelados genannt) im Westen. In Europa ist es ein hartes Geschick, dieser Klasse angehören zu müssen, in Mexiko wählt man sie aus Liebhaberei und mit Neigung; kein Druck der Verhältnisse beengt die freie Entwickelung, das Talent kann sich glänzend entfalten. Es ist natürlich, daß in diesem Lande, dessen Bevölkerung gegen die ausgedehnten Bodenverhältnisse gering ist, kräftige Arme gesucht sind. Wer arbeiten will, findet Arbeit; wer Grundbesitz sucht, kann ihn haben: wer der Mutter Erde nur einige Aufmerksamkeit schenkt, wird von ihr reichlich beschenkt. Ein Proletariat dürfte also in Mexiko gar nicht bestehen, es ist kein nothwendiges Uebel, und könnte durch gute Schulen und scharfe Polizei längst beseitigt sein; aber es wäre schade darum, ein ehrenwerther Theil der Gesellschaft würde fehlen und das lesende Publikum würde um gegenwärtige Schilderung kommen, was ihm gewiß leid wäre.

Wäre ich ein deutscher Professor, Hofrath oder nur Dr. phil., so böte sich hier die glänzendste Gelegenheit, zu classificiren mit römisch I und II und arabisch 1, 2 und 3 und dann das ganze Alphabet durch; aber ich besitze dies herrliche Talent nicht und kann höchstens beschreiben, was ich hie und da in den Straßen und auf den Märkten der Städte gesehen habe. Nur über den Namen Lepero erlaube ich mir die Bemerkung, daß er von lepra, Aussatz, stammt und nicht die ganze Klasse der

Digitized by Google

Proletarier bezeichnet. Die Leperos sind Proletarier im engsten Sinne des Wortes. Epikureer aus Prinzip, vermeiden sie das Unangenehme der Arbeit so viel als möglich und haschen den Genuß, wo er sich nur darbietet. Haus und Hof zu besitzen, macht Sorgen, und Kasten und Kisten zu verwahren, ist unbequem; deshalb geben sie sich nicht damit ab. „Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt," das ist buchstäblich die Losung des Lepero. Der ganze Kerl ist keine drei Groschen werth mit allem, was an und um ihn hängt, und doch hat er den besten Humor von der Welt und ist aufgelegt zu Spiel und Gesang. Am Abend weiß er selten, wo er in der Nacht sein Haupt hinlegen werde, noch womit er am Morgen seinen hohlen Magen befriedigen soll. Ein Hemd ist ein Luxusartikel, aber angenehm als Reservefond, um es nach Umständen versetzen oder verspielen zu können. Wenn er im Glück ist, kauft er sich ein solches und ein Beinkleid von Manta (Nesseltuch, wohlfeilstes Baumwollenzeug). Das Hauptbesitzthum ist die Frazada, ein grober gestreifter Teppich, der Schutz gegen Wind und Wetter, der Schild gegen Stich und Hieb, Bett und Bettdecke für die Nacht, Ehrenkleid für Kirche und Markt. Diese seine toga virilis wirft der Lepero mit mehr Pathos um und er perorirt damit geschickter, als weiland Cicero und Pompejus, ja fällt er einst von dem Messerstich eines gereizten Gegners, so thut er es mit so viel Anstand, wie der große Cäsar an den Idus des Märzen, und theilnehmende Genossen hüllen ihn in sein Purpurgewand, schnüren ihn mit einem Strick wie einen Waarenballen, und so wandert er in's Grab, einfach, wie er gelebt.

Schuhe trägt der Lepero nicht, theils weil er keine hat, theils weil sie seine Freiheit beschränken, zumal, wenn er davonlaufen will. Ein alter Strohhut schützt ihn gegen die Sonne, ein geflochtenes Tragband und ein Strick gegen den Polizeidiener — um sich stets als Lastträger ausweisen zu können. Ein Rosenkranz mit einem Kreuz oder Scapulier daran, den er auf bloßer Brust trägt, ist der Beweis des guten Christenthums; auch besucht er die Messe, wenn ihn nicht dringende Geschäfte abhalten. Die Spekulanten auf den Inhalt fremder Taschen versäumen nie die großen Kirchenfeste und sollen da gute Geschäfte machen. Sie thun sich hervor durch Zeichen der Andacht und Zerknirschung, aber

Digitized by Google

nichts entgeht ihren Falkenaugen, trotzdem daß sie unverwandt in das Gebetbuch in der Hand zu blicken scheinen. Aber der Arm ist falsch, die Hand, die das Gebetbuch hält, täuschend von Wachs gearbeitet, und unter dem Mantel operiren sie frei mit beiden Händen, wie der beste Escamoteur.

Der beweibte Lepero hat gewöhnlich ein kleines Stübchen in einer der Vorstädte, worin er die Nacht zubringt; der unbeweibte überläßt sich dem Zufall. Hat er einen guten Nachmittag oder gewinnt er am Abend im Spiel, so bleibt er in einer der vielen Spelunken, wo nicht, so ruht er im Schutz der Kirchen oder in einer der weniger frequentirten Hallen, wenn ihn die Polizei nicht in der Wachtstube unterbringt. Ist das Quartier unter den hellen Sternen, so findet sich gewöhnlich Gesellschaft zusammen, um sich gegenseitig warm zu halten; denn die Nächte sind kühl. Am Morgen wird sich gedehnt, die Augen gerieben und nun eine Pulqueria oder Schnapsbude besucht. Reichen die Mittel, so wird ein Frühtrunk genommen, wo nicht, so gilt es, durch Witze andere Trinker zum Zutrinken zu bewegen. Vielleicht ist auch ein Messer oder Taschentuch (letzteres ist allen Ständen Bedürfniß) zu verpfänden, um die Nüchternheit los zu werden. Das zweite Bedürfniß ist eine Cigarre, und da stehen nun diese fadenscheinigen Schufte und berathschlagen, wohin sie ihre Expeditionen richten sollen.

Wer je in der Morgendämmerung durch die Vorstädte von Puebla, Mexiko, Queretaro oder Toluca gekommen ist, wird die Gruppen dieser Menschen gesehen haben, bis an die Augen verhüllt, in ernster Berathung. Andere sieht man gegen eine Ecke gelehnt oder auf einem Stein sitzend regungslos, einer Bildsäule gleich. Letztere haben schon ihre feste Beschäftigung oder bedürfen als Altmeister des Rathes nicht.

Die Andern vertheilen sich nach Ost und West und verfolgen verschiedene Industrien. Manche fassen an den Kirchenthüren Posto als Bettler, fingiren Gebrechen und suchen in jammervollen Tönen das Mitleid der Kirchgänger zu erregen. Andere haben mit einigen Blinden Verträge abgeschlossen, die sie abholen, um mit ihnen die Straßen zu durchziehen. Sie führen die Kasse, aber gewiß nicht zu ihrem Nachtheil, verköstigen übrigens ihre Menagerie gut, weil die Einnahme nicht übel

Digitized by Google

ist. Noch andere treiben sich in der Nähe des Portals an den Kaffeehäusern und Buden umher und sammeln alle Endchen von Cigarren, welche die Raucher wegwerfen; sie werden getrocknet und in Cigarritos umgewandelt, welche sie, da der Tabaksverkauf Privilegium des Staates ist, heimlich billiger absetzen. Die große Zahl der Taschendiebe und Gauner drängt sich nach dem Markte, nach den Kirchen, Gerichtssälen oder wo sonst eine größere Volksmenge ein Feld für ihre Eroberungen bietet. Sie sind geübt, von loser Zunge und großer Impertinenz. Was sie erbeuten, wandert nach dem Trödelmarkt (baratillo), wo der ganze appetitliche Bazar von Freunden und Amtsbrüdern verwaltet und betrieben wird.

Eine Klasse Leperos sieht besser aus als die bisher erwähnten, trägt Schuhe, sogar eine Jacke, ist aber um kein Haar besser, als die andern. Es sind die vielen Colporteurs, welche allerhand Zeuge, Halstücher, Hüte, Schuhe und Stiefel, Sporen ꝛc. gegen eine Provision feil tragen. Sie drängen sich vorzugsweise in den Gasthöfen in die Zimmer der Reisenden, rühmen ihre Waaren, verwickeln den Unerfahrenen in Händel, stehlen, was ihnen unter die Finger kommt, und sind die Helfershelfer der Räuber, welchen sie die Notizen über Abreise, Vermögen oder Weg der Reisenden zustecken.

Die beste Art der Proletarier sucht Arbeit; sie gehen dahin, wo Bauten, Reinigungsarbeiten u. dergl. vorgenommen werden, um als Handlanger und Taglöhner etwas zu verdienen. Diese Leute haben, mit den andern verglichen, einen guten Fond von hombria de bien oder Moralität; sie sagen von sich selbst: „Gott sei Dank, bis hierher war unser Wandel ohne Fehltritt, ob es so bleiben wird, wer kann es wissen?“ Bei diesen Grundsätzen haben sie häufig das Glück, zu Hausknechten, Ausläufern, Wasserträgern u. dergl. zu avanciren, und wenn sie nicht von schlechten Gesellen zu Spiel und Liederlichkeit verführt werden, arbeiten sie sich oft zu wohlhabenden Bauern oder Krämern empor. Wer es einmal zum Wasserträger gebracht hat, steht auf der Leiter zu höheren Würden. Denn der Wasserträger hat Eintritt in das Innere der Häuser; er muß ein ordentlicher Mensch sein und feinere Manieren haben, um sich das Wohlwollen des Küchenpersonals erhalten zu können. Das ist so leicht nicht bei den Launen der Köchin und dem Muthwillen

Digitized by Google

der Küchenmädchen. Kommt er zu früh, so ist es nicht recht, kommt er zu spät, so wird er überfluthet mit Vorwürfen und muß sich als gewandter Schiffer durchlaviren.

Der Wasserträger ist der Vertraute in den Häusern seiner Kundschaft; nicht allein der Portier unterhält sich mit ihm, nicht nur die Köchin verwahrt ihm sein Stück Braten und die Stubenmagd und das Küchenmädchen halten große Stücke auf ihn, sondern die Kinder des Hauses sehen ihn gern, die Hausfrau zieht ihn zu Rath, wenn sie eine Magd wechseln oder einen Bedienten annehmen will. Er weiß Alles, was in der Stadt vorgeht, und kann über vieles Auskunft geben, was in dem Schooß der Familien vorfällt. Manches duftende Briefchen wird seiner Hand zur Besorgung anvertraut, manches zierliche Kammermädchen gibt ihm auf der Treppe einen mündlichen Bescheid; aber er mißbraucht das nicht und hält etwas auf den guten Ruf der Innung.

In den Städten der Hochebene, namentlich in Mexiko, haben die Wasserträger eine eigene Tracht; es zeichnet sie eine kurze lederne Schürze, ein Leder über den Rücken und ein rundes ledernes Käppchen aus. Den schweren Wasserkrug tragen sie auf dem Rücken an einem Riemen, der über die Stirn geht, und einen kleineren Krug an einem Riemen vor sich, der auch durch die Stärke des Nackens gehalten wird. Die Wasserträger der Küstenstädte machen es sich bequemer: sie laden einem Esel oder kleinen Maulthier vier Fäßchen auf, welche in einem eigenen Gestell, das über dem Packsattel liegt, festgehalten werden. Alle sehen auf wohlgenährte, schmucke Thiere und erscheinen selbst rein und gut gekleidet. Man kann also füglich sagen: der Stand der Wasserträger ist die nobelste Partie des Proletariats und die Grenzscheide des Vagabundenthums.

Unendlich viel tiefer unter den arbeitenden Leperos stehen die Lastträger (cargadores), eine Art Eckensteher, wie sie auch die europäischen Städte aufzuweisen haben. Sie haben entweder festen Stand an den Ecken der frequentesten Straßen oder umschwärmen Zollhäuser, Gasthöfe und Märkte und bieten Ankommenden und Vorübergehenden ihre Dienste an. Auf der Straße rufen sie Jedem zu, dem sie es am Schritt ansehen, daß er in Geschäften geht: Brauchen Sie einen Diener oder voy mi amo?

Digitized by Google

(gehe ich, Herr?) Rasch sind sie und brauchbar, aber meist ausgemachte Schufte, welche man, wenn man sie beschäftigt, nie aus den Augen verlieren darf, weil sie sonst mit dem Bündel, das sie zu tragen bekommen, plötzlich unsichtbar werden. Wie weiland Johann Caspar Lavater, oder besser, verstehen sie sich auf die Physiognomik; sie sehen es ihren Leuten gleich an der Nase an, ob sie sich prellen lassen. Der unerfahrene Fremde, der Landbewohner, welcher zum ersten Male in die Stadt kommt, Dorfpastoren und solche Leute sind ihnen angenehme Bekanntschaften; sie müssen sicher Haare lassen und Erfahrung mit irgend einem Verlust erkaufen.

Diese Eckensteher sind eine lästerliche Race, schmutzig, liederlich, unverschämt in jeder Beziehung, nichts ist ihnen heilig, über Alles machen sie Späße, über jeden Vorübergehenden eine Glosse. Den Damen auf den Balkonen werfen sie Kußhände zu, den Kindermädchen machen sie Liebeserklärungen; Branntwein und Spiel sind ihre Leidenschaft, und wenn sie am warmen Mittag im Schatten einer hohen Klostermauer Siesta halten oder liegend dem dolce far niente nachhängen, so wird die Karte hervorgeholt, und wenn diese fehlt, aus der eigenen Menagerie sechsfüßige Renner aus der Klasse der Apteriden, auf welche sie wetten so gut wie die Engländer auf ihre Vollblut-Rosse.

Einen und den andern Ehrlichen gibt es auch in dieser Gesellschaft, den seine Kameraden einen dummen Teufel nennen, wenn er z. B. so unbegreiflich bornirt ist, eingekaufte Waaren, die ihm ein vertrauender Bauer nach dem Gasthof zu tragen übergibt, wirklich abzuliefern und sie nicht als einen Glückswurf im eigenen Hafen zu bergen.

Die Straßenüberschwemmungen bei den starken tropischen Regen im Sommer sind für die Eckensteher Stunden der Ernte. Als lebende Fähren tragen sie auf dem Rücken Alle, die nicht Barfüßer wie sie sind, von einer Ecke zur andern. Nach dem Theater ist es eine Freude, diese fliegenden Brücken zu sehen; es ist keine Wahl, selbst die Damen müssen das zweibeinige Roß besteigen. Bisweilen unterhandeln die Träger mitten im Wasser (zumal bei Damen) um den Fahrpreis und wenn das Gebot nicht genehm ist, drohen sie mit unfreiwilligem Bade, oder die Genossen der Träger, Schufte wie diese, benützen die Wehrlosigkeit der

Digitized by Google

Getragenen, um sie gegen ihren Willen zu erleichtern; sie nehmen Halstücher vom Nacken, Hüte vom Kopfe, Taschentücher aus dem Rock und was sonst ein geübter Fischer mit der fünfhakigen Angel erhaschen kann, und in dem Getümmel, Plätschern und Rauschen hört Niemand die Protestationen der Gerupften.

Aber auch die wirkliche Angel wenden diese Gauner an; an einer starken Schnur läßt einer eine Angel von dem platten Dache eines Hauses herab; sein Gehülfe hakt sie unbemerkt in den Mantel eines Vorübergehenden ein und plötzlich fliegt wie durch Zauber das Kleid in die Luft. Ich sah dies einst bei dem Ausgang aus dem Theater: ein Mantel flog gen Himmel und der unglückliche Erdenwaller, der ihn seinen Schultern entschweben sah, sprang verzweifelnd in die Höhe, reckte beide Arme in die Luft und fluchte seinem Geschick, das ihm durch das schallende Gelächter und die Witze der Umstehenden nur noch herber gemacht wurde. Bis die Polizei requirirt und das Dach bestiegen war, hatte sich der glückliche Fischer längst geborgen.

Nicht zu den Leperos, aber zur fatalsten Art der Proletarier gehören die verkommenen Söhne wohlhabender Eltern, Winkeladvokaten, abgesetzte Schreiber, verabschiedete Soldaten, ruinirte Krämer ꝛc. Von ihnen sagt das mexikanische Sprüchwort:

El padre comerciante,
El hijo paseante,
El nieto medicante,

d. h. der Vater Kaufmann, der Sohn Bummler, der Enkel Bettler.

C. Sartorius.
Mexiko und die Mexikaner.

Digitized by Google

Die mexikanischen Indianer.

Nach eigener Anschauung von Liebman in Kopenhagen.

Gleichwie in der alten Welt, so war auch in Amerika die Bedingung einer höheren Kultur an den Besitz fester Wohnungen und des Ackerbaues geknüpft. Die Bewohner Mexiko's, Guatemala's und Peru's sind seit den ältesten Zeiten im Besitz dieser beiden Bedingungen gewesen und daher fand denn auch bei ihnen ein höherer geistiger Aufschwung statt. Es ist indessen nicht meine Absicht, bei der Betrachtung der längst verflossenen Zeiten zu verweilen, in welchen die großen Kunstwerke, die noch von dem Talent und der Kraft der alten Amerikaner zeugen, erbaut wurden, alle jene prächtigen Steinpyramiden, Massen ungeheurer, bergähnlicher Teokalli, die Paläste mit den weitläufigen unterirdischen Gängen u. s. w., welche in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Alterthumsforscher in so hohem Grade erregt haben — sondern ich will hier nur einige Skizzen über die jetzt lebenden Indianer mittheilen und will vorher nur noch auf den Einfluß aufmerksam machen, den die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten dreier Jahrhunderte auf den Nationalcharakter nothwendigerweise ausüben mußten, indem ich mich daran erinnere, was die Griechen im Alterthum waren und was sie jetzt sind.

Mexiko's friedliche, ackerbautreibende Indianer bestehen aus einer Menge von Stämmen, welche im Körperbau, in der Gesichtsbildung, in der Hautfarbe ebenso verschieden sind, als in Sprache, Sitten und Gebräuchen. Sie stimmen unter einander überein in dem milden, friedlichen Charakter, in der großen Vorliebe für die Scholle, auf der sie geboren sind, und in dem Abscheu vor Krieg und Umherstreifen. Sie sind also gänzlich verschieden von den Stämmen, welche sich in den nördlichen, an die nordamerikanischen Freistaaten grenzenden, Provinzen vorfinden, den Apachen, Comanchen und anderen, oder wie sie mit einem

Digitized by Google

in Mexiko gebräuchlichen Namen bezeichnet werden, den Mekos, d. h. den Wilden, welche die Beduinen Amerika's sind, rastlos zu Pferd umherstreifende Jägerstämme, die einen ewigen Krieg Aller gegen Alle führen und die die verdrängten Ueberreste zahlreicher Nationen sind, welche ehemals die jetzt längst occupirten ungeheuren Strecken der nordamerikanischen Freistaaten bewohnten.

Es ist mir nicht möglich, die Anzahl der in Mexiko lebenden verschiedenen Indianerstämme anzugeben; wir besitzen hierüber keine zuverlässigen Nachrichten. Daß sie sehr groß sein muß, ersieht man schon daraus, daß im Departement Oajaka, welches nicht größer als 8337 □Leguas ist, 21 verschiedene Sprachen geredet werden, von denen zwar einige nur als Dialekte betrachtet werden können, deren Mehrzahl jedoch wirklich ganz verschiedene Ursprachen sind. Die Indianerstämme, die ich kennen gelernt und unter denen ich gelebt habe, sind: die Totonaken, Olmeken, Azteken, Otomiten, Mixteken, Mazateken, Chinanteken, Zapoteken, Serranos, Mijes, Tiutillenner, Inquillennen, Pochuteken, Tequesisteken, Tehuantepekaner, Guaben, Chapaneken. Man wird aus dieser Aufzählung ersehen, daß ich mich zu einem Urtheil über die Indianer für wohlberechtigt halten darf.

Die Charakterzüge, welche von den Europäern als ganz allgemein unter den Indianern verbreitet besonders hervorgehoben werden, die aber nach meiner Meinung sich als eine Folge des Druckes, unter dem sie so lange Zeit lebten, ganz natürlich auf solche Weise entwickeln mußten, sind zunächst ein völliges Mißtrauen gegen die europäische Race. Ist ein solches nicht etwa wohlbegründet oder erwartet man wirklich, daß der von allen Seiten schwer bedrängte, verrathene Indianer, eine wehrlose Beute der Habsucht, seine Unterdrücker noch durch irgend ein Zutrauen ehren sollte? Heutigen Tages sieht der friedliche Reisende mit Bedauern dieses allgemeine Mißtrauen auch auf sich übertragen; vergebens strebt er durch wiederholte Beweise von Wohlwollen, durch Mittheilung von Kenntnissen, welche ihnen augenscheinlich Vortheil bringen, ihr Zutrauen zu gewinnen — in dem Grunde ihres Herzens wurzelt doch stets die Ueberzeugung, daß man nur durch einen eigennützigen Beweggrund zu diesem Schritte veranlaßt worden sei.

Auch die Unzuverlässigkeit des Indianers wird als ein eigen-

Digitized by Google

thümlicher Charakterzug angeführt und mit Recht. Auf sein Wort darf man sich nie verlassen, er antwortet auf Alles, selbst auf das Unwahrscheinlichste, mit seinem ewigen „Si, Señor," und man hat vielen Aerger und Betrug zu erleiden, bevor man dieses „Ja" richtig zu würdigen gelernt hat. Aber diese Unzuverlässigkeit ist eine Folge der sklavischen Unterdrückung, in der er viele Generationen hindurch geschmachtet hat. Die strengen Herren duldeten keine Einwendungen, und so lernte der Indianer es, sich durch ein leicht gesprochenes „Ja" für den Augenblick Frieden zu verschaffen; später, nachdem die Verhältnisse sich geändert, nachdem der Indianer den übrigen Bürgern, wenigstens nach dem Buchstaben des Gesetzes, gleichgestellt worden, hat er dieses „Ja" auf Alles nicht wieder verlernt, aber er thut von dem, was er verspricht, gerade nur so viel, als er selbst eben Lust verspürt.

Ferner wirft man ihm seine Abgeneigtheit vor, irgend eine industrielle Verbesserung von den Europäern aufzunehmen. Allein nicht zu gedenken, daß die älteren spanischen Besitzer des Landes eben Alles thaten, um jedem Aufschwung der europäischen Industrie unter den Indianern vorzubeugen, hat er sicher besondere Veranlassung gehabt, auszurufen: „Timeo Danaos et dona ferentes!" Endlich wird die Trunksucht als ein unter den Indianern tief eingewurzeltes Laster genannt, welches besonders dazu beitrage, diese Race zu Grunde zu richten. Europa ist keineswegs für die Entstehung dieses Lasters unter den Indianern verantwortlich; denn lange vor der Eroberung wußten dieselben schon mehrere berauschende Getränke zu bereiten, z. B. aus dem ausgepreßten Maisstroh, aus dem gährenden Maiskorn, aus den Früchten der Cactus, aus dem Palmsafte, aus den Agaven u. s. w., und so ist die Einführung des Branntweins nur ein Zuwachs mehr zu der Anzahl ihrer berauschenden Getränke gewesen. Obgleich der Indianer starken Getränken mit Leidenschaft ergeben ist, so ist er deswegen doch keineswegs ein Säufer. Bei einzelnen Gelegenheiten, bei kirchlichen Festen, Familienfeierlichkeiten oder auf den Sonntagsmärkten gibt er sich freilich unbedingt dieser Leidenschaft hin; aber in seinem Dorfe oder in der Ranchoe (Plantage) können Wochen und Monate vergehen, ohne daß er ein anderes Getränk als Wasser zu sich nimmt.

Digitized by Google

Diese Fehler, die, wie man nicht läugnen kann, an dem Charakter der Indianer haften, fallen dem flüchtigen Reisenden am stärksten in die Augen und sind daher immer von neuem hervorgehoben worden; aber durch einen engeren Verkehr mit ihnen und ein genaueres Studium ihrer Eigenthümlichkeiten lernt man zu gleicher Zeit andere Eigenschaften an ihnen kennen, die als ein vollkommenes Gleichgewicht gegen jene Fehler angesehen werden können.

So will ich vor Allem die große Ehrfurcht der Indianer vor den Gesetzen oder richtiger vor den von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Gebräuchen erwähnen, welche in einem Lande, wo unter der weißen Bevölkerung die Gesetze alles Ansehen verloren haben, als eine um so achtungswürdigere Eigenschaft hervortritt. Die Indianer beharren unverbrüchlich bei ihren alten Sitten und Gebräuchen, und zwar in so hohem Grade, daß sie, selbst wenn neue Gesetze des Staates sie von Lasten befreien, die sie früher tragen mußten, z. B. von Natural- und Personal-Leistungen an die Geistlichen u. s. w., von dieser Erleichterung keinen Gebrauch machen, sondern unverändert fortfahren, zu dienen und zu bezahlen, mit der Bemerkung, es sei so Gebrauch (costumbre) und dieser müsse geachtet werden.

In genauer Verbindung mit ihrer Ehrfurcht vor den Gesetzen steht ihre Achtung vor dem Alter überhaupt und besonders vor ihren Eltern. Die Gemeinde-Angelegenheiten der Indianer sind so geordnet, daß die Handhabung der Gesetze in die Hände der Aeltesten gelegt ist, welche die jüngere Bevölkerung förmlich tyranniſiren, die nicht zu murren wagt, da es Sitte ist, den Alten zu gehorchen. Alle Gemeindeämter nämlich hat jeder Indianer nach der Regel und dem Alter zu bekleiden, indem er als cordillero oder wandernder Postbote, als tupil, Gemeindediener, sacristan, Kirchendiener, beginnt, später zum regidor, Rathsmann, alcalde, Richter, juez de paz, Friedensrichter, aufrückt und endlich in den Rath der Alten eintritt. So hat jeder den Trost, da einst gebieten zu können, wo er jetzt gehorchen muß.

Schon oben erwähnte ich die Vorliebe der centralamerikanischen Indianer für ihre Heimath als einen schönen Charakterzug; verschiedene Einrichtungen tragen indessen dazu bei, sie mit besonderem Interesse an

Digitized by Google

ihren Geburtsort zu fesseln. In seinem Dorfe hat der Indianer Rechte, die er verliert, sobald er dasselbe verläßt. Die Ländereien des Landes sind gemeinschaftliches Eigenthum; jedermann kann im Frühjahr sich so viel Land aussuchen, als er bepflanzen kann, und der Ertrag ist sein Eigenthum; nur müssen alle Arbeiten, z. B. das Ausroden des Waldes, das Säen, das Ernten auf Befehl des Alcalden von Allen gleichzeitig geschehen. Außerhalb seines Dorfes ist der Indianer in Gefahr, als Vagabund aufgegriffen und unter die Soldaten gesteckt zu werden, vor deren Dienst er, als einer lebenslänglichen Knechtschaft, gerechten Schreck und Abscheu empfindet. Die Indianer sind daher zu einer umherstreifenden Lebensart, wie sie den mexikanischen Kreolen in so hohem Grade zusagt, wenig geneigt; es hält schwer, auf längeren Reisen den Indianer zum Führer zu erlangen, und läßt er sich dazu bewegen, so geschieht es stets unter der Bedingung, ihn am Schlusse der Reise mit den Mitteln zur Rückkehr in sein Dorf zu versehen.

Die Indianer zeichnen sich durch große Genügsamkeit in ihrer täglichen Lebensweise aus. Die allereinfachste vegetabilische Kost stellt sie zufrieden. Obgleich jede Hütte ihre kleine Zahl von Hühnern und Truthühnern besitzt, so sind diese in der Regel nur dazu bestimmt, „daß der Priester sie verzehren möge". Dem Indianer selbst fällt es niemals ein, sich damit gütlich zu thun. Alle leben vollkommen gleichmäßig; der Indianer, welcher 100,000 wohlverscharrte Piaster liegen hat, unterscheidet sich in keiner Weise von dem armen Teufel, welcher kaum einen Medio besitzt. Einen behaglichen Eindruck macht es, wenn man die Sorgfalt des Indianers für die Thiere, hauptsächlich für Pferde und Maulthiere, beobachtet. — Die mexikanischen Kreolen gehören zu den verwegensten Reitern der Welt, aber gegen ihre Thiere sind sie wahre Tyrannen. Der Indianer hingegen zeigt die größte Schonung und obgleich er eine große Anzahl von Pferden besitzt, so sieht man ihn doch äußerst selten zu Pferde, sondern sehr häufig zu Fuß, an der Seite seines leichtbeladenen Maulthiers. „Für den Indianer geziemt es sich am besten, zu Fuß zu gehen." So erfordert es die Sitte.

Liebman, in Kopenhagen.

Digitized by Google

Scenen aus dem mexikanischen Volksleben.

I.

In den Spielhöhlen von Mexiko.

Nach George F. Ruxton.*)

Wer Mexiko recht kennen lernen will, muß sich wohl in Acht nehmen. Hier kann er nicht, wie in London, mit Hülfe eines Policeman in die verborgensten Schlupfwinkel eindringen, er muß sich auf seine Körperkraft und sein Dolchmesser, besonders aber auf seine Geistesgegenwart verlassen. Auch wenn er alles dies besitzt, ist das Unternehmen noch gefährlich. Man muß die Sprache gut verstehen, im Austheilen der Piaster vorsichtig sein, auch sich wohl hüten, in Liebessachen die Eifersucht des reizbaren Mexikaners zu erregen. In einer Nacht, nachdem ich von Kopf bis zu Fuß die Landestracht angelegt hatte, ließ ich mich von José Maria Canales begleiten, einem durchtriebenen Spitzbuben, der vom Pferdejungen bis zum Dragoner-Obersten alle Stufen durchgemacht hatte. Er hatte die Republik durchwandert von Yucatan bis zum Thale von Taos, er hatte im Palast des Vicekönigs so gut wie im Gefängniß der Acordada gewohnt. In die klassische Nähe dieses Gefängnisses begaben wir uns zuerst. Nach demselben Grundsatze, nach welchem in einer Seeschlacht der Philosoph seinen Kopf in die Oeffnung steckte, welche eben von einem Kanonenschuß gebohrt worden, weil das die sicherste Stelle sei, ziehen es auch die Schufte und Spitzbuben, die

*) Adventures in Mexico and the rooky mountains. London 1868.

Digitized by Google

Taschendiebe, Straßenräuber et hoc genus omne vor, in der Nähe des Gefängnisses ihren Aufenthalt zu nehmen.

Mein Gefährte war hier vollkommen zu Hause und er rieth mir, zuerst einen berühmten Branntweinladen aufzusuchen, er wolle mich bei einem Caballero, einem Ehrenmanne, einführen, der immer wisse, was im Werke sei, und der uns von den für diese Nacht zu erwartenden Vergnügungen benachrichtigen könne. Mein Cicerone leitete mich durch das Gedränge bis zu einem Manne, der für Männer und Weiber des niederen Volkes Branntwein schenkte; derselbe trug einen Ueberwurf ohne Aermel und war auch sans chemise. Ich wurde eingeführt als un farastero, un caballero Yngles, als ein vertrauter Freund. Der Wirth reichte mir höflich die Hand und versicherte mir, sein Haus und Alles darin gehöre mir von diesem Augenblick an; er setzte uns zwei Becher Branntwein vor und bat uns, niederzusitzen.

Es wurde bald bekannt, daß ein Fremder im Zimmer sei, und ungeachtet meines Anzuges wurde ich bald erkannt; es begrüßte mich ein Geschrei: „Estrangero, Tejane, Yanqué, burro!“ Man drängte sich um mich und besonders die Weiber wollten mich sehen, man stieß Scheltworte aus. Ich stand nun auf und legte die Hand auf das Herz, um den Caballeros und den Señoritas zu versichern, daß sie sich irren, denn ich sei ungeachtet meines weißen Gesichtes kein Texaner, kein Yankee, sondern ein Engländer, ein wahrer Freund der Republik, ich hasse auch ihre Feinde, und zum Beweise spreche ich die Hoffnung aus, daß sie auf meine Kosten ein halbes Maß Branntwein leeren wollen.

Dies brachte eine Veränderung hervor; ich wurde mit dem Rufe begrüßt: „Viva el Yngles! Que mueren los Yanquées! Vivan nosotros y pulque!“ (Der Engländer soll leben! es sterben die Yankees! es leben wir selbst und der Branntwein!) Die schmutzigen Spitzbuben drängten sich heran, um mir die Hand zu schütteln, halb betrunkene Mädchen verschwendeten ihre Umarmungen an dem Guëro. Ich muß hier erklären, daß in Mexiko Leute mit blondem Haare und heller Gesichtsfarbe Guëro heißen und nach menschlicher Gewohnheit zieht das schöne Geschlecht immer den Guëro vor, ebenso wie in unserem Lande die olivenfarbenen Fremden mit schwarzem Haar und Bart von unseren schönen Lands-

Digitized by Google

männinnen vorgezogen werden. Der Guëro theilt indessen diese Bevorzugung mit dem eigentlichen Neger, welchen die Mexikanerinnen auch sehr bewundern.

Nachdem wir den Branntweinladen verlassen hatten, gingen wir ohne Furcht in die Höhlen, wo diese Leute sich des Nachts versammeln, garstige Keller, in welchen Männer, Frauen und Kinder schliefen, in Decken gehüllt, andere saßen in Gruppen beisammen und spielten Karten, indem sie wüthend rauchten, sich zankten und fochten. In einem Keller fielen unsere Blicke nach einer Ecke hin, wo ein Weib leise schluchzte; als ich näher kam, bemerkte ich, daß ein Mann, blaß wie eine Leiche, auf einer Decke hingestreckt lag, das Blut strömte ihm aus einer Wunde in der rechten Brust und ein halbnacktes Weib suchte vergebens das Blut zu stillen. Der Mann war von einem andern erstochen worden, mit dem er beim Kartenspiel in Streit gerathen; dieser saß nur einen Schritt weit von dem Verwundeten, setzte kaltblütig sein Spiel fort und das blutige Messer lag noch vor ihm. Die Wunde war tödtlich, aber doch bezeugte keiner der Anwesenden dem Manne die geringste Aufmerksamkeit, nur die Frau bemühte sich um ihn nach der Weise ihres Geschlechts.

Wir gingen dann in entgegengesetzter Richtung nach der Vorstadt, die Barrio de Santana heißt. Dort wohnt eine vornehmere Klasse von Spitzbuben. Die Straßenräuber, die ladrones a caballo, haben dort ihr Rendezvous und bringen die Maulthiere und Pferde, welche sie gestohlen haben, dort hin. Auch die Arrieros kommen dahin, muntere Burschen, die viel verdienen, aber wegen ihrer Liebe zum Branntwein und zum schönen Geschlecht immer arm sind. Ein Sprüchwort sagt: Gastar dinero como arriero (Geld ausgeben wie ein Arriero).

In einem vielbesuchten Hause fanden wir einen Fandango in vollem Gange. Es war ein großer Zug von Durango angekommen und die Arrieros, welche dazu gehörten, veranstalteten ein Fest, bei welchem mein Begleiter mich als einen amigo particular einführte. Die Unterhaltung fand im Freien statt, weil kein Zimmer im Hause für die Gesellschaft groß genug war. Unter dem Portal saßen die Musici mit drei Guitarren und einem Tamburin, auch wurden dort Branntwein und andere Erfrischungen gereicht.

Die Frauen erinnerten mich durch ihren Anzug und ihr Aussehen

Digitized by Google

an die Manolos von Madrid. Einige hatten eine sehr malerische Tracht und alle trugen bedeutenden Schmuck von Gold und Silber. Die meisten trugen jedoch einen rothen oder gelben Ueberwurf über dem einfachen, lose sitzenden Hemde, das ihre Reize ziemlich bloß gibt. Strümpfe werden von diesen Mädchen nie angezogen, wohl aber halten sie viel auf einen niedlichen Schuh. Die Männer trugen jeder das eigenthümliche Kostüm seiner Provinz. Die Tänze hatten einige Aehnlichkeit mit dem, was in Spanien Fandango und Arabe heißt, aber sie waren weniger zierlich und ausdrucksvoll. Einige Tänze stellten die verschiedenen Gewerbe und Berufsarten vor; el Zapatero, der Schuhmacher, el Sastroncito, der Flickschneider, el Espadero, der Krieger u. s. w. wurden vorzüglich verlangt. Die Guitarrespieler hielten das Tempo und begleiteten sie mit ihren volltönenden Stimmen. Der Fandango war friedlich vorübergegangen, da entstand ein furchtbarer Lärm in einer Ecke und zwei Männer rannten mit gezückten Messern auf sich zu, umsonst suchten die Weiber sie zu trennen. „Was gibt's?" — „Was ist los?" — „Es soll zum Kampfe kommen!" schrie man; gleich bildete sich ein Kreis und mit funkelndem Auge stürzten die Kämpfer auf einander. Einer wurde bald am rechten Arm verletzt und ließ die Waffe fallen, die Umstehenden suchten den Andern jetzt aufzuhalten, da drang auf einmal die Patrouille mit dem Bajonnet ein und es hieß: „Sauve qui peut!" Wer als Zeuge bei einem Kampfe mit Messern ergriffen war, konnte sicher sein, daß er in der Acordada einen Besuch abstatten mußte. Ich selbst entfloh aus der Straße und wurde von einigen Soldaten verfolgt; ich stand nicht eher still, bis ich meine Wohnung vor mir sah, als gerade der Thurm der Kathedrale im ersten Morgenlicht erglänzte.

II.

Sittenscenen aus den Minendistricten von Silnava.

Nach eigener Anschauung von Paul Duplessis.

Das fast mehr als 400 Stunden von Mexiko entfernte Städtchen Cosala, in den weiten Wüsten von Silnava so zu sagen vergraben, spielt trotzdem durch seine Gold- und Silberminen eine bedeutende Rolle

Digitized by Google

im mexikanischen Handel. Es gibt nichts Interessanteres, als den Gegensatz zwischen den elenden Wohnungen und den Reichthümern, welche die Bewohner nach jedem Aufsteigen aus den Bergwerken in den tollsten Orgien verschwenden. Man glaubt Piraten zu sehen, die ihren Beuteantheil durchbringen, so entsetzlich und zugleich originell sind die dabei zu Tage tretenden Sitten. Unter diesen Goldgräbern gilt noch der Diebstahl für ein Geschäft, der Mord als ein unbedeutender Zeitvertreib; die Minen bieten ja einem Jeden eine sichere Zufluchtsstätte.

Gegenwärtig rückt allerdings mit den von Norden immer näher kommenden Eisenbahnen auch eine bessere Gesittung in naher Zukunft heran, allein es finden sich noch heute in den Gebirgsgegenden des umfangreichen Departements Ortschaften, wo die Einwohner Sittenscenen liefern, wie die, welche wir nun von dem französischen Reisenden Paul Duplessis mit photographischer Treue schildern lassen.

Ein Jahr vor meiner Ankunft in Cosala war ein junger Mann Namens Don Antonio V . . ., der einer der reichsten und angesehensten Familien der Stadt angehörte, durch Genossen seiner Ausschweifungen unter schrecklichen Umständen ermordet worden. Die Mörder, fünf an Zahl, ergriffen die Flucht, Dragoner und bewaffnete Diener setzten den Flüchtlingen nach, umzingelten sie und schossen vier derselben nieder. Man hätte die blutige Geschichte ganz vergessen, wenn nicht der Ueberlebende als Straßenräuber durch seine Heldenthaten die Umgegend Cosala's und der Minen unsicher gemacht hätte.

Dieses Glück nahm indessen ein schnelles Ende; denn als ich in Cosala ankam, war dieser Bandit, Namens Joachim Pacheco, vor einigen Tagen verhaftet worden. Ueberall sprach man nur von diesem Ereigniß, und das Gefängniß auf dem Marktplatze war von einer neugierigen Menge umringt. Jeder wollte den berüchtigten Pacheco sehen und Jeder sah seinen Wunsch erfüllt, da das Gefängniß, zu ebener Erde liegend und nur mit einem Gitter versehen, seinen Bewohner allen Blicken preisgab. Pacheco zeigte eine sehr gelassene Miene, rauchte mit vieler Würde eine kleine Cigarre und schien die Neugier, deren Gegenstand er war, nicht zu beachten. Am andern Tage sollte sein Prozeß verhandelt werden; ich nahm mir vor, demselben beizuwohnen.

Digitized by Google

Ein Juez de letras (Richter) bildete das ganze Personal der Justiz von Cosala. Nie sah man ein weniger ehrfurchtgebietendes Tribunal. Die Möbel des Gerichtszimmers bestanden aus einer Hängematte, die an zwei Balken der Decke hing, zwei Sesseln von Bambusrohr, einem Tisch von rohem Acajouholz, der vor der Hängematte auf einem steinigen unebenen Boden stand, und einer Binsenmatte, die auf dem Boden vor dem Eingange lag. In der Hängematte befand sich, halb liegend, den Arm auf den Ellenbogen und die Hand auf den Kopf gestützt, ein kleiner runzliger Greis, dessen nachlässiger Anzug mit offen stehendem Hemde keinen offiziellen Charakter verrieth. Auf dem Tische stand ein Becken mit glühenden Kohlen zur Benutzung für die Raucher; daneben sah man ein Packet Cigarren und ein staubiges Schreibzeug; Papier war nicht vorhanden. Der Angeklagte schaukelte sich ganz bequem in einem von den Sesseln.

„Nun, mein Sohn," fing der Juez, zu Pacheco gewendet, an, „wir sollen Dich also richten?" — „Mit Eurer Erlaubniß, Señor," sagte Joachim, indem er, ohne die Frage des Richters zu beantworten, von seinem Sessel aufstand, auf den Tisch zuging, wo das Kohlenbecken stand, und eine Cigarrette, die er in den Fingern hielt, daran anzündete.

„Genire Dich nicht, mein Sohn ... rauchen ist eine von den großen Beschäftigungen des Lebens, ich weiß es; leider aber ist der Tabak, seitdem die Regierung die Regie verpachtet hat, ganz abscheulich geworden." — „Aber es gibt noch brave Burschen," antwortete Joachim, „welche sich mit den Zollwächtern herumzuschießen verstehen, und wenn Euer Gnaden sich davon überzeugen will, so braucht sie nur dieses Päckchen Cigarretten anzunehmen." — „Sehr gern," sagte der Richter, sich des Packets bemächtigend und eine Cigarre daraus hervorziehend, die er sogleich anzündete. — „Caramba!" begann er wieder, nachdem er mit Wohlgefallen einige Züge eingeschlürft hatte, „Du hast Recht, es ist köstlich; nur die Straßenräuber rauchen noch treffliche Cigarren. Mein lieber Sohn," fügte er in liebreichem, wohlwollendem Tone hinzu, „ich erwarte von Deiner Freundschaft, daß Du für mich mit dem vortrefflichen Contrebandier, der Dir diese Cigarren geliefert hat, sprechen lassen wirst. Es wird dies für den Burschen ein gutes Geschäft abgeben;

Digitized by Google

denn außer dem Gewinne, den er aus dem Verkaufe der Waaren dabei macht, wird vielleicht einst mein Schutz nicht ohne Nutzen für ihn sein. Aber wir wollen unser Verhör fortsetzen. Warum also, zum Teufel, hast Du diesen armen Don Antonio V . . . getödtet?"

„Ich habe mir nie Rechenschaft von dieser That gegeben," antwortete der Mörder mit Kaltblütigkeit. „Ich muß gewiß an diesem Tage sehr gereizte Nerven gehabt haben."

„Dies ist eine Entschuldigung, ich gebe es zu; aber sie ist nur untergeordnet und ich kann sie nicht anerkennen. Apropos, wie theuer verkauft Dein Freund, der Contrebandier, eine rueda (einen Ballen) Cigarren?" — „Für zwölf Realen, und jede rueda besteht aus 32 Packeten." — „Wofür die Regierung uns zwei Piaster oder 16 Realen zahlen läßt!" rief der Juez mit Unwillen; „das ist Diebstahl, ein offenbarer, schimpflicher Diebstahl."

„Das gebe ich gern zu," sagte Joachim; „nur wird dafür kein Dieb erschossen, wie in andern Fällen." —

„Apropos, Du erinnerst mich daran, mein Sohn; das Verhör ist beendigt und ich habe mein Urtheil zu sprechen. Caramba!" fuhr der Richter fort, „ich habe vergessen, mir gestempeltes Papier zu verschaffen; was fang ich nun an?" Dann, wie von einem plötzlichen Einfall inspirirt, wandte er sich an die beiden Dragoner, die den Gefangenen eskortirten: „Meine Kinder," sagte er zu ihnen, „aus Mangel an Papier, mein Urtheil niederzuschreiben, nehme ich euch zu Zeugen, daß ich den Joachim Pacheco, den Mörder von Don Antonio V . . ., dazu verurtheile, binnen achtundvierzig Stunden an der Stelle, wo er sein Verbrechen begangen hat, erschossen zu werden. Führt ihn in's Gefängniß zurück."

In dem Augenblicke, als der Verurtheilte über die Schwelle gehen wollte, faßte ihn der Juez noch einmal am Arm: „Mein armer Joachim," sagte er zu ihm, „ich hoffe, daß Du mir wegen der kleinen Förmlichkeit, die ich gegen Dich zu erfüllen genöthigt gewesen, keinen Groll nachtragen wirst, und daß Dich dies nicht hindern wird, mich, wie Du es mir versprochen, Deinem Freunde, dem Schmuggler, zu empfehlen, der so guten Tabak verkauft."

Als die achtundvierzig Stunden, die der Verurtheilte noch zu leben hatte, verflossen waren, wurde Pacheco aus dem Gefängnisse abgeholt,

Digitized by Google

um zum Tode geführt zu werden. Da erst erinnerte sich der Platzkommandant, daß er den Tag vorher die ganze Garnison von Cosala, d. h. sechs Dragoner, zur Eskortirung eines Geldtransportes verwendet habe und daß für den Augenblick er und sein Degen die einzigen Repräsentanten der Militärgewalt seien. Da nun Pacheco erschossen werden sollte, so befand man sich in großer Verlegenheit, bis die Behörden beschlossen, daß sofort drei Mann gemiethet werden sollten, um die abwesenden Dragoner zu ersetzen. Dieser Entschluß war leichter zu fassen, als auszuführen; denn man brauchte mehr als zwei Stunden, um Leute zu finden, die nicht allein den guten Willen, sondern auch eigene Karabiner hatten, da alle Diejenigen, die vom Schicksal begünstigt genug waren, um Feuergewehre zu besitzen, mit denselben auf der Landstraße ihr Wesen trieben. Endlich kehrte der Alkalde, der mit diesem Geschäft beauftragt war, von drei improvisirten Henkern begleitet, zurück. Aber nur zwei von ihnen hatten die Bedingungen des Handels angenommen; mit dem dritten, einem großen kupferfarbigen Indianer, war man noch nicht handelseinig. „Obgleich vier Realen," sagte er, „für den Tod eines Menschen sehr wenig sind, so würde ich mich doch bei jedem Anderen in diesen Preis fügen; aber Joachim Pacheco ist mein Freund, mein intimster Freund ... ihn kann ich nicht unter sechs Realen erschießen. Das ist mein letzter Preis."

Da die für die Hinrichtung angesetzte Stunde schon vorüber war, so gebot der Alkalde, ohne sich durch diesen Zwischenfall aufhalten zu lassen, daß der Zug aufbreche. Die Menge setzte sich in Bewegung und bald darauf erschien der Verurtheilte selbst, begleitet von einem Mönch, der ihm in seinen letzten Augenblicken Trost zusprechen sollte.

„Mein Sohn," sagte der Mönch zu Pacheco, indem er ihm ein silbernes Kruzifix vorhielt, „Du bist ein glücklicher Sterblicher; denn nach der Absolution, die ich Dir geben werde, bist Du sicher, mit unserem göttlichen Erlöser noch heute Abend zu speisen." — „Ich danke, Padre," antwortete sanft der arme Pacheco, der ziemlich resignirt schien, „ich danke für Eure guten Worte; aber ich bin kein Egoist, und da Ihr das Glück, das mich erwartet, so gut zu schätzen wisset, so nehmet meinen Platz ein; macht aber keine Umstände, denn ich biete ihn Euch von ganzem Herzen an." — „Das geht nicht," antwortete der Mönch, dem dieser Vorschlag

Digitized by Google

nicht sehr zu gefallen schien, „Du hast Deinen Nächsten getödtet, und Du mußt sterben; so will es das Recht.“ — „Das ist sehr einfältig,“ rief Pacheco. — „Das ist gerecht,“ sagte der Mönch. — „Einfältig, ich wiederhole es.“ — „Es gibt ein gutes Beispiel,“ rief der Mönch. — „Ein Beispiel der höchsten Ungerechtigkeit gibt es,“ schrie Pacheco; „ich will es Euch beweisen. Wenn Jemand ein Pferd stiehlt, so kann man ihn einen Dieb nennen. Nun kommt ein Anderer und stiehlt ihm wieder dasselbe Pferd; wie wird man diesen zweiten Dieb nennen?“ — „Nun, wie Du selbst es eben gesagt,“ antwortete der Mönch, „auch Dieb.“ — „Sehr gut, Padre, wir sind schon eins; gehen wir weiter. Wie nennt man einen Menschen, der seines Gleichen tödtet?“ — „Einen Mörder!“ — „Immer besser. Und die, welche diesen Menschen wieder tödten, was sind die?“ Hier besann sich der Padre einen Augenblick, ehe er antwortete; dann rief er: „Ich bin ein Narr, daß ich mit Dir streite; Du bist gerecht verurtheilt, das genügt. Du bist ein Ignorant, und ich habe zu Hause vier Bände von den Werken des heiligen Augustin, der gewiß mit mir einer Ansicht über die Todesstrafe ist.“ — „Das thut nichts,“ murmelte der Verurtheilte, wenig befriedigt; „Sankt Augustin selbst würde seine Zeit verlieren, wenn er mich von der Gerechtigkeit meines Todes überzeugen wollte.“ Bei diesen unehrerbietigen Worten schwang der Mönch das schwere Kruzifix, das er trug, und ließ es auf die Schulter Pacheco's fallen, der ein schmerzliches Geheul ausstieß. „Der Heiland verzeiht und schlägt nicht,“ sagte er mit dumpfer Stimme. — „Gut; aber auf jeden Fall wirst Du meine Absolution nicht erhalten,“ antwortete der Mönch. Diese wenigen Worte machten einen tiefen Eindruck auf den Verurtheilten; aus einem Spötter und Widerspenstigen wurde er demüthig und unterwürfig: „Ich bitte Euch um Verzeihung, Padre, für alle diese Thorheiten ... ich erkenne, daß ich Unrecht gehabt; aber versprecht mir auch, daß Ihr mir die Absolution geben werdet.“ — „Gewiß, mein Sohn,“ antwortete der Mönch, sich freuend, daß er Herr des Schlachtfeldes blieb; „ich verspreche es Dir. Uebrigens glaube nicht, daß Dein Widerspruch mich reizt, ich liebe es vielmehr, mit meines Gleichen zu streiten, damit ich sie belehren kann.“ Der arme Pacheco schüttelte seine vom Kruzifix ganz zerquetschte Schulter und ging schweigend weiter.

Digitized by Google

Nach einer Viertelstunde erreichte der Zug den für die Hinrichtung bestimmten Ort. Es war am Rande eines breiten Baches, am Fuße eines gewaltigen Baumes, wo der unglückliche Don Antonio V... erschlagen worden war. Hier erhob sich jetzt mit dem Fuß in der Erde ein hölzernes Kreuz, das ungefähr vier Fuß hoch und am dritten Theile seiner Höhe mit einer Art Bänkchen versehen war. Dieses Kreuz, das gewöhnlich mit einer Kette an der Mauer des Gefängnisses befestigt und als Schreckbild den Augen der Menge ausgestellt war, hatte schon zu mehr als einer Hinrichtung gedient, wie seine von Kugeln durchlöcherten Enden bezeugten. Man ließ Pacheco auf die verhängnißvolle Bank sich niedersetzen und band ihm den Körper an den Pfahl; die Arme befestigte man ebenfalls an die beiden Aeste des Kreuzes. Nachdem er so die Stellung eines Gekreuzigten eingenommen, begann Pacheco mit fester Stimme seine letzten Gebete.

Es ist in Mexiko Sitte, daß, wenn der Verurtheilte bis zur Mitte des Credo gekommen ist, der Priester ihm mit lauter Stimme die Absolution gibt, während der mit der Exekution beauftragte Offizier durch das Schwenken seines Degens oder eines Tuches Feuer kommandirt. Dieses Mal konnte der Delinquent nicht blos sein Credo enden, sondern er rezitirte auch sein Sündenbekenntniß, ohne vom Tode unterbrochen zu werden. Der Grund dieser Verzögerung lag darin, daß der Indianer mit dem Alkalden noch immer nicht über den Preis seiner Dienstleistung hatte einig werden können. „Ich wiederhole es Euch," rief er fast mit Unwillen, „daß ich einen Freund für weniger als sechs Realen nicht erschießen werde." Dieser Streit hätte noch lange fortgedauert, wenn nicht der Juez ihm durch einen Akt unerhörter Selbstentäußerung ein Ende gemacht hätte. „Laufe Jemand schnell," sagte er, „in meine Wohnung und bringe sogleich den Karabiner und die Patrontasche Pacheco's, die als Beweisstücke zu Häupten meines Bettes hängen; dieser Karabiner ist eine treffliche Waffe, die ich für dreißig Piaster nicht weggeben würde; nur wird man nach beendigter Hinrichtung die Güte haben, mir denselben wiederzugeben."

Ein Mann zu Pferde ritt sogleich mit verhängten Zügeln davon und kam mit dem Karabiner zurück.

Digitized by Google

„Jetzt," fuhr der Inez fort, indem er das Gewehr selbst lud, „wer ist der Bursche, der sich vier Realen verdienen will?" Mehrere Leperos traten aus der Menge hervor. Der Inez wählte den unter ihnen aus, den er für den entschlossensten hielt, einen alten Dieb seiner Bekanntschaft, und übergab ihm den Karabiner und die vier Realen. „Nun, José," sagte der Alkalde triumphirend zu dem Indianer, der seinen Preis zurückgewiesen, „Du siehst, daß man Dich entbehren kann." — „Ihr werdet auch danach bedient werden," antwortete José, „wie der Lohn, so die Arbeit."

Die drei Leperos hatten sich nun vier Schritt von Pacheco aufgestellt und ihre Gewehre gegen ihn gerichtet. Der Offizier schwang seinen Degen, aber nur Ein Schuß ging ab. Pacheco stieß einen furchtbaren Schrei aus, den ihm aber nur die Furcht entriß; denn die Kugel hatte ihm nur eine von den Sandalen, die ihm an den Füßen hingen, fortgerissen und sich dann im Bache verloren. Diese Kugel war von dem abgeschossen worden, der die Stelle des Indianers einnahm; die andern beiden Leperos hatten ihre guten Gründe, um nicht zu handeln: der eine hatte im letzten Moment an seinem Gewehr noch etwas bemerkt, was in Ordnung zu bringen war, und der andere hatte hinter sich seinen Namen aussprechen hören und als höflicher Lepero sich umgewendet, um dem Rufenden zu antworten. Beim zweiten Kommando ließ sich wieder nur Ein Schuß hören; diesmal hatte der Schießende, und zwar wiederum derselbe, der zuvor seine Kunst bewiesen, seine Genossen vom Schießen zurückgehalten, um auf Pacheco zuzustürzen und das Resultat seiner Geschicklichkeit zu untersuchen, worauf er der Menge mit Triumph ein Stück Holz zeigte, welches die Kugel von der Spitze des Kreuzes, sechs Zoll über dem Kopfe des Delinquenten, weggerissen. „Der Schuß war ganz in der gehörigen Richtung," sagte er mit vollkommener Selbstzufriedenheit, indem er seinen Platz wieder einnahm.

„Nun, Herr Alkalde," sagte jetzt der Indianer, „was denkt Ihr von den Leuten, die für einen Spottpreis schießen? Ihr hättet besser gethan, mir sechs Realen zu geben. Aber ich trage Niemanden etwas nach; gebt mir noch jetzt dieselbe Summe und ich will diese Arbeit in einem Augenblicke beendigen."

Digitized by Google

„José," antwortete der Alkalde mit Würde, „wisse, daß die Behörde sich niemals schwach zeigen darf; man wird, wenn es nöthig ist, mehr Zeit brauchen, um Joachim Pacheco zu erschießen, aber ich werde Deinen Vorschlag nicht annehmen."

Wir übergehen die schreckliche Scene, die dieser Antwort folgte. Mehr als eine halbe Stunde lang feuerten die drei Leperos auf den unglücklichen Pacheco, ohne ihn tödtlich treffen zu können. Der Lepero, den der Juez ausgewählt, weil er ihn als einen Dieb und Mörder kannte, täuschte seine Erwartung vollständig und traf Pacheco nicht ein einziges Mal. Der Beamte hatte nicht bedacht, daß dieser Dieb nur Messer und Säbel zu führen verstand.

Endlich sah sich der bedauernswerthe Joachim genöthigt, sich selbst mit seiner Hinrichtung zu befassen, um seinen Leiden ein Ende zu machen. „Bist Du da, José?" rief er mit herzzerreißender Stimme. — „Hier bin ich," antwortete José, indem er einige Schritte vortrat. — „Wohlan, tödte mich, amigo!" — „Sehr gern, mein lieber Pacheco; aber ich will dafür sechs Realen, welche der Alkalde mir nicht geben will." — „Ist's weiter nichts? Dann sei außer Sorgen. Jage mir nur die Kugel durch den Kopf und dann nimm in meiner Tasche alles Geld, das Du darin finden wirst." — „Sind sechs Realen darin?" — „Es ist ein Piaster darin ... aber eile Dich ... denn ich leide alle Qualen der Hölle."

„Armer Freund," sagte José, indem er sein Gewehr lud und auf Pacheco zielte, „armer Freund, der einen Piaster hat und sich eine halbe Stunde lang martern läßt, ohne ein Wort zu sprechen." Noch redete er, als sein Schuß schon abging. Die Kugel traf zwischen den beiden Augen und spaltete den Schädel. Ohne Zeitverlust stürzte sich José auf den Leichnam seines Freundes und durchwühlte gierig die Taschen desselben.

„Zwei Realen ... einige Cigarretten und ein altes Kartenspiel!" rief er mit Verzweiflung, indem er diese Gegenstände der Menge zeigte. „Joachim, Joachim! diesen schlechten Spaß, diesen Mißbrauch des Vertrauens hätte ich von Dir nicht erwartet! Die Erinnerung an Deinen Tod wird ewig mein Gewissen beschweren."

Diese Erzählung beansprucht kein anderes Verdienst, als das der buchstäblichsten Wahrheit.

Paul Duplessis.

Digitized by Google

III.

Ein Wettkampf in Perote.

Scenen aus der Tierra Fria.*)

Die Sonne war hinter einer Wolkenschicht des südwestlichen Himmels verschwunden, als wir am Fuße eines waldigen Abhanges das Val de Perote erreichten. Die Bollwerke der Sierra Madre erheben sich hoch und steil auf beiden Seiten, umschließen aber mit ihren wilden Klüften ein Thal, das sich mit den Gartenebenen der andalusischen Vega messen kann. Seen, Wiesen und Felsentrümmer — die Lavinen des Granitberges — wechseln mit Obstwäldern und schattigen Haciendas. Am westlichen Horizont ragt die Sierra de Loreto empor, einst die Freistatt der Amozocstämme, und der Pic von Perote, einer der Hauptgipfel des östlichen Mexiko, erhebt sich schroff und kahl aus einem Chaos von Tannengebirgen. Die Stadt Perote im Unterthal gleicht einem böhmischen Bergmannsdorf; zerstreute und meist einstöckige Gebäude; aber der Festungsberg, der über den Felsen der südlichen Vorstadt wie eine riesige Akropolis thront, gibt dem Ort ein antikes und fast orientalisches Ansehen.

Die Festung Perote galt einst für das neuspanische Gibraltar, ein Vergleich, den allenfalls die Isolirung des Berges rechtfertigen könnte, denn der Burgfelsen ist steiler und viel höher als die Naturfeste von Ehrenbreitstein, und der Südabhang, der durch einen Treppenstieg mit dem Thale verbunden ist, ließe sich durch Menschenhand den unersteiglichen Abgründen der Nord- und Westseite gleich machen. Aber die Vollendung der Cordillerenbahn durch die östlichen Pässe der Sierra hat Perote von den jetzigen Verkehrswegen abgeschnitten, und das Fort zu einem „Cornexal" gemacht — einer Krähenburg, einer Feste der Wildniß.

*) Aus dem Werke: Streifzüge in den Urwäldern von Mexiko und Central-Amerika von Felix L. Oswald (aus Cincinnati) mit 76 Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus 1881. *M.* 7. 50. — Das Buch ist eine wahre Bereicherung der geographischen Litteratur, weniger durch viele neue wissenschaftliche Einzelheiten, als durch auch für Laien äußerst interessante, lebhafte und exacte Schilderung von Sitten- und Naturscenen auf seiner abenteuerlichen Reise in den weniger bekannten Theilen Mexiko's und Central-Amerika's.

Digitized by Google

Im Jahre 1876 wurde das Arsenal und der Hauptttheil der Garnison nach dem Presidio de San-Carlos verlegt, und das alte Fort dient jetzt nur als Staatsbastille für politische Gefangene und militärische Sträflinge. Es ist das Hauptquartier des gefürchteten Preboste Capitan, des Generalprofos der mexikanischen Armee; und in Anspielung auf die Haynau'schen Funktionen dieses Beamten nennen die Indianer das Fort „La Matagente", die Menschenschlächterei.

Auf dem Plateau des Festungsberges haben jetzt verschiedene Kaufleute aus Perote und Veracruz ihre Sommerwohnungen und Gärten, die den martialischen Anblick der alten Schanzen mit ihren immergrünen Laubgehegen mildern. Das Fort selbst war kenntlich an der Tricolore der mexikanischen Republik, obgleich auf einer Wiese am Fuß des Felsens eine ähnliche und größere Fahne wehte. Diese Wiese wimmelte von Gestalten, die ich anfangs für exercirende Soldaten hielt; als wir aber näher kamen, sah ich, daß die Rothmützen der vermeinten Brigade mit Strohhüten und selbst mit den weißen Rebosos oder Kopfhauben der mexikanischen Mädchen gemischt waren.

„Was ist da los?" fragte ich einen Soldaten, der neben uns am Bache ein Paar Pferde tränkte, „que hay? wieder eine Execution?"

„No Señor," sagte er, „nichts als ein Wettrennen, Cardena's Circus ist in der Stadt und einer unserer Burschen hat ihren Hauptläufer und Ringkämpfer herausgefordert. Die Wette geht um 10 Unzen Gold (etwa 160 Thaler), und da unten wird jetzt eine Wiese zum Rennplatz gemäht."

Enthusiasmus ist ansteckend. Ich hatte meinen Führer am selben Abend entlassen und per Post nach Jalapa gehen wollen, aber wir blieben alle bis zum nächsten Morgen, um das Resultat des Wettkampfes mit anzusehen.

Die Gegenwart eines Musterregiments in Perote und die wöchentlichen Preisexerzitien hatten den Geist des gymnastischen Wetteifers erweckt, und die Bürger hatten ihre eigenen Schützen-, Läufer- und Stierfechter-Vereine, die den Matadoren der Garnison verschiedene ebenbürtige Rivalen gegenüberstellen konnten. Zwei Brüder eines benachbarten Gebirgsdorfes, Luiz und Juan Vegos, hatten in diesen Wettkämpfen so viele Preise

Digitized by Google

davongetragen, daß sie sich schließlich wie die Makkabäer für unüberwindlich hielten, und als ein reisender Circus die Straßenecken mit seinen Plakaten bedeckte, vermaß sich einer der Brüder, den Hauptringkämpfer Gil Rivas, einen Athleten von nationaler Berühmtheit, herauszufordern. Der Wettkampf war dreifach: Ringen, Rennen und Speerwerfen, letzteres die gewöhnliche Abendunterhaltung der lanzenbewaffneten Dragonerregimenter. Dem Sieger in zwei dieser drei Wetten sollte der Kampfpreis zufallen, und nach einem schlau berechneten Proviso der Perotaner sollte das Spiel mit dem Wettrennen anfangen.

Der nächste Morgen war wolkig und drückend schwül, aber die Bewohner von Perote waren in Masse auf dem Platze; das Duell ihres Davids mit dem nationalen Goliath hatte die ganze Comarca auf die Beine gebracht. Die zwei Ringkämpfer schienen sich kaum gewachsen: Gil Rivas war ein breitschulteriger Athlet aus dem halbwilden Grenzstaat Durango gebürtig, sein Gegner ein bloßer Mozo, ein gewandter, aber schmächtiger Bursche von 18—20 Jahren, aber die Perotaner hatten mit einem Comité erfahrener Strategen Rath gepflogen und der Kampfweise des Matadoren Rechnung getragen.

Die Bänke des Circus, mit Fässern und Brettern ergänzt, bildeten das Amphitheater, und nach abermaligem Vermessen der Rennbahn legten die Rivalen ihre Schuhe an der Standbühne der Schiedsrichter ab und rannten in ziemlich gleichem Tempo davon, der Mozo barfuß, der Athlet in seinen Circusstrümpfen. Am Halbwegspostен war der letztere volle 6 Ellen voraus, dann aber verdoppelte der Mozo seine Geschwindigkeit und als sie das Ziel erreichten, schien er seinem Gegner um einen Sprung voraus. Das ließ sich aber aus der nachflatternden Schärpe des Athleten erklären; der Postenwächter verkündigte einen Concurso, einen „Zusammenlauf"; sie waren beide im selben Augenblick angekommen. Ebenso beim zweiten Rennen, der Mozo blieb Anfangs zurück und überholte dann seinen Vorläufer ohne sichtbare Anstrengung. Das dritte Mal nahm er die Vorhut, mäßigte dann aber sein Tempo, bis ihm der Andere um's Haar zuvorkam. Abermals Concurso.

Don Gil's Kameraden wurden ungeduldig und fingen an, die Taktik des Mozo zu durchschauen; aber die schönen Perotanerinnen, die

Digitized by Google

Niemand in's Geheimniß gezogen hatte, sowie die geschminkten Circusdamen kletterten an den Bänken in die Höhe und schwenkten ihre Mantas um die Wette.

„Anda, Don Gil, viva! viva! — Anda, Juanito, por mi amor, muchacho!“ schrieen sie in wilder Aufregung durcheinander. Don Gil aber that ohnehin schon sein Möglichstes und Juanito konnte den Wünschen seiner schönen Freundinnen aus Privatgründen erst später willfahren. Seine Vertrauten kicherten hinter ihren Serapen; die zwei nächsten Rennen endigten genau wieder in Concursos. Das konnte nicht so fortgehen; die weiße Jacke des Athleten färbte sich von Schweiß und Staub, aber seine Kameraden hielten jetzt eine Privatberathung und drängten sich gerade nach der Bühne des Schiedsrichters, als Juanito's Secundant diesem ein Wörtchen in's Ohr flüsterte. Das nächste Mal ließ der Mozo seinen Gegner vorankommen, bis das Spiel verloren schien, riß sich dann plötzlich die Mütze vom Kopfe und fegte wie der Wind hinterdrein und kam mit einem Vorsprung von wenigstens 4 Ellen am Ziele an.

Juchzer und Vivas brachen von allen Seiten los; denn ganz Perote merkte jetzt, was die Altmeister schon lange wußten: daß nämlich ihr Matador die Sache absichtlich in die Länge zog, um seinen Rivalen vor Beginn des gefährlichen Ringkampfes zu ermüden.

Don Gil aber gab seine Parthie noch keineswegs verloren. Nach einer kurzen Rast und ein paar Glas Pulque helado traten sich die Gegner vor dem Stand des Schiedsrichters gegenüber, und mit einem plötzlichen Griff hatte der Athlet seinen Mann um die Hüfte und wollte ihn eben rückwärts niederzwingen, als die Perotaner von allen Seiten losschrieen: „No espero el señal!“ Er hätte das vorgeschriebene Signal nicht erwartet. Don Gil lächelte spöttisch, ließ aber den Mozo fahren und erwartete das Signal mit untergeschlagenen Armen. Doch Juanito war diesmal auf seiner Hut, vermied den Hüftengriff und befreite seinen Hals, indem er sein Kinn als Hebel und den Hinterkopf als bewegliches Fulcrum benutzte. Don Rivas änderte dann seine Taktik und complicirte seine Manöver durch Scheinangriffe und plötzliche Kniestöße, aber Juanito bewahrte auch jetzt noch sein Gleichgewicht und vergalt die Püffe durch Stöße mit dem Kopfe. Während der ersten vier Gänge hatte der Athlet

Digitized by Google

wenig Chance, seine überlegene Kraft in's Spiel zu bringen; der Mozo ließ sich den Kopf nicht niederhalten und vereitelte alle Hüftenangriffe durch ein Manöver, das französische Ringkämpfer garde à coude, Ellenbogenabwehr, nennen. Sein Kinn- und Nackengriff schien ihm aus allen Klemmen zu helfen und er hätte vielleicht den Ringkampf über die Maximalzeit von vierzig Minuten verlängern und dadurch unentschieden machen können, wenn ihn nicht der Applaus seiner Freunde zu gelegentlicher Offensivtaktik verleitet hätte. Vor dem siebenten Gange änderte er seine Stellung und beim Worte „Va!“ hatte er seinen Mann um's Bein und versuchte ihn nach einem Kniestoß durch einen plötzlichen Riß zu Boden zu werfen. „Packt euch, wie ihr wollt, aber tretet und bort euch nicht,“ sagt der Codex der spanischen Ringkämpfer. Don Gil gab scheinbar nach, aber im Vorwärtsfallen zerrte er seinen Angreifer auf eine Art, die ihn zwang, seinen Arm zu packen, um sich seinerseits vor dem Stolpern zu bewahren. Im nächsten Augenblick hatte ihn der Athlet um die Taille, befreite seinen Arm mit einem plötzlichen Ruck und trotz der verzweifelten Windungen und Wendungen wurde Junker Juan vor den Augen seiner holden Inamoratas kopfüber zu Boden geworfen.

Das machte sie quitt und der Besitz der 10 Goldunzen hing jetzt vom Resultat des dritten Wettkampfes ab: Echar Lanzas oder Speerwerfen, ein Volksspiel, das die sechs Regimenter Lanzenreiter der regulären Armee und der Gebrauch des Jagdspeers unter den wilden Halbindianern in Mexiko sehr populär gemacht haben. Als Scheibe diente ein Ziegenschädel auf einem Pfahle, Distanz 50 Schritt. Nach Uebereinkunft der Sekundanten bediente sich der Athlet eines kurzen Speers aus schwerem Eschenholz, während der Mozo die Armlanze vorzog, eine Waffe, die ihm auf dem Paradeplatze des Castillo allwöchentliche Siege errungen hatte. Ihre Fertigkeit im Gebrauch dieser anachronistischen Kriegsgeräthe hätte den Beifall eines turkomanischen Raubritters errungen und Vater Jahn in Extase versetzt.

Die Freunde des Mozo waren seines Sieges gewiß und selbst seine früheren Rivalen, die Soldaten der Garnison, jauchzten ihren Applaus, als er die Scheibe auf den ersten Wurf zu Boden brachte; aber Meister Rivas bewies, daß auch er nicht umsonst unter den

Digitized by Google

Comanchen gelebt hatte; denn am Ende der ersten zwei Gänge hatte jeder der beiden Lanzeros das Ziel einmal getroffen und einmal berührt, und als die Chulos (Bahnwächter) die Wurfgeschosse zurückbrachten, sprangen die Soldaten von ihren Sitzen und drängten sich ohne Rücksicht auf Bürger- und Frauenrechte nach vorn; galante Junker hoben ihre Damen auf die Bankbretter und selbst Pfaffen und wohlgekleidete Beamte kletterten an dem Circusgerüst in die Höhe. Juanito lehnte den ersten Wurf ab, sein Rivale desgleichen; aber während die Secundanten ihre Würfelbecher suchten, hatte sich Don Rivas eines Besseren besonnen und trat mit der Kaltblütigkeit eines Bühnenveteranen vor die Front. Sein Spieß berührte die Scheibe, ohne sie umzuwerfen, und die Stille wurde athemlos, als sich der Mozo zum Entscheidungswurf anschickte. Er hörte seinen Namen rufen und wandte sich um: einer der Secundanten hatte seine Hand zittern gesehen und drängte sich durch die Volkshaufen, um ihm ein Glas Aguardiente zu holen; aber statt seine Rückkehr abzuwarten, drehte sich Juanito mit plötzlichem Entschluß herum, hob die Lanze und schleuderte zu, ehe sich seine Freunde in's Mittel legen konnten. Der Spieß sauste hörbar durch die Luft, ein wenig zu hoch, wie es Anfangs schien, aber kurz vor dem Ziel senkte sich die Wurflinie und die Lanzenspitze traf wuchtig gegen die Mitte der wunderlichen Scheibe. Der Schädel fuhr in der Luft wie ein Kreisel herum und als er niederfiel, warfen sich die Perotaner wie ein Piratenschwarm über ihren Helden hin, rissen ihn in die Höhe, schleppten ihn fort und aller Proteste ungeachtet im Sturm nach dem Circuszelt, wo der Entrepresario einen prächtigen Apfelschimmel als Unterpfand angebunden hatte, und unter Vivas, die das Echo der Sierra weckten, hoben sie ihn empor und auf den Gaul, der in dem Gedränge trotz seines Schreckens kein Glied rühren konnte. Gefiel ihm das Pferd? Würde er es dem Geldpreise vorziehen? — Der Eigenthümer taxirte es auf 25 Unzen, aber Beiträge flogen in Gold und Silber herbei und die Menge wogte zurück und schleifte Pferd und Reiter nach der Bühne, wo sie ihren Gefangenen dem tollen Mädchenschwarm überließ.

Die Gesammtbevölkerung von Perote und Tresmontes umdrängte die Bühne, Kaufleute, Maulthiertreiber, Pfaffen und Soldaten, schreiend

Digitized by Google

und gesticulirend, wie Dubliner Demagogen, bis sie allen Verwandten, Freunden und Bekannten des Siegers die Hand geschüttelt hatten. Ein Trupp zerlumpter Indianer von der Grenze der Comarca stand im Hintergrunde und der Enthusiasmus der armen Teufel gab mir einen Begriff von der Macht des gymnastischen Wetteifers in einem Lande, wo jeder Mann ein Athlet war, und zu einer Zeit, wo es noch nicht für nöthig galt, die Erde um des Himmels willen zu verachten.

Die Weisen jener Zeit glaubten, daß die Welt um ihrer selbst willen geschaffen sei und daß wir die Freuden des Paradieses schon diesseits des Grabes genießen könnten — und die Glaubenswärter unserer jetzigen Ethik schaudern bei bloßer Erwähnung solcher Ketzereien; aber wir haben endlich eine Wahrheit wieder entdeckt, die von der heidnischen Vorwelt nie bezweifelt wurde: daß nämlich das höchste moralische und physische Glück nie getrennt erreicht werden könne, sondern wie Gedanke und That oder Wille und Kraft zusammengehen müssen, und ich hoffe, daß die Zeit nicht fern ist, wo unsere Gymnasien dem alten Sinne des Worts entsprechen und jedes Dorf seine gymnastische Arena hat. Die alten Griechen datirten ihre Zeitrechnung vom Beginn der olympischen Spiele und ihr Wiederbeginn wäre in der That der Morgen einer neuen Aera in der Geschichte einer Welt, die so lange vergaß, daß Gott der Schöpfer unseres Körpers sowohl als unserer Seele ist.

Felix L. Oswald.
(1881.)

Digitized by Google

Justiz und Verbrecher in Mexiko.

Mexikanische Justiz. — Ein Gebirgspfad. — Indianische Abenteuer. — Verzweifelte Lage. — Opfer des Vitriols. — Verbrecher als Gassenkehrer. — Erzählung eines Beamten. — Rache eines Verbrechers.

Ein Gerichtshof ist selbst für einen verhältnißmäßig nur wenig betheiligten Zuschauer in jedem Lande ein imposanter Anblick. Es liegt eine so große ihrer selbst sich bewußte Würde und Wichtigkeit in den Gesichtern dieser mächtigen, ernsten und ehrwürdigen Herren, wenn sie einen Gefangenen bei seinem Eintritt in's Auge fassen; ihre Miene ist so bedeutungsschwer, wenn sie ihre Köpfe zusammenstecken und mit leisem Tone zu berathen beginnen, ihre Aeußerung so furchtbar, wenn „wir" nach reiflicher Ueberlegung zu einem Endurtheil gekommen sind! Die mexikanischen Justizbehörden machen von dieser allgemeinen Regel keine Ausnahme; ja sie scheinen im Verhältniß zu dem Elend und der Unwissenheit, womit sie beständig zu thun haben, stolzer und herrischer zu sein, als gewöhnlich.

Ich schalte hier einige Begebenheiten ein, die zu meiner Kenntniß kamen, als ich einer Sitzung der „Administradores" (Richter) in dem Accordada der Stadt Mexiko beiwohnte.

Ueber den Mittelpunkt der westlich von der Stadt gelegenen Gebirgskette führt ein Weg, der auf der einen Seite durch rauhe Klippen und auf der andern durch einen steilen, aus zackigen Felsen bestehenden Abgrund begrenzt ist. Dieser Weg ist sehr einsam und gefährlich, besonders an einer Stelle, wo er für eine Strecke von ungefähr hundert Schritten über ein nur vier Fuß breites Felsenriff führt, wo selbst sicher fußende

Digitized by Google

Maulthiere, wenn sie zu schwer beladen sind, oft genug ausgeglitten und in den Abgrund hinabgestürzt sind. Der Eindruck, welchen der wilde und öde Charakter der Gegend auf den Reisenden macht, wird durch nichts weiter gestört, als durch eine Anzahl plumper Kreuze, die hier und da am Wege aufgerichtet sind — zum Andenken an arglose Wanderer, welche auf ihrer Gebirgsreise von räuberischen Ladrones angefallen und gemordet wurden.

Am Mittag eines trüben Tages wanderten auf diesem Wege zwei elend gekleidete Indianer — ein untersetzter kräftiger Mann und ein Jüngling von siebzehn Jahren. Beide waren aus demselben fernen Dorfe gebürtig, wo sie von Kindheit an ihren spärlichen Lebensunterhalt abwechselnd durch Betteln oder durch Feldarbeit erworben hatten. Während der letzten drei Monate hatten sie jedoch ungewöhnlich fleißig gearbeitet und einen Theil des verdienten Lohnes zu einer Reise nach der Hauptstadt bestimmt, um sich dort dem sorglosen Berufe der Leperos anzuschließen, in der Hoffnung, dabei in Zukunft ohne Arbeit und Anstrengung behaglich leben zu können.

Als sie den Mittelpunkt des Gebirges erreicht hatten, wo der Reisende die Stadt zu erblicken hofft, nach welcher ihn sein Weg führt, war der Himmel trübe und umwölkt und es fielen einige Regentropfen herab; bald aber trat die Sonne hervor und beleuchtete mit ihren glänzenden Strahlen den Pfad der Reisenden, während sich über den Abgrund zu ihrer Rechten ein prächtiger Regenbogen spannte. In dem Gesichte des jüngeren zeigte sich ein leiser Wiederschein von dem Sonnenlichte, das ihn umgab, aber das Gesicht des andern war finster, wie die in der Ferne drohende Wolkenmasse, und während die beiden Wanderer neben einander hergingen, beobachtete der jüngere mit halb furchtsamen, halb neugierigen Blicken die mürrische Miene seines Gefährten.

„Du bist plötzlich sehr ernst und schweigsam geworden, Sachez," rief er endlich; „ich für meinen Theil freue mich, daß wir der Hauptstadt näher kommen. Sie kann jetzt nicht mehr weit entfernt sein, und ich sehe im Geiste schon ihre schönen Thürme und prächtigen Kirchen — ja selbst die Plätze und Ecken, wo wir unseren Platz einnehmen werden, um Almosen zu erbitten. O welch ein herrliches Leben! Welche Aussicht!"

Digitized by Google

„Ei ja — und die Spieltische und Branntweinladen und das Aguardiente und die Gefährten, die wir haben werden!“ sprach der andere hastig. „Das wird ein ganz anderes Leben sein, als wir in dem alten Dorfe geführt haben. Aber ich wollte, wir wären endlich dort, denn ich kann meine Ungeduld kaum mehr bezähmen.“

„Denke an die mildthätigen alten Mönche, an die Damen und reichen Bürger!“ hob der jüngere mit Begeisterung wieder an.

„Ja, und an die Früchte, die zum Wegnehmen dastehen, und an das Gold, das auf dem Pflaster zu finden ist,“ fügte der andere mit schlecht verhehltem Hohne hinzu.

„Wir müssen einander sehr häufig sehen, Sachez; es wird gar zu hübsch sein, mit Jemand reden zu können, den man kennt — nicht wahr? O welche angenehme Aussichten!“

„Ei ja, sehr angenehm — für mich,“ entgegnete der andere; „aber was Dich anlangt —“

„Wie, Sachez, habe ich weniger Hoffnung, als Du? Ich kann mich auf verschiedene Weise nützlich machen.“

„Für mich sind die Aussichten gut, wollte ich sagen,“ wiederholte Sachez, „und sie könnten es auch für Dich sein, Nazas, wenn nicht etwas wäre —“

„Und was ist das? O sage es mir — sage es mir schnell, damit ich es beseitigen kann.“

„Du würdest Dich wohl genug befinden, denke ich,“ hob Sachez mit wildem Tone wieder an — „aber es gibt einen Grund dagegen — und der ist, weil Du nie dort hin kommen wirst.“

„Nie dort hin kommen!“ rief der arme Jüngling mit Entsetzen seinen Gefährten anblickend, dessen Gesicht noch finsterer wurde.

„Du wirst nie dort hin kommen, sage ich Dir!“ rief der Elende, indem er bemerkte, daß sie jetzt den Mittelpunkt des bereits erwähnten schmalen Bergrückens erreicht hatten. „Nieder auf Deine Knie!“ fuhr er fort, seinen Gefährten an der Gurgel fassend; „nieder auf Deine Knie! Gib mir jeden Grano, der sich in Deiner Tasche befindet, und schwöre mir bei allen Heiligen, daß Du sogleich nach dem Dorfe zurückkehren und Niemand sagen willst, was zwischen uns vorgefallen ist — oder

Digitized by Google

ich werfe Dich wie einen todten Hund über diesen Felsen. Schwöre — schwöre!"

„Ich schwöre!" rief Nazas, erschrocken auf seine Kniee fallend; „ich schwöre bei allen Heiligen, bei der heiligen Jungfrau, beim heiligen Petrus und Lazarus — aber schone mein Leben! Ich schwöre!"

„Schwöre, daß Du nie irgend einem Menschen entdecken werdest, was Dir widerfahren ist, oder Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich Mittel finden werde, Dich selbst bis in das Dorf zu verfolgen."

„Ich schwöre beim heiligen Paulus und Mathias, bei der heiligen Klara und Barbara —"

„So, nun gib mir Dein Geld — jeden Grano muß ich haben — oder ich werfe Dich in diesen Abgrund. — Ist dies alles? Hast Du nicht mehr? Ich muß selber nachsuchen. — So, nun danke dem Himmel, daß Du so leichten Kaufes davongekommen bist — und nimm Dich in Acht!"

Seine getäuschten Hoffnungen beklagend und aufrichtig bedauernd, mit einem solchen Gefährten seine Heimath verlassen zu haben, trat der arme ausgeplünderte Jüngling entmuthigten Herzens den Rückweg an.

Er hatte nur erst eine kleine Strecke zurückgelegt, als er sich unwillkürlich umdrehte, um noch einen letzten Blick nach der Richtung zu senden, wo die heiß ersehnte Hauptstadt lag — und indem er dies that, überfiel ihn plötzlich ein Schauder, wie im Vorgefühl einer drohenden Gefahr. Er blickte zum Himmel empor — er war jetzt heiter und unbewölkt — und dann richtete sich sein Blick auf den Boden zu seinen Füßen. Er befand sich allerdings auf dem schmalen Felsenpasse, aber er schmiegte sich dicht an die Felsen und hatte daher, wie er glaubte, nichts zu fürchten. Aber in diesem Augenblicke drehte sich auch der Bösewicht Sachez, sein seitheriger Gefährte, um und als dieser sah, daß sein Opfer zögerte und zurückblickte, erhob er mit drohender Bewegung seine Hand und kam schreiend einige Schritte zurück.

Diese Bewegung und die Besorgniß, die sie einflößte, waren für die Geistesgegenwart des jungen Indianers zu überwältigend; er verließ den sicheren Halt am Felsen, suchte dem vermeintlichen Verfolger zu entfliehen, glitt aus, stürzte in den Abgrund und war ein lebloser, verstümmelter und zerschmetterter Körper, ehe er den Grund der Tiefe

Digitized by Google

erreichte. Sein Gefährte kehrte nach der Stelle zurück, wo der Jüngling hinabgestürzt war, betrachtete einen Augenblick den in der Tiefe liegenden entseelten Körper, ohne eine Spur von Bewegung oder Reue zu verrathen, ging dann davon und erreichte bald nachher die Thore der Hauptstadt.

Aber Sachez war — so wenig er es auch vermuthet hatte und so selten Entdeckungen dieser Art in diesem Lande vorkommen mögen — von dem Augenblicke an, wo er nach dem Felsen zurückgekehrt war, von einem Arriero beobachtet worden und wurde daher gleich nach seiner Ankunft in der Stadt ergriffen. Die hier mitgetheilten Einzelnheiten gestand er in dem Verhöre vor den Administradores.

Der nächste Rechtsfall, der die Aufmerksamkeit der Richter beschäftigte, war ein Gegenstand sehr kläglicher Art. Der Gefangene war ein elender hinfälliger Mensch, der mit seinen buntscheckigen Lumpen kaum seine Blöße bedecken konnte und dessen eingefallenes Gesicht durch Hitze und Wetter fast geschwärzt war. Die gegen ihn erhobene Anklage war eine zweifache: er hatte sich als Fremder ohne Erlaubniß oder carta del seguridad in's Land eingeschlichen und nachdem er mehrere Monate ziemlich schlecht von milden Gaben gelebt, endlich seinen Hunger unrechtmäßiger Weise auf Kosten Anderer gestillt. Seine äußere Erscheinung und noch mehr die ängstliche, zitternde Stimme, womit er die Einzelnheiten seiner Vertheidigung vorbrachte, rührten mich.

„Ich bin aus Quito gebürtig," sprach er (ich gebe seine Erzählung n etwas zusammenhängenderer Form, als er sie selber vortrug), „und wollte der Himmel, ich wäre in diesem Augenblicke in meiner Heimath; denn ich liebe sie, so stürmisch und gefährlich sie auch ist. Dort verlebte ich meine Zeit in Freude; ich war glücklich und unabhängig. Ich besaß meine einstöckige Hütte (dort sind alle Häuser niedrig und alle Gemächer befinden sich im Erdgeschoße) und sie war mit Bewohnern und Vorräthen versehen. Ich war gesund und besaß Freunde, Familie, Felder, Obstgärten und Rinder; aber ich darf nicht daran denken, mir möchte das Herz brechen.

„Meine Heimath liegt — wie Sie vielleicht wissen, Señores — fast zehntausend Fuß über dem Meeresspiegel und ist den furchtbarsten

Digitized by Google

Erdbeben und Stürmen ausgesetzt. Das Dorf, in welchem ich wohnte, hatte schon mehrmals von diesen Naturereignissen zu leiden gehabt; schon oft war unsere Wohnung ihres Daches beraubt und zum Theil zerstört worden; schon manchmal waren unsere Obstbäume entwurzelt worden und selbst ganze Baumgruppen, ungeheure Felsen und ganze Häuser spurlos verschwunden. Es war jedoch seit dem letzten Ereignisse dieser Art lange Zeit vergangen und wir lebten ruhig und zufrieden, nur bekümmert um das Unglück, das da kommen konnte.

„In einer Nacht aber brach der zerstörende Sturm plötzlich wieder los, ohne daß außer einer ungewöhnlichen Röthe am Himmel irgend eine Warnung vorausgegangen war. Der lauteste Donner, der je gehört wurde, der furchtbarste Blitz, der je das Auge geblendet hat — nichts würde genügen, um sich einen Begriff von den Ereignissen dieser Nacht zu machen. Die Erde bebte und stöhnte und öffnete sich weit unter unseren Füßen und um uns her. Wälder von riesenhaften Bäumen wurden entwurzelt und hoch in die Luft emporgeschleudert, wo sie mit furchtbarer Gewalt gegen einander stießen und dann wieder herabstürzten. Felsen wurden gespalten und von gähnenden Abgründen verschlungen oder in kleine Stücke zermalmt und wie Hagel vom Sturme umhergetrieben. Prangende Kornfelder wurden zerrissen und durch den Blitz in Flammen gesetzt, während der Donner der Wolken in der bebenden Erde unter uns ein Echo zu finden schien. Thiere wurden emporgehoben und in Abgründe hinabgeschleudert oder von dem Sturme hinweggetrieben, bis sie weit entfernt im Meere ihren Tod fanden. Hütten und Gebäude wurden überall zerrissen und zerstreut oder unter zusammenstürzenden Felsen begraben und mit ihren Bewohnern in der allgemeinen Erschütterung zu Staub zermalmt. Menschen wurden in die Luft geschleudert und von Ort zu Ort gejagt, bis sie in einer bodenlosen Tiefe unter der Erde ein Grab fanden. Aus den Ecken und Kanten der zusammenstürzenden Felsen brachen blaue und gelbe Flammen hervor und aus schwefeligen Schluchten entsprangen heiße Quellen. Das Geschrei und Geheul von sterbenden Thieren, das an sich gräßlich genug war, wurde von dem allgemeinen Aufruhr übertäubt. Der Regen goß in Strömen herab und Himmel und Erde schienen durch Rauchsäulen verbunden zu sein.

Digitized by Google

Nur auf Augenblicke herrschte tiefe Dunkelheit, da ein leuchtender Blitzstrahl nach dem andern den Horizont und das ganze Schauspiel hell beleuchtete. O welch eine furchtbare Nacht war das! Heilige Jungfrau! welch eine grauenvolle Zeit!

„Mein eigenes Haus war eines von den ersten, die zerstört wurden; es wurde augenblicklich zerschmettert und seine Bewohner wurden entweder unter den Trümmern begraben oder gegen die Felsen geschleudert. Mich selber riß der Sturm in einen gähnenden Schlund, wo ich besinnungslos liegen blieb; ich fühlte den Felsen furchtbar erzittern, als ich wieder erwachte, aber der Abgrund schloß sich zum Glück nicht.

„Außer mir war niemand von meiner Familie der allgemeinen Vernichtung entgangen. Am Morgen des nächsten Tages, als die Erde zu zittern aufgehört und der Sturm seine Macht erschöpft hatte, verließ ich meinen Zufluchtsort und wanderte mit gebrochenem Herzen zwischen den Trümmern und Leichen umher. Welche Gefühle überwältigten mich, als ich nirgends eine Spur von denjenigen entdeckte, die mir so theuer gewesen waren — als ich sah, daß ich das einzige menschliche Wesen war, das der furchtbare Aufruhr der Natur verschont hatte.

„Seit der Zeit bin ich ein einsamer trauriger Wanderer. Ich beschloß zur Erleichterung meines Elends nach andern Ländern zu reisen und habe dieses Gelübde gehalten; ich bin unter Beschwerden und Entbehrungen mühsam immer weiter nordwärts bis zu dieser Stadt gewandert und hier, denke ich, werden meine „Wanderungen" wohl bald ihr Ende finden."

Was der arme Wanderer weiter zu seiner Vertheidigung mittheilte — seine Erzählung von der Art, wie er die Thorbeamten der Stadt getäuscht hätte, und von dem Diebstahle, zu welchem ihn der bittere Mangel veranlaßt, habe ich nicht aufgezeichnet. Es sei nur noch erwähnt, daß bei seiner Erzählung die Thränen strommeise über seine Wangen rannen, so daß selbst die Richter sichtbar gerührt waren. Das Verhör schloß mit der Abführung des Gefangenen in das Accordata und er hatte, nach dem elenden unsicheren Leben, das er in der letzten Zeit geführt, wohl kaum Ursache, diese Wendung der Dinge zu beklagen.

Ich hätte noch länger verweilen können, um der Untersuchung eines andern Criminalfalles beizuwohnen, da ich aber mit der Art des Ver-

Digitized by Google

brechens bereits bekannt war, so entfernte ich mich, ehe das Verhör begann. Die Angeklagten waren zwei Indianer, ein Mann und eine Frau, welche die Kleider und Körper zweier vornehmer Frauen, welche ihnen ein Almosen verweigert, mit Vitriol bespritzt hatten. Die Gefangenen gehörten zu den unempfindlichsten rohesten Menschen, die ich je gesehen hatte; das Gesicht des Mannes war hoffnungslos kalt und viehisch und die Kaltblütigkeit des Weibes ging so weit, daß sie sich weigerte, auf die ihr vorgelegten Fragen zu antworten und während des Verhörs sehr gemächlich ihre Cigarre rauchte.

Dieser abscheuliche Gebrauch des Begießens mit Vitriol ist in Mexiko so verbreitet, daß man auf den Straßen häufig seine furchtbaren Folgen sieht.

Als ich einige Tage vorher durch eine enge Gasse der Stadt wanderte, begegnete mir ein Anblick, der mich schon in der Ferne erschreckte. Neben einer Bude, in welcher Orangen und andere Erfrischungen zum Verkauf ausgelegt waren, stand eine Gestalt, die eine entfernte Aehnlichkeit mit einem menschlichen Wesen hatte; sie gehörte scheinbar dem weiblichen Geschlechte an und ihr Kopf und ihr Gesicht waren mit einem dichtanliegenden braunen Reboso verhüllt. Indem ich näher trat, fiel mein Blick auf jenen Theil, der ein menschliches Gesicht vorstellen sollte, aber ein solches nicht mehr war; an der Stelle menschlicher Züge war eine entsetzliche Leere sichtbar; es war fast keine Spur eines Angesichts mehr vorhanden; die Augen waren leise angedeutet und eine dunkle Vertiefung vertrat die Stelle des Mundes; aber Stirne und Wangen, Nase und Kinn, Lippen und Ohren waren eine einzige häßliche formlose Masse; selbst Haar und Augenbraunen schienen verschwunden zu sein und die noch vorhandene Haut war mit rothen und schwarzen Schwielen bedeckt. Dennoch verrichtete die Unglückliche ihr Geschäft an dem Verkaufstische und glich in anderen Beziehungen den übrigen Verkäufern in ihrer Nähe. Ich konnte sie nicht lange ansehen, sondern eilte vorüber, aber der furchtbare Anblick verfolgte mich, so sehr ich auch dagegen kämpfte, den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch.

Zwei Tage später, ehe der eben erwähnte Eindruck Zeit gehabt hatte, zu verschwinden, wurde meine Aufmerksamkeit durch eine reichgekleidete Dame gefesselt, die einen kleinen Knaben an der Hand führend

Digitized by Google

in einem vornehmen Stadttheile spazieren ging und von einem stattlichen Diener begleitet war. Das Kind trug eine hellbraune Mantille, die dicht um sein Gesicht gezogen war, während schöne lichtbraune Locken auf seine Schultern herabhingen, und seine zarte anmuthige Gestalt etwas sehr Anziehendes hatte. Da mein Weg nach derselben Richtung führte, so veranlaßte mich meine Neugier, diese Personen etwas genauer zu beobachten. Sie blieben von Zeit zu Zeit vor den Kaufläden stehen, aber ich fand keine Gelegenheit, das verhüllte Gesicht des Knaben zu betrachten, bis endlich die Dame in den Laden eines Juweliers trat und das Kind unter der Obhut des Dieners draußen stehen ließ. Als ich näher kam, warf der Knabe auf einen Augenblick etwas ungeduldig die Mantille von seinem Kopfe, um die schimmernden und funkelnden Schmucksachen zu betrachten, und ich wendete mich zu ihm, um sein Gesicht zu sehen. Aber er hatte kein Gesicht! Es war in kleinerem Maßstabe eine Wiederholung der entsetzlichen formlosen Masse, welche mich erst kürzlich erschreckt hatte. Die Haut hatte dasselbe verbrannte schwielige Aussehen, die Züge waren auf dieselbe Weise verwischt und der Kopf zeigte im Ganzen dieselbe schauerliche Masse wie bei der Fruchtverkäuferin. Ueber den Anblick erschrocken, wendete ich mich schnell zur Seite, mehr als vorher außer Stande, mir diese entsetzliche Erscheinung auf irgend eine wahrscheinliche Weise zu erklären.

Indem ich mich um die Ecke derselben Straße wendete, begegnete mir eine Schaar Gefangener aus der Accordata, die paarweise zusammengefesselt als Gassenkehrer beschäftigt waren. Ich blieb stehen und das mürrische Wesen beobachtend, womit diese Leute ihre Arbeit verrichteten, stellte ich forschende Betrachtungen über die verschiedenen Grade von Verworfenheit an, welche in den Gesichtern vor mir sich ausprägten. Ich hatte den vorzugsweise raub- und habgierigen Gesichtsausdruck eines kleinen Mannes mit unruhigen Augen und die in den rothen und abstoßenden Zügen eines anderen sich ausprägende Rohheit beobachtet, als im Hintergrunde eine Gestalt ihren Kopf erhob und ihr Gesicht der Richtung zukehrte, in welcher ich stand. Ihr Gesicht, sage ich? Nein — auch dieser Mensch hatte weder Züge noch Ausdruck. Sein Angesicht zeigte denselben entsetzlichen Anblick, der mich bereits erschreckt hatte. Ich

Digitized by Google

konnte kaum einen Ausruf des Entsetzens unterdrücken, wechselte einige flüchtige Worte mit dem Beamten, der die Gefangenen beaufsichtigte, und ging eilig davon, mich bemühend, diese grauenhaften Eindrücke zu vergessen.

Als ich denselben Beamten der Accordata später wieder traf, fragte ich nach der Ursache dieser entsetzlichen Erscheinungen. Mit entrüsteter Miene und heftig mit dem Fuße auf den Boden stampfend, versicherte er mich, daß die Leute, welche ich gesehen hätte, die Opfer abscheulicher Verbrecher wären, die ihre Rache und Bosheit durch sogenanntes Vitriolwerfen ausübten. Er sagte mir, daß dieses Verbrechen in der Republik sehr verbreitet sei und daß die Bösewichte vorzugsweise darauf bedacht wären, die Gesichter ihrer Opfer zu vernichten. Solche Teufel in Menschengestalt hatten selbst die Gesichter schlafender Kinder mit Vitriol begossen, sagte er, und schon manchem kräftigen Manne und mancher schönen Frau war durch wiederholte Begießung mit Vitriol das Angesicht völlig verbrannt worden, indem Nichtswürdige auf diese Weise Bosheit an denjenigen ausgelassen hatten, die sie für ihre Feinde hielten. Er erzählte mir von einem der abscheulichsten Fälle dieser Art, von dessen Folgen er selber Zeuge gewesen war. Die Sache ist so gräßlich, daß man sie lieber vergessen möchte, aber ich darf mich nicht scheuen, etwas zu erzählen, das für die niedrigsten Klassen der mexikanischen Bevölkerung unglücklicher Weise so charakteristisch ist.

Ein angesehener Mann Namens Commaña hatte einen Mestizen als Diener in sein Haus genommen und ihn mit größerer Güte und Nachsicht behandelt, als den Dienstleuten in diesem Lande gewöhnlich zu Theil zu werden pflegt. Allmälich aber machte er die Entdeckung, daß der Diener von Zeit zu Zeit in und außer dem Hause sich Diebereien zu Schulden kommen ließ, und es ergab sich endlich, daß er sich bereits mehrere werthvolle Gegenstände angeeignet hatte. Der Diener wurde verhaftet, überführt und längere Zeit in der Accordata gefangen gehalten.

Während seiner langen Haft sann der Mestize auf Rache gegen seinen Ankläger und da er ein äußerst boshafter und verwegener Mensch war, so beschloß er zur Ausführung seines Vorsatzes zu den entsetzlichsten Mitteln zu greifen, die ihm zu Gebote standen.

Er schloß sich nach seiner Freilassung einer Anzahl nur erst kürz-

Digitized by Google

lich aus dem Gefängnisse entlassener Bösewichte an, die sich in einer schmutzigen Straße in einem der schlechtesten Stadtviertel aufhielten, und verabredete mit ihnen, das Haus seines ehemaligen Herrn auszuplündern und seine Bewohner aus Rache durch Vitriol zu entstellen. Sie trafen hierzu die nöthigen Vorbereitungen und bestimmten zur Ausführung ihres Planes einen Tag, an welchem, wie sie wußten, Señor Commaña selber nicht anwesend war.

Nachdem die Familie wegen der Abwesenheit des Hausvaters sich früher als gewöhnlich zur Ruhe begeben hatte, wußten sich die Räuber gegen Mitternacht in dem Hause Eingang zu verschaffen. Eine Dienerin, die in einer kleinen Kammer neben dem Gemache ihrer Gebieterin schlief, war zufällig aufgewacht und stürzte hinaus, als sie den Lärm hörte, wurde aber sogleich von den Räubern ergriffen und zum Schweigen gebracht, ehe sie nach Hilfe rufen konnte. Hierauf gingen die Diebe in das Gemach, in welchem die Hausfrau mit ihren Kindern schlief, knebelten die Mutter, als sie erwachte, und begossen ihr Gesicht und ihren Hals reichlich mit Vitriol. Die Schmerzen, die sie auszustehen hatte, waren so furchtbar, daß selbst der Knebel nicht ausreichte, ihr Geschrei zu ersticken. Alle ihre Kinder wurden gebunden und auf dieselbe Weise behandelt, und dann beraubte man das Haus all' seiner Kostbarkeiten. Die Dienstleute hatte man mittlerweile ebenfalls eingeschüchtert, und so kamen die Räuber mit ihrer Beute ungestört davon. Die unglückliche Mutter wurde in Folge des Schrecks und der Schmerzen, die sie zu erdulden hatte, wahnsinnig; alle ihre Kinder waren auf Lebenszeit entstellt, und das jüngste, der Liebling des tiefgebeugten Vaters, war durch die ätzende Flüssigkeit, die ihren Weg in die Augen gefunden hatte, seiner Sehkraft beraubt worden.

„Es ist eine Genugthuung für mich," fügte der Beamte hinzu, „daß diese Bande abscheulicher Verbrecher zum großen Theil durch meine Mitwirkung ergriffen worden ist und die ihrem Verbrechen angemessene Strafe gefunden hat. Ich wünschte, es könnte etwas geschehen, solchen Greuelthaten ein Ende zu machen, gegenwärtig aber ist die Anzahl von Verbrechern, welche sich auf irgend eine Weise des Vitriols bedient haben, noch sehr groß.

R. G. Mason.

Digitized by Google

III.

Nord-Amerika.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Volkscharakter der Nordamerikaner.*)

I.

Die Lichtseiten.

Es war der thätigste und energischste Theil der angelsächsischen Bevölkerung, welcher Nordamerika kolonisirte, und die harten Arbeiten, denen er sich auf dem neuen Kontinente unterziehen mußte, sowie die unaufhörlichen Gefahren, denen er mehr als ein Jahrhundert hindurch ausgesetzt war, haben nicht wenig dazu beigetragen, seine natürlichen Fähigkeiten noch zu entwickeln. Daher ist auch der Nordamerikaner in der That dem Engländer selbst in allem, was die Arbeit betrifft, überlegen.

Stark, kräftig, einsichtsvoll, voller Kühnheit und Energie, aber gleichzeitig entschieden und überlegt, ist der Amerikaner ein unvergleichlicher Arbeiter. Es gibt keine Schwierigkeit, die ihn abschreckt, kein Hinderniß, das ihn aufhält; man könnte sogar, ohne etwas Paradoxes zu behaupten, sagen, daß Schwierigkeiten und Hindernisse für ihn nur eine Wahrscheinlichkeit mehr für den Erfolg sind, da sie ihn lebhaft anspornen. Ganz besonders auf ihn findet der schöne Gedanke Guizot's Anwendung: Es gibt kein Hinderniß, das nicht zugleich ein Mittel wäre. Als ein klarer und praktischer Geist verfolgt er unverändert sein Ziel durch das einfachste Mittel und den kürzesten Weg; als ein erfinderisches Genie wendet er alle Methoden an, aber nur, um also die beste zu ermitteln und um das Vergnügen zu haben, sie zu vervoll-

*) Nach der Revue britannique. — Dr. W. A. Zimmermann u. A.

Digitized by Google

kommnen; als unternehmender Charakter unterläßt er nicht, jeden Weg zu erforschen, jede Erfahrung zu machen und jedes Verfahren in Anwendung zu bringen; endlich in einem seltenen Grade Kühnheit mit der Geschicklichkeit verbindend, geht er an die schwierigsten Unternehmungen ohne Zögern und führt sie glücklich durch, indem er mit tausend Hindernissen spielt, welche jeder Andere gleich zu Anfang für unüberwindlich gehalten haben würde. Geduldig und entschlossen, schreckt ihn nichts ab und hält ihn nichts auf; als ein Mann der That ist er immer auf der Bresche; mit größerem Recht, als Beaumarchais, könnte er die Worte zum Wahlspruch nehmen: „Mein Leben ist ein Kampf."

Aber dieser Kampf ist auch seine einzige Beschäftigung zu jeder Zeit. Das Ziel ist nach den Individuen verschieden, aber der Eifer, mit welchem man es verfolgt, ist stets derselbe. Der arbeitsamste Franzose nimmt doch einen nicht geringen Antheil an den Vergnügungen, an den Pflichten der Gesellschaft, an der Unterhaltung; der Engländer selbst widmet einige Stunden des Abends der Erholung, den Vergnügungen an der Tafel, dem geselligen Leben, man möchte sagen, daß er dessen bedürfe, um sich wieder zu kräftigen und neuen Eifer zur Arbeit zu gewinnen; der Amerikaner dagegen kennt keine Erholungen, er verläßt seine Privatgeschäfte nur auf einen Augenblick, um sich mit Staatsangelegenheiten zu beschäftigen. Vom Morgen bis zum Abend, vom Aufstehen bis zum Niederlegen ist er fortwährend beschäftigt. Die Mahlzeiten selbst rauben ihm nur wenige Augenblicke. Nahrung zu sich zu nehmen ist für ihn eine unbequeme Nothwendigkeit, welche die Arbeit beeinträchtigt, und von der er sich folglich, so sehr er es nur immer vermag, frei zu machen sucht.

Man sieht oft in den westlichen Einöden Franzosen und Amerikaner einander zur Seite leben: der Kontrast kann nicht augenfälliger sein. Ein einsichtsvoller Reisender hat einst in unserer Gegenwart einen Vergleich über ihre verschiedenen Lebensweisen angestellt, aus welchem wir hier die Hauptzüge mittheilen.

Der Franzose ist bei weitem früher auf den Beinen. Er ist gewöhnlich schon vor Tagesanbruch auf; er geht, kommt, macht viel Geräusch, ertheilt Befehle und plaudert endlich mit irgend einem Landsmanne, der

Digitized by Google

oft meilenweit von ihm entfernt wohnt, so sehr ist die Unterhaltung für ihn ein gebieterisches unerläßliches Bedürfniß. Nach seiner Rückkehr frühstückt er und begibt sich an die Arbeit, wenn indessen nicht etwa eine Jagd- oder Fischfang-Partie während seines Morgenbesuches festgesetzt worden ist. Ist er einmal bei der Sache, dann arbeitet er zwar mit vielem Eifer, aber es dauert nicht lange. Er hat immer tausend Vorwände, um sich zu unterbrechen; auch befindet sich sein Werkzeug fast immer in schlechtem Zustande. So vergehen die Tage, indem Unterhaltungen, Lustbarkeiten und unfruchtbare Beschäftigungen auf einander folgen.

Froh und unbesorgt benutzt er die Zeit, wie sie gerade ist, geräth über nichts in Unruhe und läßt sich vom Laufe des Lebensstromes gemächlich fortreißen. Hat er Ueberfluß, so genießt er ihn als verschwenderisches Kind; zeigt ihm die Dürftigkeit ihr bleiches Antlitz, so begnügt er sich mit Wenigem und richtet sich danach ein — ohne weiter hieraus eine Lehre der Vorsicht zu ziehen. Nach seiner Meinung ist die Zukunft ein Wort ohne allen Sinn; er begreift nur die Gegenwart. Bei einiger Anstrengung könnte er sich einen reichlichen Unterhalt sichern und sich eine gemächliche Lage bereiten; aber er denkt gar nicht: er lebt in den Tag hinein, amüsirt sich, träumt, vegetirt und befindet sich nicht unglücklich dabei. Da er kein festes Ziel hat, so vergeudet er sein Leben mit der Lässigkeit eines Kindes.

Neben ihm steht der Amerikaner alle Tage regelmäßig um dieselbe Stunde auf, nicht vor Tagesanbruch, aber gerade zur rechten Zeit, um sich an die Arbeit zu begeben, die er während des ganzen Tages nicht mehr verläßt, die wenigen Minuten abgerechnet, welche durchaus nothwendig sind, um seine Mahlzeit zu halten. Ernst und überlegt, arbeitet er mit Eifer, emsig und ruhig. Für ihn hat die Arbeit ein bestimmtes Ziel, nämlich das, sich Vermögen zu schaffen oder es zu vermehren und seinen Wohlstand unendlich wachsen zu machen. Er verliert aber nicht nur keinen Augenblick, sondern er arbeitet auch mit Einsicht und eignet sich mit einer wunderbaren Leichtigkeit alle Methoden an, welche geeignet sind, die Produktion, der Quantität und Qualität nach, zu vermehren. In seiner klaren Fürsorge vernachlässigt er keinen Nebenumstand, über-

Digitized by Google

läßt er Nichts dem Zufalle und zwingt gewissermaßen das Glück, sich für ihn zu erklären.

Seine Geschicklichkeit zu jeder Art Arbeit ist übrigens um so größer, als er nicht weiß, was Routine ist. Er will alle Methoden kennen, aber nur, um sich der besten zu bedienen. Außer dem Bereiche der gesetzgebenden Kammern ist das Ansehen der Vorgänger für ihn von keiner Bedeutung: das, was Brauch ist, wird immer nur angewendet, um sich daraus Aufschluß und Belehrung zu holen. In der Politik selbst kümmert ihn das, was anderswo vorgeht, nicht; denn er glaubt, und nicht ohne Grund, ein exceptionelles Volk auszumachen, auf welches Thatsachen, welche auf einer ganz anderen Ideen-Ordnung beruhen, keine Anwendung finden könnten.

Man sieht leicht ein, welchen Einfluß diese Fähigkeiten auf den Wohlstand eines Volkes haben müssen. Für die Nationen wie für die Individuen gibt es nur ein Normalmittel, Vermögen zu erwerben, und dieses Mittel ist die Arbeit. Demnach muß der Arbeitsamere, derjenige namentlich, welcher mit mehr Kraft, Einsicht und Energie arbeitet, natürlich auf dem Wege zum Reichthum weit schneller vorwärts kommen, als die Anderen.

Keiner ist so ungeschickt wie ein Mensch, der sich nicht gewöhnt hat, etwas selbst zu thun, wenn zufällig der Dienst Anderer ihm fehlt. Was nun von einem Menschen wahr ist, ist es auch von einem Volke.

In Frankreich ist die Freiheit mehr eine negative als eine positive; sie beschützt, aber unter der Bedingung, daß der Schützling sich nicht von der Stelle bewege; es ist ein Schild für die Dauer. So kann der Franzose nur in den durch das Gesetz bestimmten Fällen und mittelst der Erfüllung gewisser Förmlichkeiten arretirt werden, aber er kann nichts selbst thun. Er ist nicht im Stande zu entscheiden, ob man die kleinste Brücke über den unbedeutendsten Fluß in seiner Provinz schlagen oder ob man den Kirchthurm des Dorfes, der in Trümmer zerfällt, repariren soll. In Wahrheit kümmert er sich wenig darum. Er erwartet Alles von der Regierung, weil bei ihm die Regierung immer, wenigstens seit undenklichen Zeiten, in dem ausschließlichen Besitze, Alles zu thun, gewesen ist, — was übrigens noch nicht sagen will, daß sie so Großes

Digitized by Google

leistet. Die Initiative ist eine Sache, die er kaum versteht: sie ist für ihn eine reine Abstraction. Noch mehr: er beklagt sich kaum über diesen Zustand der Ohnmacht, in dem er lebt, so sehr hat ihn die Gewohnheit der Unthätigkeit entkräftet und abgestumpft. Alles, was er thun kann, ist, die Regierung beurtheilen in Betreff dessen, was sie thut und was sie nicht thut, und hierin muß man ihm schon Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er keineswegs zu wenig thue. Er verwendet hierauf sogar viel Witz und Geist. Aber aus diesem Grunde bekundet die Beurtheilung der Handlungsweise der Behörden auch so oft den Mangel jenes praktischen Sinnes, den allein die Geschäftsübung schärfen kann. Da er nichts zu leisten vermag und nicht zu handeln versteht, so spricht der Franzose viel und merkwürdiger Weise ohne die Frage gehörig zu erörtern: daher kömmt es, daß er die Regierung oft herausfordert und erbittert, ohne sie jemals über etwas aufzuklären.

In den Vereinigten Staaten findet ganz das Gegentheil statt. Das Volk ist daselbst seit Jahrhunderten daran gewöhnt, Alles selbst zu thun. Die englischen Kolonieen Nordamerikas haben sich seit ihrem Ursprunge fast ohne Unterbrechung selbst regiert. Die Kolonisten waren es, welche selbst oder durch ihre Repräsentanten die Steuern votirten, über deren Vertheilung und Anwendung wachten, auf Mittel sannen, ihr Eigenthum gegen die Angriffe des Feindes zu vertheidigen, und endlich in erster und letzter Instanz alle Fragen über die innere Verwaltung entschieden. So hat die Unabhängigkeit, welche aus der Befreiung aus dem Mutterlande folgte, jene unumschränkte Freiheit der Kommune und der Provinz nur fortgesetzt und sanctionirt. Man kann also sagen, daß der Amerikaner stets, vor wie nach der Revolution, im Besitze der ausgedehntesten politischen und administrativen Freiheit war, und daß er niemals weder der Krone noch der Centralgewalt das Recht zugestand, seine Lokalangelegenheiten zu kontroliren. Dies kömmt daher, weil er von Kindheit an und gleichsam durch Ueberlieferung daran gewöhnt ist, bei jedem Umstande die Initiative zu ergreifen. Wenn er meint, daß etwas zu thun ist, so thut er es. Er rechnet nicht auf die Regierung, selbst nicht in Betreff der Dinge, die in die gesetzmäßige Sphäre ihrer Thätigkeit gehören, denn man sieht ihn beständig sich durch alle ihm zu

Digitized by Google

Gebote stehenden Mittel drängen und antreiben. Mit einem Worte, anstatt sich der Vormundschaft der Regierung zu unterwerfen, bevormundet er die Regierung.

Will man z. B. an einem Orte eine Kirche bauen, so vereinigt man sich, veranstaltet eine Kollekte unter sich, um die nothwendigen Fonds herbeizuschaffen, dann kauft man einen Platz und baut. Auf dieselbe Weise sorgt man für die Unterhaltungskosten und das Honorar der Kultusbeamten. Handelt es sich um eine Straße, eine Brücke oder um sonst eine Lokalangelegenheit, so benimmt man sich immer auf dieselbe Weise: man handelt. Es folgt daraus, daß das amerikanische Volk eine aktive Freiheit genießt, verschieden von dem französischen Volke, dessen Freiheit nur eine passive ist. Und dies wird so gut begriffen und ist so tief in den Charakter übergegangen, daß jede beschränkende Maßregel, man könnte fast sagen, jeder Schritt der Regierung mit scheelem Auge und als ein Hinderniß für den Wohlstand des Staates angesehen wird. Das amtliche Blatt der vorletzten Verwaltung, der Globe von Washington, hatte die bezeichnenden Worte zum Wahlspruch genommen: „Die Welt wird zu viel regiert," und die Democratic Review trägt denselben Gedanken noch klarer ausgesprochen als Devise: „Die beste Regierung ist die, welche am wenigsten regiert."

Daher rührt jene Entschiedenheit, welche einen der Hauptzüge des amerikanischen Charakters ausmacht und welche durch den Trieb zu einer unaufhörlichen und wirksamen Thätigkeit, den sie einflößt, so mächtig zur Entwicklung des Reichthums beiträgt; daher jene unwiderstehliche Begeisterung einer Gesellschaft, in der jedes Individuum unverändert nach der Vorschrift handelt: Hilf dir, so wird der Himmel helfen; daher endlich jener positive und praktische Geist, der Alles dem Nutzen unterordnet. Für Amerikaner haben die unbedeutendsten Handlungen einen Zweck. Er wird keine überflüssigen Manifestationen und Demonstrationen veranstalten; er begreift die Freiheit zu gut, um sie zu mißbrauchen.

Digitized by Google

II.

Die Schattenseiten.

Mitleidsloser Eigennutz und hartherzigste Mitleidslosigkeit charakterisiren den Amerikaner. Zwar geht leider in unsern schönen Zeiten einem Jeden das eigene Ich über Alles, aber doch nirgends in einem so furchtbaren, so empörenden Grade, wie eben dort.

Gesetze der schrecklichsten Art lösen alle Familienbande, entheben lange vor eingetretener Verstandesreife die Kinder der Zucht und Aufsicht ihrer Eltern. Ein Mädchen, welches siebzehn Jahre alt ist, kann nach Belieben über sich selbst verfügen, sie ist, wie die Amerikaner sagen, sui juris, sie kann heirathen, wen sie will, ganz ohne Einwilligung beider Eltern, sie tritt mit ihrem Erwählten vor den Friedensrichter, erklärt, sie sei siebzehn Jahre alt und wolle Diesen oder Jenen heirathen; darauf nimmt der Friedensrichter einen sogenannten Civilakt auf und damit ist die Sache beendet. Treten auch unmittelbar nach der Unterschrift Vater und Mutter mit ihrem Widerspruch auf, werden sie auch unterstützt durch einen Verhaftsbefehl gegen ihre Tochter, welchen ein Justizbeamter producirt, so wird doch dieses Alles sammt dem Verhaftsbefehl zurückgewiesen, denn dieser gilt gegen Miß so und so, aber nicht gegen Mistreß nicht so, sondern anders, sie führt den Namen ihres Gatten, und der Ueberbringer selbst, der Justizbeamte, wird seinen Verhaftsbefehl nicht zu vollziehen wagen.

Eine Familie hat sich irgendwo angekauft. Ein Knabe hat drei Dollars seiner Sparbüchse daran gewendet, um sich sechs Hühner und einen Morgen Landes von seines Vaters Eigenthum zum Privateigenthum zu machen. Auf seines Vaters Besitz hat er nun einen ihm besonders gehörigen Besitz. Er füttert die Hühner mit dem auf seinem Felde gewonnenen Getreide, steckt im Uebrigen die Füße Jahr aus Jahr ein unter seines Vaters Tisch, er geht jeden Markttag mit ihm nach der benachbarten Stadt und verkauft die Eier, welche seine Hühner gelegt haben, und nimmt die Dollars dafür in seine Verwahrung. So geizt der Knabe Jahre lang und er häuft ein Hundert Dollars auf das andere,

Digitized by Google

ein sehr rentables Geschäft, da er nur den Gewinn einzustecken braucht, nicht aber nöthig hat, die Kosten zu tragen. Der Knabe wird fünfzehn, sechszehn Jahre alt und der Vater kommt in Noth, er wird von Gläubigern gedrängt, das müssig liegende Kapital seines Sohnes in blanken Dollars könnte den Vater retten, aber der Sohn gibt es nicht her, er zieht vor, seinen Vater verhaften zu sehen, er läßt Mutter und Geschwister in dem Häuschen zurück, welches bald genug unter den Hammer des Auktionators fallen wird, und er zieht mit seinen blanken Dollars von dannen, um irgendwo anders sich selbständig niederzulassen, eine Frau zu nehmen, die noch ein Kind ist, wie er selbst, und das Land mit einer schmählich erbärmlichen Bevölkerung zu erfreuen.

Das ist nicht ein fingirter Fall, das ist der Lauf der Dinge so, aber viel zu häufig kommen diese erschreckenden Fälle von Grausamkeit und Lieblosigkeit vor, als daß sie noch erwähnt würden; der Knabe ist vollkommen in seinem Rechte, Vater und Mutter beklagen sich nicht, es würde ihnen auch nichts helfen, es wäre kein Richter vorhanden, der ihnen die Berechtigung, des Sohnes Hülfe zu verlangen, zuspräche, und die Moralität sagt dazu nichts. Unmoralisch findet das Niemand, sowie es Niemand ungesetzlich findet.

Die ganze Bevölkerung von Amerika, so weit sie europäischen Ursprungs ist, befindet sich in einem fortwährenden Taumel, in einer unbeschreiblichen Aufregung, in der Sucht, reich zu werden. Geld! Geld! ist das Eins und das Alles eines Amerikaners, schnell Geld zu erwerben, ist eines Jeden Ziel und Bestreben und es ist einem Jeden ganz gleich viel, wodurch dieses erreicht wird.

Amerika rühmt sich, das freieste Land der Erde zu sein, rühmt sich einer Gleichheit seiner Bewohner, wie sie nirgends gefunden wird, rühmt sich der stolzen Nichtachtung alles Adels und sonstiger Rangverhältnisse, und doch ist nirgends eine solche wahnsinnige Jagd nach militärischen Titeln, als gerade in der Union. Dem Militär, d. h. der Miliz, haben alle jungen Leute vierzehn Tage angehört; sie haben dabei höchst nothdürftig einige wenige Handgriffe am Gewehr oder der Kanone gelernt, haben gelernt, in Reih und Glied stehen und rechtsum machen, und sie verlassen das Militär, um wieder in das Vaterhaus zurückzu-

Digitized by Google

kehren, um Fleischer oder Bürstenbinder, um Farmer oder Bierbrauer zu sein, wie vorher; aber sie sind Capitains, sie nennen sich selbst so und jeder Andere nennt sie so, eine niedrigere Charge als diese gibt es gar nicht; hat der junge Mensch aber einige Jahre so mit diesem Titel geprahlt, so avancirt er sich selbst zum Major. Bekommt er einen tüchtigen Bart, so wird er Obrist, und fängt dieser an, grau melirt zu werden, so ist dieses ein genügender Anspruch auf den Titel eines Generals.

Der Schweinetreiber sagt zu dem Branntwein schenkenden Farmer: „Guten Morgen, Oberst, ich möchte wohl ein Mint-Julep, wenn es Euch gefällig wäre.“ — „Sehr wohl, Major,“ erwiedert der Schänker, „sollt sogleich bedient werden.“ Und der Oberst schlägt die Schürze zurück, tritt an den Schänktisch und gießt ein Glas fuseligen Branntweins, der auf Pfeffermünzkraut gestanden hat und mit Ahornzucker versüßt worden ist, ein und bringt es dem vor der Thür wartenden Schweinetreiber-Major.

So läßt sich der Capitain vom Major Maß nehmen zu einem Paar Beinkleidern und der Major bittet den General, ihm die Hühneraugen zu beschneiden.

Man kann sich nichts Lächerlicheres als diese Verhältnisse denken, welche dem neuangekommenen Europäer fortwährend Stoff zu der lustigsten Satyre bieten, indessen sie im Lande selbst so harmlos und so als durchaus zur Sache gehörig angesehen werden, daß man sich nicht genug wundern kann über den Ernst der Leute, mit welchem sie diese Dummheiten betreiben.

Kommt ein Europäer dahin und macht Ansprüche auf das „von“ vor seinem Namen, weil er ein Adeliger ist, oder will er sich Baron, Graf ꝛc. nennen lassen, so lacht man ihn aus: „Wir sind in einem freien Lande, hier gibt es, dem Himmel sei Dank, keinen Adel und keine Barons,“ so sagt ihm ein Jeder und wäre es der Lohnbediente in einem Gasthof oder der Bursche, der ihm die Schuhe putzt. Nennt er sich aber Major, Obrist oder sonst wie er will, so hat Niemand etwas dawider; dieser militärische Titel wird auf das Vollständigste respektirt.

Und mit welcher Ungenirtheit gehen bei alledem die Leute miteinander um! Im Theater sehen wir die Herren in der ersten Reihe der

Digitized by Google

Loge sitzen und die Damen im Hintergrunde sich abmühen, eine Aussicht, eine Durchsicht zu gewinnen. — „Sind in einem freien Lande, brauchen Keinem den Vorrang zu gestatten." Man sieht auch wohl Einen und den Andern eingeschlafen — schrecklich! das passirt bei uns doch höchstens in der Kirche; aber in New-York — warum nicht? „Sind in einem freien Lande, brauchen uns an Niemand zu kehren". Man sieht die Herren halbentkleidet in der großen Versammlung sitzen. — „Sind in einem freien Lande, warum sollten wir uns geniren!" Die Herren setzen sich mit dem Rücken gegen das Publikum oder sie legen beide Füße auf die Brüstung und lassen diese der Darstellung zusehen. Wer wollte daran Anstoß nehmen? — „Sind in einem freien Lande, können thun, was uns beliebt." So geht es überall im Großen und im Kleinen, man speit auf die kostbarsten Teppiche, weil man in einem freien Lande ist; man gießt Wasser aus den Fenstern, vielleicht auch etwas Anderes, weil man in einem freien Lande ist. Beneidenswerthe Zustände!

In einer Republik sind alle Bürger einander gleich, in der Republik aber, welche wir die Vereinigten Staaten nennen, ist dies nicht der Fall, da macht die Anzahl der Dollars, über welche der Bürger befehligt, einen Unterschied. Wir lachen darüber, daß bei uns in Europa ein gewisser Kastengeist nicht zu verkennen ist, daß der Adelige sich für etwas Besseres hält, als der Bürgerliche; o Himmel, wie gnädig und wie milde ist dieser Hochmuth im Vergleich mit dem Hochmuth der amerikanischen Reichen, wie viel mehr Rangklassen gibt der Reichthum dort, als der Adel hier, und wie schroff und schneidend treten sie einander gegenüber, mit welcher Demuth neigt sich derjenige der eine Viertel Million Dollars besitzt vor demjenigen, der über eine halbe Million kommandirt, und dieser ist wieder beglückt, wenn er einen Gruß, ein freundliches Lächeln erhalten kann von dem großen Manne, welcher eine ganze Million sein nennt.

So geht es herab und herauf und keinem Amerikaner fällt es ein, dieses für albern und kriechend von einem, oder für unverschämt von andern zu halten; der reiche Mann geht nur mit seines Gleichen um und würde sich entehrt fühlen, zu einem weniger Reichen zu gehen, aber er fühlt sich beglückt, wenn der über ihm stehende noch Reichere ihn in seine Gesellschaft einladet, ohne in seiner Demuth, „in seines Nichts

Digitized by Google

durchbohrendem Gefühl" zu erwarten, daß derselbe auch einmal ihn mit seiner Gesellschaft beglücken soll. Ein solches Verlangen würde ihn für immer von der Gesellschaft der viel Höheren ausschließen.

Der Betrug ist so allgemein, daß ganz Amerika in fortwährendem Schwanken befindlich ist, weil sein Geld heute noch den vollen Nennwerth und morgen keinen Werth mehr hat. In jeder Stadt sind Banken, welche gegen baares Geld Scheine ausgeben, Papiergeld, dieses Papiergeld auch einlösen zum vollen Werthe ein Jahr, ein paar Jahre lang, es natürlich immer wieder ausgeben und mit dem baaren Silber- oder Goldgelde gewagte Spekulationen unternehmen. Gelingen diese, so bleibt auch das Papiergeld der Bank immer in seinem vollen Werthe, gelingen die Unternehmungen nicht, so verlieren die sämmtlichen Theilhaber, so verlieren alle die, welche dergleichen Scheine besitzen, ihr Geld, die Bank hat Bankerott gemacht und ein paar Millionen Dollars sind in Rauch und Wind aufgegangen. Die Unternehmer stehen sich dabei immer sehr gut, sie haben jederzeit die Hälfte ihres Geldes im Rückhalt, sie gehen in irgend einen andern Staat, nehmen einen andern Namen an und sind so ehrlich wie zuvor, betrügen wieder eine Anzahl armer Leute und kein Huhn, kein Hahn kräht nach ihrem Verfahren.

Auch im Kleinen verstehen die Leute zu betrügen, denn nicht jeder kann gleich über 100 000 Dollars verfügen, um eine Bank anzulegen. Es präsentirt sich ein Mann mit einem Faß Honig auf dem Markte, er wird gefragt, was der Honig koste, er erwiedert, das ist nicht Honig, das ist Dünger aus Kentucky, ich verkaufe ihn nicht einzeln, sondern nur das ganze Faß. Es versammeln sich Leute, er wird ausgelacht, daß er dieses köstliche Produkt für Mist erklärt, aber er sagt: kauft ihr das in Gottes Namen für Honig, ich verkaufe es als Dünger, das Faß kostet 20 Dollars.

Man kauft ihm das Faß ab und er geht seiner Wege; nach Hause gebracht und ausgeleert, sieht der Käufer, daß er allerdings nichts weiter als ein Faß mit fest gestampftem Mist gekauft habe, auf welchem oben eine handhohe Schicht des festesten, kernigsten Honigs liegt.

Es erscheint am Landungsplatze ein bedecktes Boot mit Schinken, der Besitzer des Bootes ist sehr splendid und traktirt seine Gäste mit

Digitized by Google

dem köstlichsten Schinken und mit genügendem Branntwein, man frägt nach dem Preise des Schinkens, er erwiedert, er verkaufe keinen Schinken, sondern nur die ganze Ladung; mehrere Tage lang bleibt es dabei, ein Schinken nach dem andern wird verzehrt, wird den Gästen vorgeschnitten, welche dieselben ganz vortrefflich finden, aber immer bleibt der Mann eigensinnig dabei, er verkaufe keinen Schinken, sondern die ganze Ladung; endlich vereinigen sich fünf oder sechs Fleischer dazu, die Ladung zu kaufen, das Geld wird gezahlt und der Mann übergibt die Ladung und entfernt sich. Siehe da, nachdem man hundert Schinken von oben abgehoben hat, findet man mehr als 10 000 in Schinkenform geschnittene und braun geräucherte Holzklötze. Obwohl die Schinken im Ganzen sehr wohlfeil verkauft wurden, so hat der Mann doch einen hübschen Schnitt gemacht und er kann ganz ohne Sorge sein Schiff im Stich lassen. Die sehr wohlfeil verkauften Schinken haben das Schiff und alles, was darauf war, sehr theuer bezahlt.

Jeden Tag kommen Sachen der Art vor und jeder Tag findet der Betrüger wieder Leute, die sich betrügen lassen. Wird der Schurke sogleich erwischt, wo die Leidenschaften noch aufgeregt sind, so wird er gelyncht, er wird unbarmherzig mißhandelt, mit Theer bepinselt und mit Federn bedeckt und so durch die Straßen gejagt; ist aber ein Jahr darüber hingegangen und läßt er sich dann in dem Orte sehen, wo er die Schurkerei verübt, so lacht man darüber, nennt ihn schlau und freut sich über seinen guten Einfall.

Digitized by Google

Concurrenz und Parteien in den Vereinigten Staaten.

St. Louis und Chicago, die beiden größten Städte des Westens der Vereinigten Staaten, machen sich unter den Großstädten, welche sowohl der Zahl ihrer Einwohner als der Bedeutung ihres Handels nach auf New-York und Philadelphia folgen, die erste Stelle streitig. Vor dem Kriege war St. Louis bedeutender, wurde jedoch während des Krieges in den Hintergrund gedrängt, während jetzt wieder das frühere Verhältniß hergestellt ist. Dies erklärt sich aus den allgemeinen Handels- und Verkehrsverhältnissen der Vereinigten Staaten. Da nämlich der größte Theil des Handels der Vereinigten Staaten von New-York ausgeht, so sind die Wege, welche sich der Handel von New-York aus in das Innere der Vereinigten Staaten bahnt, die Bedingung zur Entwicklung des binnenländischen Handels. Solcher großen Handelswege von New-York nach dem Innern und nach dem großen Westen gibt es aber nur zwei, den nördlichen über Chicago und den südlichen über St. Louis. Dieser letztere nun war während des Krieges gesperrt, und somit schlug der gesammte Binnenhandel den nördlichen Weg über Chicago ein, und daher kam das unglaubliche, rasche Wachsthum dieser Stadt in wenigen Jahren. Seit dem Ende des Krieges jedoch mußte sie den Binnenhandel mit St. Louis theilen, und daher entstand seitdem eine heftige Opposition zwischen beiden Städten, welche sich in der Presse derselben oft auf belustigende Weise aussprach. Beide warfen einander Großthuerei und Schwindel vor, und als nun gar die neueste Zählung in St. Louis fünfzehntausend Einwohner mehr als in Chicago ergab, da wollte das Hin- und Herräsonniren kein Ende nehmen. Eine noch-

Digitized by Google

malige Zählung wurde in Chicago veranstaltet und ergab nun dort sogar zweiundzwanzig tausend Einwohner mehr als in St. Louis. So gedachte diese Stadt über die Rivalin zu siegen; aber der Wettstreit wurde ganz anders und auf schreckliche Weise durch den großen Brand, den größten von dem die Weltgeschichte weiß, geendigt, der nun keinen Zweifel übrig läßt, wer Siegerin ist.

Chicago rühmte sich besonders eines größeren Unternehmungsgeistes, und es ist nicht zu leugnen, daß wie die Stadt selbst eine Art Wunder ist, daselbst auch die merkwürdigsten und großartigsten Unternehmungen stets einen guten Boden finden. Sehr bezeichnend für den Charakter der Stadt und ihrer Bewohner ist der Witz, es sei Einer in Chicago gewesen, der sich auf freiem Felde zum Schlafen niederlegte und mit einem Hotel über sich aufwachte. St. Louis seinerseits berief sich, um seine Bedeutung hervorzuheben, vorzugsweise auf die Vortheile seiner Lage, da es im Centrum der ungeheuern Fläche liegt, welche sich vom atlantischen Ocean bis an die Felsengebirge erstreckt, und an dem Punkte, wo sich die Hauptwege, nämlich derjenige zu Lande von Osten nach Westen, und derjenige auf dem Mississippi von Norden nach Süden schneiden. Daß diese Vortheile der natürlichen Lage bisher noch nicht in vollem Maße zur Geltung gelangt sind, liegt an den Zeitumständen und besonders daran, daß im Westen des großen Stromes noch eine sehr dünne Bevölkerung und nur wenig Cultur vorhanden ist.

Dem erwähnten Umstande, welcher die Entwicklung von St. Louis mehrere Jahre hemmte und in demselben Maße diejenige von Chicago begünstigte, ist es auch zuzuschreiben, daß der erste directe Anschluß der östlichen Eisenbahnen an die große Pacific-Bahn nach St. Francisco in Chicago bewerkstelligt wurde und nicht in St. Louis. Die Entfernung thut dabei nichts zur Sache; denn es gibt von New-York weder nach Chicago noch nach St. Louis einen gradlinigen Eisenbahnweg. Die gradlinige Entfernung wäre zwar von New-York nach Chicago kürzer als nach St. Louis, dagegen diejenige nach Omaha, wo die Pacific-Bahn beginnt, wäre von St. Louis kürzer als von Chicago. Aber das Kapital hat den Weg über Chicago vorgezogen, theils durch den Umstand, daß die Stadt Chicago hauptsächlich durch das östliche, also natürlich

Digitized by Google

meistens New-Yorker Kapital in's Leben gerufen und zu der Bedeutung erhoben wurde, die es jetzt einnimmt, während St. Louis unabhängig davon und aus eigenen Mitteln sich zu seiner jetzigen Größe emporgeschwungen hat.

Dieselbe Concurrenz oder Opposition, wie bei den großen Handelswegen und den an ihnen gelegenen Städten, macht sich auch in ganz anderen Gebieten des amerikanischen Lebens geltend. Am bedeutendsten ist dieselbe natürlich in dem Leben des Ganzen als Opposition der Parteien, der Republikaner und Demokraten. Das Wesentliche an diesem Gegensatz, nachdem die demokratische Partei als die sklavenhaltende durch den Krieg niedergeworfen ist, besteht in dem durch die Verfassung der Vereinigten Staaten gesetzten und nie zu endenden Streit zwischen den Einzelstaaten und dem Gesammtstaat, ein Streit, welcher so ewig ist wie der durch die menschliche Natur bedingte Streit zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft, wodurch allein Veränderung, Geschichte, Fortschritt möglich wird. Da die Abschaffung der Sklaverei nur durch Zwang erreicht werden konnte und in Folge davon noch immer da oder dort Zwangsmaßregeln nothwendig werden, so gibt es für den Demokraten keine Freiheit mehr; denn er ist ja unterdrückt und gemaßregelt und so lange die republikanische Partei die Oberhand behält, ist das Streben nach Centralisation das vorherrschende, wodurch die Freiheit der Einzelstaaten beschränkt wird. Zum Charakter der demokratischen Partei gehört aber ferner, daß sie hinsichtlich der Religion meist katholisch, hinsichtlich der gesellschaftlichen Unterschiede aristokratisch ist. Mit ihrer Besiegung hat daher nicht nur die republikanische Partei, sondern auch das Princip der Glaubensfreiheit und dasjenige der geselligen Gleichheit einen großen Sieg errungen. Indem ferner die Sklavenstaaten sich von der Republik lostrennen und ein eigenes Reich bilden wollten, so hat auch dasjenige Princip, welches, durch Napoleon III. neu belebt, die alte Welt zerfleischt, das Nationalitätsprincip, in der neuen Welt eine entscheidende Niederlage erlitten, und damit wurde die Republik als ein Boden für die wirkliche und wahrhafte Freiheit der Menschlichkeit gerettet.

Der Charakter dieser Gegensätze spricht sich natürlich in der Presse, da sie vollkommen frei ist, unverhüllt aus, und man kann daher auch

Digitized by Google

von der Presse, von dem Ton und Charakter, sowie von der Verbreitung der Zeitungen überall einen ganz sichern Schluß auf den Charakter der Bevölkerung machen. Da ferner beide Parteien schon den Principien nach scharf von einander geschieden und obendrein beide gleich sehr zur Herrschaft berechtigt sind, wenn sie die Mehrzahl des Volkes für sich gewinnen können, so ist ihr Kampf nicht nur ein Kampf der Geister und Principien, sondern auch ein Kampf um die höchsten materiellen Interessen. Daher der scharf einschneidende, der amerikanischen Presse eigenthümliche Ton und Charakter. Die deutsche Presse dort bleibt in dieser Hinsicht keineswegs zurück, und es ist besonders bei ihr auffallend, in welcher Weise sich der Gegensatz der Parteien ausspricht. So sind z. B. in Baltimore zwei bedeutende deutsche Blätter, ein demokratisches und ein republikanisches. Jenes ist das Gelesenste; es verfügt über ein großes, schönes Gebäude an der Hauptstraße der Stadt, und der Herausgeber ist ein reicher Mann. Es ist zugleich ein katholisches Blatt, und alles dieses ist gewiß hinlänglich, die deutsche Bevölkerung der Stadt und Umgegend scharf zu kennzeichnen. Das republikanische Blatt, obwohl weit besser redigirt, hat stets Mühe, sich zu halten, es wird wenig unterstützt, ist protestantisch und verfügt nur über ein kleines Haus, welches sein Gegner eine „Hütte" zu nennen beliebt. Vergleicht man nun damit die deutsche Presse in St. Louis, so wird einem die relative Stellung der Deutschen in diesen beiden Städten sogleich klar werden. Es gibt dort ebenfalls neben einigen weniger bedeutenden, zwei große deutsche Zeitungen, eine demokratische und eine republikanische. Die republikanische ist sehr weit verbreitet, gebietet über bedeutende Kräfte und ist eine Zeitung ersten Ranges in den Vereinigten Staaten. Die demokratische hatte früher, noch im Anfang des Krieges, dieselbe Bedeutung, ging aber ein, und ihre Nachfolgerin repräsentirt nur noch die Minderheit der deutschen Bevölkerung.

Concurrenz und Opposition sind in vielen Fällen gleichbedeutende Worte, und machen sich, wie in den obenerwähnten großen Verhältnissen, auch in den kleineren des Handels und Wandels oft mit derselben Schärfe geltend. Doch offenbart sich darin eine von der anderseits gewöhnlichen ganz verschiedene, sehr bemerkenswerthe Auffassung dieses

Digitized by Google

Verhältnisses. Entsteht z. B. an irgend einem Punkte einer gut besuchten Geschäftsstraße ein neues Geschäft, so kann man oft bemerken, daß in einigen Tagen oder Wochen bereits ein anderes derselben Art dicht neben oder gegenüber dem ersten sich aufthut. Ein Kaufmann nun, in dessen Nähe ein Concurrent ein Geschäft eröffnete, sagte, er freue sich darüber, da hierdurch der Verkehr in der Straße und demzufolge auch die Kundschaft vermehrt werden würde. Wie ganz anders nimmt sich dies aus gegenüber der kleinlichen Furcht vor Concurrenz, welche anderwärts das Geschäft zu beherrschen pflegt. So liefern auch die zwei großen deutschen Dampferlinien in Hamburg und Bremen einen deutlichen Beweis für die Wahrheit der amerikanischen Anschauungsweise. Mit jedem Jahre seit ihrer Existenz vermehrt sich das Bedürfniß nach Ausdehnung ihrer Hülfsmittel, und anstatt einander zu schaden, da ihre Ausgangspunkte so nahe bei einander liegen, haben sie einander in die Hände gearbeitet, wofür der stets wachsende Andrang der Auswanderung und die fast alljährliche Hinzufügung eines neuen großen Dampfers zu den vorhandenen in beiden Gesellschaften des Beleges genug liefert.

J. J. Richter.
Bilder aus den Vereinigten Staaten.
Zürich 1874.

Digitized by Google

Die Religionsfreiheit in den Vereinigten Staaten.

I.

Religionsfreiheit und Religionsfrieden.

Nach optimistischer Anschauung.

Eine Freistatt zu suchen für ihre religiösen wie politischen Ueberzeugungen zogen im Jahre 1620, von fanatischer Tyrannei vom heimathlichen Boden vertrieben, die „Pilgerväter", wie man sie seitdem genannt, in dem guten alten Schiffe „Maiblume" über's Meer nach den urwaldbedeckten Ufern der neuenglischen Küste, und noch an Schiffsbord traten sie zusammen, die erste Verfassungsurkunde der Geschichte zu entwerfen, welche Allen gleiche Rechte gab. Vor Allem also auch das unveräußerliche Menschenrecht, dem ja Jedem innewohnenden Religionsbedürfnisse unbehindert und unbeschränkt die Form zu geben, die eben der individuellen Auffassung entspricht.

Die Gewährleistung dieses schönen Rechtes ist also ebenso alt wie die junge Republik selbst, ja sie ist eins der mächtigen Fundamente, auf denen dieser großartige Bau sich erhebt. Und sollte es dem Blicke des flüchtigen Beschauers scheinen, als ob man doch hier und da abgewichen wäre von der großen, Allem zu Grunde liegenden Idee, so wird ein eingehender prüfendes Auge doch leicht entdecken können, daß es nur Symptome einer Kinderkrankheit sind, die, wenn man den sich so überaus kräftig entwickelnden Staat in Betracht nimmt, keine ernstlichen Besorgnisse zu erwecken vermögen.

Auch findet die Ansicht, als ob nur eine Staatskirche den festen

Digitized by Google

und sichern Kern bilden könne, um den sich das Leben eines Volkes zu schönen und plastisch sicheren Gebilden zu krystallisiren vermöge, in den Vereinigten Staaten wenigstens eine glänzende Widerlegung. Die junge transatlantische Republik entbehrt einer Staatskirche, sie bietet dem prüfenden Auge des unbefangenen Beobachters das Bild einer, vielleicht in des Wortes schönster Bedeutung „freien Kirche im freien Staat." Und dabei ist dem amerikanischen Volke ein wahrhaft religiöser, fast Alles durchdringender Zug nach dem Göttlichen eigen. Es ist seiner religiösen Grundlage eingedenk geblieben. Bibel und Gebetbuch folgten vor Jahren den „Pilgervätern" über das Meer, und noch heute ist den Epigonen dieser alten Glaubenshelden Manches von der Väter Wesen eigen. Nur hat sich der Einfluß der sie umgebenden Verhältnisse folgerichtig auch in ihrem religiösen Bedürfnisse geltend gemacht. Der Kampf um das Dasein, der der Väter ganze Kräfte in Anspruch nahm, ist in mancher Beziehung leichter geworden, und so hat denn der puritanisch-düstere Charakter der Religiosität jener Tage, der gegen Alles, was das Leben schmückte, wie gegen Tand und Sünde eiferte, mit der Zeit einer fröhlicheren Weltanschauung Platz machen müssen. Den Mußestunden, die sich früher zum größeren Theile mit religiösen Uebungen füllten, bietet eine sich wunderbar schnell entwickelnde nationale Literatur Belehrung und Unterhaltung, und der früher oft so enge Gedankenkreis hat sich mit der Zeit ideellen Begriffen erschlossen, die in dem brandenden Meere, dem schweigenden Urwalde, der sich endlos ausbreitenden Prairie, den schön umsäumten Binnenseen, den mächtigen Strömen, der jungfräulichen Vegetation so reiche Nahrung finden. Alles ist in dem jungen Staate von demselben göttlichen Hauche erfüllt, und dies Gefühl, das sich in seiner Kundgebung nach Außen im einfachen „Gottesbegriffe", äußert, bildet das zwischen den zahlreichen Bekenntnissen und Secten unleugbar bestehende unzerreißbare Band des sich gleich und einig Fühlens nicht nur in politischen, sondern gewissermaßen auch in religiösen Dingen. Auch in Glaubensfragen kann man auf Amerika hinweisen als auf ein Land, in dem die Zukunft der alten Welt schon zur Gegenwart geworden. Fragen, die das alte Europa noch bedächtig verhandelt, sind dort schon gelöst. Ein Beispiel für viele. Der Jude jenseits des Meeres ist dort

Digitized by Google

seit Menschenaltern schon, was er hier nur in ferner Zukunft, wie man fürchten muß, erst werden wird: „ein Gleicher unter Gleichen!“ Und Amerika hat es nicht zu bereuen! Er gehört zu seinen fleißigsten, treuesten Bürgern. — Die Frage ist eben nicht mehr: Was bist Du: Jude oder Christ? „Mensch“ zu sein ist Alles, und in diesem Streben nach einem schönen edlen Menschenthume fassen die Vereinigten Staaten die verschiedenen Religionsübungen als die Strahlen eines Lichtes zusammen, und sichern so ihren Bürgern durch Religionsfreiheit eines der schönsten nationalen Güter: Religionsfrieden! —

Ernst Haynel.
Weltpost 1881.

II.

Die Religionsfreiheit ohne Feigenblatt.

In der vorhergehenden Skizze haben wir durch Ernst Haynel die landläufigen Ideen über die Vorzüge der nordamerikanischen Religionsfreiheit kennen gelernt. Es mögen sich daraus die schönsten Reden über Freiheit und Menschenthum entwickeln und exemplificiren lassen, wogegen wir durchaus nichts einzuwenden haben, da ja das Meiste richtig ist; es fehlt nur an der „ganzen Wahrheit“ die objectiv nüchterne und rücksichtslose Betrachtung der Schattenseiten jener glänzenden Facetten. Eine vielgewanderte, etwas unverschämt neugierige Dame, die Reiseschriftstellerin Mme. Olympe Audouard*) hat sich nicht gescheut, contre le courant ihren durch Laboulaye's Paris en Amérique etwas zu optimistisch darüber gestimmten Landsleuten einige dieser dunklen Seiten zu zeigen. Wir geben ihr Bild im Auszuge. Man wird darin keine philosophische Tiefe, wohl aber eine weltmännisch praktische Auffassung der Dinge finden, die vor ideologischer Einseitigkeit schützt.

*) A travers l'Amérique. Nord-América. Etats-Unis, Constitution, Moeurs, Usages, Lois, Institutions, Sectes religieuses, par Mme Olympe Audouard. Paris, Dentu 1871.

Digitized by Google

„Man muß gestehen, Amerika läßt die alte Welt mit ihrem verschlissenen Ideen- und Institutionen-Gerümpel weit hinter sich. Es hat absolut keine Vorurtheile mehr. Es tritt sie nicht unter die Füße, Gott bewahre! Es verwendet sie mit wundersamer Geschicklichkeit zu seinem Nutzen.

Die Amerikaner sind stark, sehr stark. Sie treiben die Geschäftspraxis bis an die Gränzen des Unglaublichen. So zählen sie fast keine Freidenker. Die Freidenkerei ist ein unpraktisches Ding; die Religion dagegen wird in den Händen geschickter Leute ein so geschmeidiger, so bequemer Mantel! Ein Freidenker!? Ei, der sitzt ja fortwährend auf der Folterbank. So viel Fromme es gibt, so viel Feinde hat er, die mit kleinlichster Sorgfalt und unvergleichlichem Eifer sein Leben nach irgend einem Skandal ausspioniren. Ein Frommer dagegen wird vertrauensvoll für tugendhaft gehalten, ohne daß man genauer zusieht.

Es ist also ausgemacht: die Amerikaner sind religiös, sehr religiös; sie lieben die Moral; sie sprechen davon unaufhörlich; sind sittenstrenge, selbst affectirt zimperlich; es gibt keine Atheisten; alle glauben an Gott, an einen großen, unendlichen, allmächtigen Gott, den man in jeder Stunde seines Lebens anbeten muß. — Nur denken sie, daß wenn der Dienst Gottes seinen Reiz hat, es auch dem Cultus des Teufels nicht an Wonne fehlt. Man muß jedoch, wie sie meinen, dem Schwarzen nicht zu eifrig dienen; man erlangt sonst den Ruf eines schlechten Subjectes und verliert die geschäftlich so nützliche Achtung der anständigen Leute. Sie haben daher nach einem Mittel gesucht, beides praktisch zu vereinigen: die Aufrechterhaltung des guten Rufes und die Freiheit der Leidenschaften. Das Nec plus ultra des Fortschrittes wäre ja die Möglichkeit, allen niedlichen kleinen Lastern sich hinzugeben und alle Vergnügungen der Immoralität zu genießen, ohne die Strafe dafür, den Verlust der Achtung, befürchten zu müssen.

Sie haben gesucht und .... haben gefunden!

Ja, der gute Monsieur Tartüffe, den sie kaum dem Namen nach kennen, war mit ihnen verglichen, nur ein grober Tolpatsch. — Folgendes ist ihr Recept, es sieht nicht besonders anständig aus, ist aber fein ausgedacht.

Digitized by Google

Sie haben ganz einfach Gott, die Tugend, die Moral in den Dienst ihrer Leidenschaften und Laster gestellt. Sie haben religiöse Sekten gestiftet, die alle Laster, alle Unsittlichkeiten und Lüderlichkeiten, welche die menschliche Phantasie ersinnen kann, vertreten. Und das Ding war fertig.

Jeder wählt sich die Sekte, welche die Praxis derjenigen Immoralität übt, zu welcher er am meisten Hang fühlt, und wird nun ein eifriger Frommer. Nennen Sie ihn nur nicht einen unsittlichen, lüderlichen Menschen; er würde Ihnen sonst mit stolzer, strenger Miene antworten: Mein Herr, ich befolge meine Religion!...

Versuchen Sie, ihnen begreiflich zu machen, daß im Gegentheil ihre Religion nur ihren Lastern dient, so erhalten Sie den Namen eines intoleranten Menschen.

Dank dieser genialen Verfahrungsweise, aus allen schlechten Leidenschaften, allen phantastischen Wünschen, allen unordentlichen Instinkten religiöse Vorschriften zu machen, gibt es nicht die geringste Immoralität in Amerika; es gibt nur 122 religiöse Sekten, welche die Praxis aller möglichen und unmöglichen Lüderlichkeiten zur Grundlage haben. Man muß es mitansehen, wie diese Erztartüffe, die nicht als unmoralische Leute, sondern nur als eifrige Praktikanten der Religion ihrer Wahl gelten, über die europäische Sittenlosigkeit herfallen und wie sie tagtäglich gegen die französische Leichtfertigkeit (ihr Hauptthema) losziehen.

Ich konnte mich des Mißtrauens nicht enthalten gegen Leute, die immer die Wörter: Tugend, Ehre, Moral im Munde führen und eine übertriebene äußerliche Praxis ihrer Religion zeigen. Dieses Mißtrauen hat mich zur Erkenntniß der Wahrheit über die Sittenstrenge des nordamerikanischen Volkes geführt. Ueberdrüssig der Tiraden über die Lüderlichkeit und Irreligiosität der Franzosen und des Götzendienstes mit der Bibel, die man überall, wo man geht und steht, aufgeschlagen sieht oder citiren hört, sagte ich mir zuletzt: „Das Ding ist nicht natürlich, dahinter steckt etwas ...“ Ich begab mich ans Suchen ... Es ist nicht leicht, den Sekten auf den Grund zu sehen, denn der Yankee hat seinen besonderen Chauvinismus: er hält darauf, den Ruf zu verbreiten, daß Amerika nur eine, auf ihr Heil eifrig bedachte religiöse Gemeinschaft sei.

Jedesmal wenn ich einer skandalösen Sekte auf der Spur war,

Digitized by Google

suchte man mich davon abzubringen, ... zog ich Erkundigungen ein, so erhielt ich nur unvollständige, oder man brachte die Rede auf andere Dinge.

Aber ce que femme veut ... si Dieu ne le veut pas, le diable du moins y aide.*) Und so gelang es mir denn über manche Sekte die wirkliche Wahrheit zu erfahren. Es gibt deren einige, worüber man sich unmöglich aussprechen darf, obgleich die französische Sprache sich wundersam zur Periphrase und zum Errathenlassen eignet; ich fühle mich ohnmächtig, den Versuch einer Besprechung zu machen.

Die Onéida-Sekte**) gehört dazu. Man wird hieraus entnehmen, weshalb die Yankees ihre Sekten gern mit einem Schleier bedecken und nicht freimüthig darüber reden. Die Onéida-Sekte besitzt ein Mutterhaus im Staate New-York, ein palastähnliches Gebäude mit Park und Teichen nach dem Muster des Versailler Palastes. Es leben darin 1500 Männer und Frauen. Jedermann kann die Anstalt besichtigen; die Sektirer machen kein Geheimniß aus ihrer Lehre und Praxis, welche durch Broschüren, die man bei den Buchhändlern haben kann und die selbst der Propaganda wegen ins Haus geschickt werden, hinlänglich bekannt sind. Nun wohl, fragt ein Neuangekommener in einem New-Yorker Salon: „Was ist denn die Onéida-Sekte?“ so wird Jedermann antworten: „Onéida? What is that? J do not know (Was ist das? Ich kenne es nicht).“

Vor einigen Tagen plauderte ich mit einem in Paris lebenden Yankee, der selbstgefällig zu mir sagte: „Sie haben in unserem Lande eine große Sittenreinheit finden müssen. Es gleicht Frankreich wenig.“

*) Bekanntlich heißt das unverbesserte französische Sprichwort: Ce que femme veut, Dieu le veut.

**) Die Bibel-Communisten von Oneida-Bach haben vollständige Güter- und Weibergemeinschaft. Jeder Mann ist Mann und Bruder jeder Frau; aber jede Frau kann frei über sich verfügen. Ihr System ist ein Stück Fourier ins Amerikanische übersetzt. Vollständige höchst interessante Mittheilungen darüber findet man in Hepworth Dixon, Neu-Amerika, übersetzt von Richard Oberländer. Nach einer Mittheilung von J. H. Staakemann („Aus allen Welttheilen“, Oktober 1881) geht die Sekte, — nach Einführung der Ehe und der bereits angebahnten Aufhebung der Gütergemeinschaft — rasch ihrer Auflösung entgegen. B.

Digitized by Google

„Eine große Sittenreinheit?“ erwiederte ich; „das ist je nach der Auffassung.“

„Wie so? nach welcher Auffassung? Wir haben ja keine Loretten, keine Cocotten, keine Maitressen. Unsere Haushaltungen liefern keine Skandale wie die französischen; unsere Frauen sind tugendhaft, sittenstrenge.“

„Jawohl,“ antwortete ich; „allerdings pflegen Ihre Frauen nicht der ungesetzmäßigen Liebe, denn sie haben die Ehescheidung; Sie haben keine Cocotten, keine jungen Lebemänner, aus dem einfachen Grunde, weil die vor den Eheketten zurückschreckenden jungen Männer und die Mädchen, welche die Mutterpflichten scheuen, beiderseits in die Secte der freien Liebe (free love) eintreten.“

Der Yankee verzog leicht das Gesicht, als er mich so eingeweiht sah und sagte etwas verstimmt: „Free love zählt kaum 4—5000 Anhänger.“

„Das ist möglich, aber die Zahl der Sekten beträgt 122; und wievielmal kann man 5000 multipliciren, um die Zahl der Sittenlosen zu erhalten?“

„Die Leute, welche Sie sittenlos nennen, sind nur solche Leute, die andere religiöse Meinungen haben,“ versetzte der immer mehr verstimmte Yankee.

„Aber gestehen Sie doch, mein Herr, daß in Onéida die Religion eine sehr kleine, die Unzucht eine höchst bedeutende Rolle spielt.“

„Onéida! what is that?“ war die Antwort.

„Eine von Ihren Sekten.“

„I do not know,“ antwortete auch er. Und fünf Minuten vorher hatte er mir versichert, er habe den ganzen Staat New-York durchwandert, um schöne Landschaften zu sehen und zu zeichnen. Onéida ist nun aber das schönste Schloß und hat den schönsten Park im ganzen Lande: es könnte ebensogut ein Pariser von Versailles nichts zu wissen vorgeben.

Ich weiß wohl, daß ich viele Leute verletzen werde, indem ich mich so freimüthig über das Wesen vieler Sekten ausspreche oder wenigstens auf ihre Immoralität hinweise; aber, offen gesprochen, ich bin nicht 900 Stunden weit hergekommen, und habe nicht 13 Monate lang Limonade getrunken, Tomates und rohen Kohl gegessen, um nicht zu sagen, was ich Schlechtes wie Gutes gesehen habe.

Digitized by Google

Da hat ein Herr Harris, ein Prophet, wie so viele andere Sektenführer nach längeren Studien und Gründungsversuchen aus Universalismus, Positivismus und Rationalismus ein Mixtum-Compositum, die neue Religion des Broctonismus gegründet. (Broctos heißt das Dorf am Erie-See, worin er sich niedergelassen hat.)

Herr Harris hat zwar nicht viele Adepten, allein die 75, welche er besitzt, bilden eine Quintessenz des Kosmopolitismus: 10 Engländer, 1 Belgier, 4 Irländer, 2 Schotten, 2 Japanesen, 3 Hindu, 1 Peruaner, 2 Brasilianer, 2 Türken, 1 Araber, 1 Chinese und 12 Bürger der Vereinigten Staaten.

Die vollkommenste Harmonie herrscht zwischen diesen Leuten verschiedener Racen und Sitten; sie schwören alle mit der Miene der festesten Ueberzeugung, daß der Tag nicht mehr fern sei, wo Broctos als Lichtcentrum mit seinen Strahlen die ganze Erde erleuchten werde. Man könnte wohl die kosmopolitische Idee der Racenverschmelzung vernünftig nennen, aber da es keine gesetzliche Ehe in Broctos gibt und die aus Liebe geschlossenen ehelichen Beziehungen nur kurze Dauer haben, so hat eine und dieselbe Mutter Kinder mit den schiefgeschlitzten Augen des Chinesen, andere mit dem olivenfarbigen Gesichte der Araber, andere endlich mit den rosigen Wangen und der weißen Haut der Söhne des uebeligen Albions.

Diese Kinder, auf gemeinsame Kosten von der Gemeinde erzogen, haben nur eine Mutter, aber 75 Väter und geben den süßen Vaternamen allen männlichen Mitgliedern der Broctonistensekte. Diese Kommandit-Geschäfts-Väter pflegen alle Kinder mit großer Zärtlichkeit. Aber das Ganze ist doch nur eine Prostitution, der man einen heiligen Anstrich zu geben versucht hat.

Die Broctonisten sind ausgezeichnete Ackerbauer und Oekonomen, wie ihre vorzüglich gehaltenen Farmen beweisen; die Frauen haben keine andere Beschäftigung als die der Haushaltung — und fühlen sich glücklich.

Die Sekte der Free-lovers (Anhänger der freien Liebe) hat ihr Hauptquartier in New-York und zahlreiche Verzweigungen in allen nordamerikanischen Staaten. Ihre bedeutendsten Kolonien sind Berlin-Height in Ohio und vor allem Modern-Times auf Long-Island bei New-York.

Natürlich mußten zur Begründung des Systems alle sittlichen

Digitized by Google

Begriffe, worauf die europäischen Völker ihre socialen Fortschritte bauen, als veraltet auf den Kopf gestellt werden.*) Sie sagen also: Die Moral ist etwas Conventionelles; sie darf die Gewissensfreiheit nicht beschränken. Ihr haltet die freie Liebe für unmoralisch, wir glauben, daß die pflichtmäßige Liebe der Ehe eine scheußliche Unsittlichkeit ist, die keine Entschuldigung verdient, u. s. w. So kann also eine junge Amerikanerin ihre Lovers so oft wie die Handschuhe wechseln, ohne daß Jemand sie tadle oder ihr den Salon verschließe; sie führt sich ja nicht schlecht auf; sie ist ein Mitglied der Sekte der Free Love, und weiter nichts.

Soweit Mad. Audouard. Eine Besprechung der übrigen Sekten, welche freie Liebe, Polygamie, Vegetarianismus, Communismus, Ehelosigkeit u. s. w. lehren, unterlasse ich und füge nur einige Bemerkungen hinzu.

Die vollständige Religionsfreiheit, welche die Verfassung allen Bürgern gewährleistet, hat die Vereinigten Staaten zu einem Versuchsfelde für alle religiösen, socialen und philosophischen Ideen und Systeme gemacht, deren gewaltsame Niederhaltung in Europa jene Erdbeben und vulkanischen Ausbrüche der socialen Welt veranlaßt, die man Revolutionen nennt. Amerika ist dadurch das Sicherheitsventil für die ganze Menschheit geworden, und ein wissenschaftlicher Forscher wird deshalb dankbar alle jene Religionsbildungs-Experimente, mögen sie auch noch so verkehrt und verderblich erscheinen, etwas milder beurtheilen, als die Vertreter der absoluten Katechismus-Moral; er wird wenigstens nicht jeden „Sektirer", der letztere nicht buchstäblich befolgt, sondern auf eigene Gefahr Nebenwege einschlägt, ohne Weiteres für einen schlechten, verworfenen Menschen halten, dessen sich die Menschheit durch Gefängniß, Verbannung oder Todesstrafe entledigen müßte. Neben den Anhängern, die vor allem Befriedigung ihrer Leidenschaften suchen, zählen jene Sekten auch überzeugte Menschen, die bei aller Verkehrtheit ihrer Systeme für den geistigen und sittlichen Fortschritt der Menschheit zu arbeiten wähnen und sich für die Propheten und Vorläufer einer glücklicheren Zeit halten. Es ist ein Glück für Europa, daß die gefährlichsten religiösen und com-

*) Das Amerikanerthum, sagt Fröbel hierüber, mit sich selbst unzufrieden, stellt seinen Gegensatz als Ideal auf. B.

Digitized by Google

munistischen Hirngespinnste auf amerikanischem Boden in Praxis gesetzt und der Probe unterworfen werden.

Die Toleranz der Regierung hat die wohlthätige Folge gehabt, daß bereits eine Reihe jener Religions- und Weltverbesserungs-Systeme, anstatt wie in Europa als latente und comprimirte ideale Spannkräfte gegen den Bestand und die Sicherheit der staatlichen Ordnungen zu wühlen, ungestört Fleisch und Blut annehmen konnten und sich dann bald als für das reale Leben untauglich und gefährlich erwiesen. Bei einem so durch und durch praktischen und positiven Volke wie die Amerikaner können Abstractionen und Phantastereien nicht lange ihre Blöße vor dem Experiment verbergen, für welches Europa mit seiner Uebervölkerung und seinen schroff geschiedenen, wenig toleranten Kirchengemeinschaften kein geeigneter Boden wäre.

In Amerika läßt man die Millenarier ungehindert drei Tage auf freiem Felde campiren, um das Ende der Welt abzuwarten, und nachher verschnupft und zum Theil mit veränderter Ueberzeugung ruhig nach Hause zu gehen. In Deutschland ... Ja, da macht man aber auch politisches Kapital aus der Dummheit der wallfahrenden Bauern. Das ist vielleicht noch schlimmer als das leidige Geldmachen, welches in Amerika selbst mit den heiligsten Dingen verbunden ist.

Der Amerikaner wechselt nicht nur aus Ueberzeugung und Neuerungsdrang, sondern auch aus pekuniärem Interesse, aus Geschäftsrücksichten, mit der größten Leichtigkeit seine Religion. Leute, die drei oder viermal die Sekte gewechselt haben, sind ebenso häufig wie Familien, worin jedes Kind einer verschiedenen Sekte angehört.

Eine merkwürdige Spezies von Heiligen bilden die frommen Landspekulanten, heiligmäßige Kapitalisten, die den Gott Dollar über Alles verehren. Es gibt Compagnien solcher „Auserwählten", welche sorgfältig die Gegenden studiren, wohin sich zahlreiche Züge von Auswanderern begeben, also meistens an den Dampfschiffs- und Eisenbahnlinien. Sie zählen die Häuser und die Mitglieder der verschiedenen Confessionen in der neuen Ansiedelung; scheint nun den gottesfürchtigen Spekulanten, daß sich das Geschäft lohnen werde, so kaufen sie ein großes Stück Land, lassen Straßen, Bauplätze und Felder darauf abstecken, vor allem an

Digitized by Google

dem Hauptplatze eine Stelle für die Kirche der am zahlreichsten vertretenen Sekte, bauen eine Anzahl hölzerner Häuser, die sie billig verkaufen, um Einwohner anzuziehen und lassen schließlich in vielen Blättern die verlockendsten Anpreisungen der neuen Ansiedelung, der herrlichen fruchtbaren Gegend u. s. w., einrücken. Wie gewöhnlich finden sich neue Ansiedler genug ein. Die frommen Spekulanten bauen eine kleine Kirche, vermiethen die Bänke darin, taufen und begraben die Gläubigen, deren religiöse Ueberzeugungen sie jedesmal theilen. Die Landparzellen werden ebenfalls mit großem Gewinn verkauft, eine Schule gegründet, die sie von einem in ihrem Solde stehenden Lehrer leiten lassen und deren Schulgeldüberschüsse sie einstreichen. Zuletzt überlassen sie die Kirche einem Geistlichen und verlassen dann die Gegend, um dasselbe Geschäft, aber oft für eine andere Sekte an einer entfernten Stelle von Neuem zu beginnen. Zuvor haben sie jedoch den Kirchhof, den sie gewöhnlich an der besten Stelle mitten in dem Orte anlegen, um einen ungeheuren Preis an die Einwohner verkauft, die sich dieser unangenehmen und ungesunden Nachbarschaft entledigen wollen. Kein Amerikaner findet an einer solchen Geschäftspraxis etwas auszusetzen, denn in den meisten Fällen wird das von der Spekulation auf solche Weise gegründete Gemeindewesen unter der Einwirkung von Kirche und Schule ein neuer Sammelpunkt für den materiellen und geistigen Fortschritt der Bevölkerung.

So ergibt sich denn bei zusammenfassender Betrachtung der amerikanischen Religionsfreiheit, daß dieselbe, wie alles Menschliche, sei es noch so schön, ihre dunkeln Schatten hat, daß sie auf der einen Seite aufbaut, auf der andern zerstört, weil ja in der Culturgeschichte wie in allem Existirenden Ormuzd und Ahriman, in ihrer ewig schaffenden und vernichtenden Thätigkeit vereint, den alles neugestaltenden Fortschritt der Menschheit bewirken.

Baumgarten.

Digitized by Google

Die Revivals und Campmeetings mit ihren Ausschweifungen.

Unter der Form von Revivals (moralischen Wiedergeburten durch plötzliche Inspirationen des heiligen Geistes) und Campmeetings (Predigten auf freiem Felde) betreiben alle protestantischen Sekten Amerika's, vorzüglich die Presbyterianer, Baptisten und Methodisten, ihre Mission. Als Basil Hall, Mistreß Trollope und viele andere Reisende, die in diesem Jahrhundert Nordamerika besuchten, von dem tollen Unsinn jener Versammlungen erzählten, neben denen die wilden Feste der alten Korybanten vernünftig erschienen, nannte man sie Verleumder und schimpfte auf ihre Oberflächlichkeit und daß ihnen nur daran läge, ihren Lesern interessante Geschichten zu erzählen, unbekümmert, ob sie wahr seien oder nicht. Aber neuere Reisende haben seitdem dasselbe berichtet, und selbst Amerikaner, wie z. B. der Geograph Flint, bestätigen viel eher die Schilderungen jenes Unwesens, als sie sie widerlegten. „Die Revivals," sagt der genannte Gelehrte, „sind nach den protestantischen Theologen sichtbare Manifestationen der göttlichen Gnade, Ausgießungen des heiligen Geistes, die auf die Bitten einer Stadt oder eines Volkes während der eindringlichen Rede eines Predigers gewährt werden. Sie stimmen die schuldigen Herzen zur Reue und erwecken in ihnen die Furcht vor den Gefahren, die ihnen drohen. Ein Revival ist ein Blitz, der die Herzen durchzuckt, ein Hammer, der sie zermalmt."

Die ersten Revivals geschahen 1740 unter den Auspizien Wesley's und Whitefield's, und die mächtigen religiösen Bewegungen, die damals sechs Monate lang anhielten, führten nicht wenig lächerlich-großartige Scenen herbei. Während jener ganzen Zeit wurden die Geschäfte und

Digitized by Google

häuslichen Sorgen, als zu profan, bei Seite geworfen; „der Geist", dies magische Wort, verzauberte die Gemüther, entriß die Frauen den Familien, der Gesellschaft, und trieb sie im Lande umher, das Wort Gottes zu predigen, so daß man glauben konnte, die alten Bachantinnen mit ihren Verzückungen seien wieder auf Erden. Der Freiheitskrieg gab glücklicher Weise der eingerissenen Exaltation eine andere Richtung und das Vaterland trug auf einige Zeit den Sieg über den heiligen Geist davon. Aber mit dem neunzehnten Jahrhundert begannen die Inspirationen wieder und nehmen jetzt einen Platz ein unter den Institutionen des freien aber leidenschaftlich ordentlichen amerikanischen Volkes, dessen thätiges und bewegtes Leben so regelmäßig eingetheilt ist, daß heut die Politik, morgen die Religion, zu dieser Stunde die Wahlaufregungen, zur folgenden die kirchlichen die Gemüther beschäftigen.

Die amerikanischen Theologen behaupten, die Revivals seien bei ihnen darum so häufig, weil man in ihrem Lande die klarsten Begriffe von der Sünde und der göttlichen Gnade habe. Wir wollen uns nicht mit ihnen in Meinungsstreitigkeiten einlassen, sondern nur die Thatsachen berichten. Die Methodisten glauben, der Mensch könne nur so lange gute Werke thun, als ihm der heilige Geist den Willen dazu verleihe.

Indeß wird dies so unbedingt nur dem Prinzipe zur Ehre gesagt, das Alles auf Gott zurückbezieht; denn die Prediger bringen in ihr Auditorium, auch etwas menschlichen Willen aufzubieten, um sich dem göttlichen zuzuwenden. Sie erschließen ihr Herz dem heiligen Geist, auf daß er den Strahl der Gnade einziehen lasse, aber sie haben bereits dafür gesorgt, daß ihm wenig zu thun übrig bleibt; denn sie wissen, man muß die Schleuse öffnen, wenn der Fluß weiter rinnen soll. Sie bereiten den Erfolg eines Revival durch dieselben Prozeduren vor, deren sich Andere bedienen, um einen Erfolg auf der Bühne zu erringen.

Einige Zeit bevor eine solche Scene einer geistigen Wiedergeburt stattfindet, verbreitet sich das dumpfe Gerücht, es stehe eine bevor, und bald wird, was eben nur erst wahrscheinlich war, zur Gewißheit. Bulletins erscheinen über den Weg der Prediger, als gälte es den Zug einer siegreichen Armee, man nennt die Städte, durch die sie gekommen sind, diejenigen, in denen sie eine lebhafte Aufregung hervorgerufen haben.

Digitized by Google

Von allen Seiten bereitet man sich für den großen Tag des Revival vor. In den düstern, stillen Städten des Westens, wo der einförmige Gang der Arbeit von keiner Lustbarkeit unterbrochen wird und eine ascetische Frömmigkeit alle öffentlichen Vergnügen verdrängt hat, ist das Revival ein Fest, ein Schauspiel.

Die Frauen, denen keine anderen Gelegenheiten geboten werden, ihre Toilette und ihre Reize zu zeigen, mustern um diese Zeit ihre Garderobe und malen sich dabei vielleicht im Geiste die Gestalten der Missionäre aus, die erwartet werden. Endlich kommt die circulating phalanx, die „reisenden" Priester erscheinen mit der Exaltation in Blick und Stimme, wie sie ihnen ihr nomadisches und theatralisches Leben wohl aufprägen mag. Sie predigen täglich in den Kirchen, aber dies ist noch nicht genug, auch in Privathäusern werden Kapellen improvisirt und man arrangirt Abendgesellschaften, in denen einer von der Truppe betet und predigt und die mit einer Kopie des Liebesmahles der ersten Christen, mit Thee und Kuchen, schließen. Wenn ein Fremder um diese Zeit in die Stadt kommt, so muß es ihm scheinen, als sei er von lauter Verklärten umgeben. Der heilige Geist ist in Aller Mund und Gedanken, sein Schatten schwebt umher, man ruft ihn, redet ihn mit lauter Stimme an, richtet Worte der Zärtlichkeit und Freundschaft an ihn, man spricht mit ihm, wie mit einem Geliebten, einem Herrn oder einem Geizigen, je nach dem Charakter des Redenden; man blickt in die Luft, als sähe man ihn kommen, man streckt die Arme aus, ihn zu umfassen, als wäre er da. — „Laß Dich erkennen," sagt der Eine; „was willst Du, daß ich thue?" der Andere. — „Hier ist er, ich hab' ihn!" schreit ein Dritter. Revival! Revival! ist die Parole, die die Gruppen der Verzückten einander zurufen, wenn sie sich begegnen. Und mitten durch das Summen und Schwärmen tönt die Stimme des Predigers, wie die Glocke des jüngsten Tages; dreimal täglich wiederhallt die Kirche von seinen Reden, denn er predigt einmal für die Männer, einmal für die Frauen und einmal für die Kinder.

Dieses Predigen, das mit der unversieglichen Monotonie eines feinen Regens bis auf die Knochen dringt, mag endlich die festesten Charaktere, die stärksten Geister erweichen können. Manches gottlose,

Digitized by Google

spöttische Weltkind, hier und da vielleicht ein Journalist, war zufällig einmal in den Tempel gegangen, um sich an den grotesken Geberden und den schwülstigen Metaphern des Predigers zu ergötzen. Aber in der frommen Atmosphäre, bei dem heiligen Ernst, bei der Sicherheit der innigsten Ueberzeugung, mit welcher der Priester sprach, hatte ihn der Spott verlassen und er fragte sich, ob er träume oder bisher geträumt habe. Als er aus dem Tempel getreten war, umschwirrten ihn die verzückten Gestalten, die er gesehen hatte, wie Gespenster der Dämmerung, seine klaren Sinne waren dahin, Zweifel beschwerte seine Seele und er warf sich denen in die Arme, die da versicherten, eine Lösung für jedes Räthsel zu besitzen. Mancher Lüstling, der, wüst und lebensmatt aus einer Orgie kommend, jene gottseligen, begeisterungtrunkenen Gestalten an der Thür der Kirche sah, suchte Schutz bei den Starken des Glaubens, da er sein Lebensglück wanken fühlte. Wenn solche plötzliche Bekehrungen geschahen und geschickt in ein Wunder gekleidet wurden, dann war der Ruhm des Revival groß und es schloß unter allgemeiner Begeisterung.

Um aber über den Rausch urtheilen zu können, in den die heilige Handlung das Volk versetzt, muß man in die Kirche treten, die Bekehrte und Unbekehrte anfüllen. Auf einer breiten, niedrigen Kanzel, die in Form einer Gallerie gebaut ist und den ganzen Körper des Redenden sehen läßt, geht ein methodistischer Prediger hin und her, mit wildem Blicke, bald schreiend, bald seufzend. Der Boden wiederhallt von seinen Tritten, die Kanzel vom Schlage seiner Hand, die Arme sind in fortwährender Bewegung, die Augen rollen in ihren Höhlen. Bald hält er, wie von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, den Athem an, bald haucht er ihn aus, wie schwach vor Uebermüdung. Eben noch trug seine Stimme die Worte kaum zu der bleichen Versammlung und jetzt bricht sie hervor und tönt wie Donner durch die Räume. Und was ist der Stoff seiner Rede? Die Methodisten haben nur einen: die Hölle; die Hölle, die derer wartet, welche nicht wiedergeboren werden durch die Gnade. Und das Auge des Predigers wird groß und größer und starrt in die Ferne, als dräng' es zu den Höhlen der Verdammniß und wohnte den grausigen Geheimnissen bei, die dort geschehen. Ein plötzlicher Schrei verkündet den Versammelten, daß er unter den Schuldigen Männer finde, die sich

Digitized by Google

mitsammen früher gekannt, und mit beredten Worten schildert er ihre Qualen. Endlich wankt er keuchend und erschöpft und fällt ohnmächtig in die Arme eines andern Predigers, der herbeigeeilt ist, ihn zu stützen.

Der Aufregung folgt die Besänftigung. Ein Psalm, der abgesungen wird, leitet einen neuen Vortrag ein, in welchem ein zweiter Redner das Glück der Auserwählten schildert. Dumpfes Gemurmel erhebt sich rings umher, das Gemurmel wird zum Schluchzen, das Schluchzen zum unartikulirten Geschrei. „Der Geist" wirkt, das Werk, the work, wie diese Verklärten sagen, wird vollendet. Alle Laute der Reue, der Verzweiflung und Verzückung tönen durcheinander. In diesem Augenblicke erhebt sich die Stimme des Redners mild und vom Weinen unterbrochen. „Wenn die Strafen der Hölle Euch schrecken, kommt zu uns," sagt er, und öffnet seine Arme — „kommt zu uns und wir werden Euch Jesus, den süßen Jesus, zeigen, weil Ihr vor ihm nicht erröthet." Und der Prediger steigt von der Kanzel, setzt sich auf die Bank der Angst (anxious bench) und fordert die Gläubigen auf, an ihn heran zu treten und ihre Häupter auf seinem Schooße ruhen zu lassen. Ein Hymnus ertönt in Form eines Marsches und junge Mädchen und Frauen wanken blaß, halb ohnmächtig, mit gesenkten Häuptern, eine die andere stützend, dem Priester zu und knieen vor ihm nieder. Er hebt sie mit Zärtlichkeit auf, raunt ihnen mystische Worte in's Ohr, spricht wieder von ihrer Vereinigung mit dem süßen Jesus und ihr unterdrücktes Schluchzen wächst mit seinen Worten. Die ganze Versammlung scheint vom Schwindel ergriffen und verfällt in Zuckungen. Man hört nichts, als den Ruf: „Jesus, Jesus hilf, komme zu mir!" Und wenn eins von den Opfern dieser Schwärmerei ohnmächtig hinsinkt, schreit der Priester: „Der heilige Geist hat gewirkt!" Und „glory! glory!" ruft die Gemeinde. Man sieht die Gläubigen phantastische Zeichen in der Luft machen, einander in Wahnsinn umarmen, mit Füßen und Händen um sich schlagen, und wenn das Gewirr der Stimmen seinen Gipfel erreicht hat, dann verdecken die Priester mit ihrem Gesange die mißlautenden Töne.

Wer hätte geglaubt, daß unser Jahrhundert noch solche Verirrungen des religiösen Gefühls erzeugen könnte, von denen feststeht, daß sie in Amerika zu den häufigen Ursachen des Wahnsinns gehören? Auch mögen

Digitized by Google

dieſe Scenen, in denen Mädchen und Frauen bis zur äußerſten Nervenaufregung gereizt werden, nicht eben die ſittlichſten ſein. In jener überſchwänglichen Sehnſucht nach dem „Jeſulein“, in jenem halbwachen Schwärmen nehmen unvermerkt die wirklichen Perſonen die Geſtalt der Phantaſiebilder an und Sinne und Herz verſchmelzen in Eins. Man erzählt, daß auf den „Bänken der Angſt“, wo die jungen Büßerinnen ihr Haupt in den Schooß des Prieſters legen, ihnen neben den gottſeligen Ermahnungen auch myſtiſche Liebkoſungen zu Theil werden; man erzählt auch, daß bekehrte Schweſtern die Nacht bei unbekehrten Brüdern zubringen, denn welches Mittel dürfte man verſchmähen, um einen Sünder zur Tugend zurückzuführen, deſſen Bekehrung dem Himmel mehr gilt, als die ausdauernde Frömmigkeit von neunundneunzig Gerechten.

Die Campmeetings bieten ein noch groteskeres Schauſpiel dar, als die Revivals. Hier wird in freier Luft, während der Nacht, vor einem ungeheuren Auditorium gepredigt, das ſich in den hundertjährigen Wäldern des Weſtens an den Grenzen der Civiliſation verſammelt.

Als in den Staaten Indiana, Ohio, Illinois und Miſſouri die erſten Dörfer an den Indianergrenzen gegründet wurden und noch keine Kirchen vorhanden waren, kamen abwechſelnd Methodiſten, Baptiſten und Presbyterianer, um zu den Bewohnern der Wälder von der Religion ihrer Väter zu ſprechen. Das gemeinſchaftliche in dieſen verſchiedenen Bekenntniſſen war der Name Chriſti und die Moral der civiliſirten Welt. Daher konnte es wohl geſchehen, daß alle dieſe Sekten zu verſchiedenen Zeiten in denſelben Häuſern lehrten, ohne miteinander zu rivaliſiren. Aber dieſer vorübergehende religiöſe Unterricht galt für unzureichend bei den Menſchen, die den Glauben verloren hatten, denſelben energiſch wieder zu erwecken. Die weſtlichen Dörfer haben keine fixen Prediger, und die Leute kommen dort oft auf die Welt und gehen von ihr ohne Religion. Aus dieſem Mangel gingen die Campmeetings hervor. Sie begannen 1801 in Kentucky unter den Presbyterianern. Es fand ſich nämlich damals zu den Predigten eine ſo große Menge Volks ein, daß man genöthigt war, auf freiem Felde ein Lager aufzuſchlagen, und ſo geſchieht es auch jetzt noch in den Wäldern des Weſtens.

Wenn die Zeit eines Campmeetings herannaht, ſo wird dieſes

Digitized by Google

durch Anschläge in den ansehnlichsten Ortschaften und an den Kreuzwegen des Waldes angekündigt; Kaufleute und Gastwirthe verbreiten die Kunde und bald erhebt sich eine große Bewegung zehn Meilen im Umkreise. Die Wege werden belebt, man eilt zu Fuß und zu Pferde herbei, die Männer singend, die Weiber träumend. Es sieht aus, als zögen unzählige Karavanen zu einem Jahrmarkte oder einer wunderthätigen Reliquie. Das Lager wird aufgeschlagen mitten im Walde auf einem lichten Fleck von ungefähr 20 Morgen Fläche. Man reinigt ihn von Gestrüpp und Strauchwerk und legt die Baumstämme so an- und aufeinander daß sie Bänke bilden. Ringsum errichten die Familien, von denen in jeder Minute welche ankommen, ihre Zelte und entladen ihre Wagen, die mit Bedürfnissen für acht bis 14 Tage versehen sind. Die Zelte öffnen sich auf den Platz, hinter ihnen wird eine Küche improvisirt, und die Wagen und Pferde am äußersten Rande bilden einen Wall um das Lager. Am ersten Tage der Zusammenkunft geht man von Zelt zu Zelt und erneuert alte Bekanntschaften, oder man macht neue, tauscht Wünsche und Versprechungen aus, spricht von Politik, von Geschäften, von der Ceremonie und zieht zusammen in die Schoppen der Schenkwirthe, um Thee oder Whisky zu trinken. Da ruft ein Hornsignal die Trinkenden zur Predigt. Es ist Nacht, der dunkle Wald ist erleuchtet, Fackeln flackern vor den Zelten, Lampen glänzen von den Zweigen, durch das Laubwerk bricht das Mondlicht und malt die zitternden Schatten der Blätter auf die versilberte Sandfläche. Durch das schauerliche Helldunkel wandeln ernst und schweigend, wie die Schatten der Unterwelt, die Gruppen der Gläubigen, die langgezogenen Töne eines Chorals hallen durch den weiten Tempel und andachtsvoll rauschen ferne Wasserfälle ihre dumpfen Melodien dazu. Es liegt in dieser Scene eine erhabene Poesie, die Stille der Nacht, die magische Beleuchtung, das fromme Schweigen der ungeheuren Versammlung, die bleichen, schwarzgekleideten Priester, die mit verklärtem Gesicht ringsum auf ihren Kanzeln stehen, das ergreift die Seele und erfüllt sie mit der Erwartung, es werde sich vor ihr ein großes Geheimniß enthüllen.

Endlich ergreifen die Prediger das Wort. Dies sind meist ungelehrte, aber von Ueberzeugung durchdrungene Männer, deren Gemüthe

Digitized by Google

die Wälder und malerischen Thäler des Mississippi ihre Romantik aufgeprägt haben. Auf ihren einsamen tagelangen Wanderungen in dieser erhabenen Natur wurden all ihre Gedanken zu Bildern der Phantasie, und wenn sie wieder in Gesellschaft der Menschen zurückkehren, und zu ihren Brüdern sprechen, dann drücken sie ihre Empfindungen durch Naturlaute aus, ihre Rührung durch Thränen, ihren Schrecken durch einen Schrei, und ihre Freude durch extatische Geberden. Wenn sie die Qualen der Hölle schildern, tönt ihre Grabesstimme wie die Posaune im Thale Josaphat, und mit ihren bleichen verzerrten Gesichtern reißen sie die erschütterten Zuhörer hin. Aber — eine unmerkliche Linie trennt das Erhabene vom Lächerlichen. Die Versammlung, die eben noch so imposant erschien, wird ein widriger Anblick. Aller tolle Unsinn der Revivals wiederholt sich hier und durch einander tönen alle Laute der Wildheit, des Jubels und des Schmerzes; Jesus! Jesus! und glory! glory! ruft es ringsum, man tanzt, springt, schreit, fällt in Zuckungen und Ohnmacht. Es ist, als wären die Versammelten durch des Predigers Schilderung von der Hölle zu einer Schaar von Teufeln geworden.

Glory! glory! dies kabbalistische Wort, dessen Sylben, tausendfach wiederholt, an die Ohren schlagen, wie der Hammer auf den Amboß, scheint der Schlüssel zu einer mystischen Sprache, die man nur im Wahnsinn versteht. Zu allen Zeiten und unter allen Völkern hatten gewisse Worte diese verborgene Gewalt. Die Jumpers, die Methodisten in Wales, schreien Amen! und Gogoniant! die Gnostiker Caulaucauch! Die extatischen Inder in Bengalen sitzen tagelang auf ihren Beinen und murmeln die Sylbe Om, die Thibetaner rufen Ommanipadmachum! und was die letzteren von der Wirksamkeit ihrer Formel sagen, das sagen auch die Andern von der ihrigen. Der große Ocean — behaupten sie nämlich — könnte Tropfen für Tropfen ausgeschöpft, die ungeheuren Wälder Thibets könnten zur Asche verbrannt und die Atome der Asche gezählt werden, aber die Kräfte jener sechs Sylben seien unzählbar. — Sollte wirklich in den mystischen Proceduren etwas Wahres liegen, die man zu allen Zeiten angewendet hat, um die Menschen aus der normalen Richtung ihrer Natur herauszulocken und mit einer unsichtbaren, nebulösen Welt in Bezug zu setzen? Oder sind die Visionen unserer religiösen

Digitized by Google

Schwärmer, die Thaumaturgie der Alten und der Magnetismus der Neueren, diese Geheimwissenschaften, die hier Begeisterung, dort Spott erregen, die hundert Mal des Charlatanismus überwiesen wurden, nur Luftspiegelungen für die menschliche Vernunft, Kinderklappern, die von einer hämischen Macht auf unsere Wege geworfen sind, um unsere edelsten Bestrebungen, unsere reinsten Gefühle in's Lächerliche stolpern zu lassen?

Was wir bisher von den Campmeetings gesehen hatten, war nur ergötzlich, was nun folgte, war widrig. Männer und Frauen erlagen endlich der Aufregung, fielen mitsammen hin und fielen nicht immer decent. „Manche von diesen unglücklichen Mädchen — erzählt Mrs. Trollope, die einem solchen Meeting beiwohnte — waren jung und schön, die Priester liefen unter ihnen umher und erregten bald, bald besänftigten sie ihre Zuckungen. Ich unterschied die Worte: Meine Schwester! meine theure Schwester! die diesen Opfern in's Ohr gemurmelt wurden, und sah wie treulose Lippen die ihren berührten. Ich hörte sie mit schwacher Stimme die Beichte sprechen und bemerkte, wie ihre Wangen errötheten über die Tröstungen, die ihnen leise zugeflüstert wurden."

Der Eifer, mit dem die Frauen diese religiösen Versammlungen aufsuchen ist unbeschreiblich; die Weiber sind die Ersten, wo es Aufregung gilt, während es die Männer sind, wo es Gefahr droht. Ueberall, wo die protestantischen Schwärmer ihre Revivals und Campmeetings einführten, in Kanada, Ceylon, den occeanischen Inseln, haben die Reisenden dieselben tollen und lasterhaften Scenen gesehen. Einer von ihnen erzählte, daß in den Vereinigten Staaten eine Frau in der religiösen Verzückung umhergelaufen sei und gerufen habe: Create et multiplicate! In Bezug auf diese Berichte der Reisenden haben die Amerikaner die Excesse theils geleugnet, theils auf die Rohheit der Hinterwäldler geschoben, die ihren Whiskyrausch hinter religiösen Verklärungen verbergen, auch versichern sie, daß die Mäßigkeits-Vereine das Uebel täglich verringern.

Dr. A. R. Thümmel.

Digitized by Google

Die fashionablen Kirchen und Prediger New-York's.

Gibt es etwas Seltsameres und für amerikanische Verhältnisse Charakteristischeres, als die sogenannten fashionablen protestantischen Kirchen, wie wir sie in New-York hauptsächlich an der fünften Avenue und in den anliegenden Straßen sehen? Der Löwe und das Lamm werden im tausendjährigen Reiche nicht friedlicher zusammenliegen, als Kirche und Welt in diesen merkwürdigen Etablissements, die schon in ihrer äußeren Ausstattung eine seltsame Verquickung entgegengesetzter Elemente aufweisen. Während man in den andern Ländern gewöhnlich bemüht ist, sowohl in dem Baustyl wie in der inneren Ausschmückung von Kirchen eine gewisse einfache Erhabenheit zum Ausdruck zu bringen und die den Zuhörer umgebenden Eindrücke so zu gestalten sucht, daß dieselben dazu beitragen, die Gemeinde den Alltagsgedanken zu entziehen und auf ein höheres Niveau der Empfänglichkeit für die mahnende Stimme des ewigen Gesetzes zu stellen, geht das Streben des fashionablen Kirchenbaumeisters im Gegentheil dahin, aus der Kirche jeden Gegenstand zu verbannen, der in allzu lebhafter Weise an die Bestimmung des Ortes erinnern könnte. Andererseits sucht er vielmehr jede Bequemlichkeit zu gewähren, welche die Raffinerie des modernen Geschmacks ersonnen hat, so sehr dieselbe auch im Widerspruch mit der Natur des Platzes stehen mag, so daß zum wenigsten in Betreff des Comforts die ihr Boudoir für einige Stunden aufgebende Modedame keinen Unterschied bemerkt. Wohin wir blicken, bemerken wir die geschickte Hand des Polsterers und Kunstschreiners, die im Verein dafür gesorgt haben, eine Ausstattung zu schaffen, an deren Pracht auch das kritischste Auge nichts aussetzen könnte, wenn sich

Digitized by Google

nicht störend in unseren Enthusiasmus das Bewußtsein einmischte, wie wenig doch diese Brüsseler Teppiche, in welchen der Fuß fast versinkt, diese modernen Holzschnitzereien mit ihren Amors und Amoretten, diese Kirchenstühle, die sich von Sopha's nur dadurch unterscheiden, daß sie bequemer sind, wie wenig alle diese Gegenstände dazu beitragen können, einer Kirche den ihr eigenthümlich sein sollenden feierlichen Charakter zu verleihen.

Nach der Orgel sehen wir uns vergeblich um, da dieselbe der neuesten Mode gemäß in einer sich dem Auge entziehenden Weise angebracht ist, und ebenso wenig ist es möglich, ausfindig zu machen, in welcher Weise die Kirche des Abends erleuchtet wird, da die mächtigen Armleuchter und Glaskuppeln, die man früher als Ornamente einer Kirche betrachtete, schon lange verschwunden sind, als ob man sich des Factums, daß überall Abends Gottesdienst gehalten werde, schäme. Was die Kirchenuhr anbetrifft, so erfreut sich dieselbe allerdings noch einer Existenz der Duldung, wagt jedoch, da sie keineswegs bei unsern nervenschwachen Damen in Gunst steht und wahrscheinlich für ihre Zukunft fürchtet, nur in gedämpften Tönen die Stunde zu verkünden, um nicht allzu mahnend an ihr Dasein zu erinnern. Das Licht, welches durch farbige, mattgeschliffene Gläser fällt, verletzt das Auge nicht, stimmt ausgezeichnet zu der gediegenen Eleganz, auf die wir überall stoßen, und erleichtert es außerdem der Versammlung, weniger interessante Parthien des Gottesdienstes zu verschlafen.

Zu sagen, daß der Zweck dieser kostbaren und eleganten Einrichtungen sei, arme Leute zurückzuschrecken, würde Verleumdung sein. Im Gegentheil werden Personen, deren Anzug und Benehmen verräth, daß sie weniger lohnenden Beschäftigungen obliegen, als die Mehrzahl der Versammelten, ebenso höflich mit Sitzen versehen werden, wie diejenigen, welche in Equipagen angefahren kommen, ja die Gegenwart derartiger Besucher wird gelegentlich geradezu systematisch gesucht. Nichtsdestoweniger fühlen sich die Mittellosen zurückgestoßen, da sie wissen, daß sie nicht im Stande sind, ihren Antheil zur Aufrechterhaltung derartiger Institute beizutragen, und nicht wünschen, auf Kosten Anderer an denselben theilzunehmen. Alles in der Kirche scheint darauf hinzu-

Digitized by Google

weisen, daß wir es mit einem exclusiven kirchlichen Klub zu thun haben, der nur für Leute mit zehntausend Dollars jährlich und aufwärts geschaffen ist.

Es ist Sonntag Morgen und die Thüren dieses schönen Salons sind geöffnet. Mit versteckter Pracht gekleidete Damen, untermischt mit solchen, die es nicht über sich haben gewinnen können, ihre auffallenden Toilettegegenstände zu Hause zu lassen, gleiten an uns vorüber. Schwarze Seide, schwarzer Sammet, schwarze Spitzen, deren Einförmigkeit hier und da durch Anklänge an hellere Farben und durch das Blitzen halb verborgener Diamanten unterbrochen wird, bilden die gewöhnliche Garderobe. Schwarz uniformirte Herren kündigen ihre Ankunft durch das Knarren ihrer Stiefel an. Die Gesellschaft ist gewöhnlich nicht sehr zahlreich, ist jedoch ebenmäßig über die gesammte Kirche vertheilt und läßt so das Gefühl der Leere nicht aufkommen. Gleichwie in einer Handelsstadt jedes Ding vom commerciellen Standpunkte aus beurtheilt wird, rangirt auch eine numerisch schwache, aber finanziell starke Kirche nicht nach der Zahl der Seelen, sondern nach der Zahl der Dollars.

Die Gemeinde ist versammelt. Die leisen Klänge der Orgel sind verrauscht. Eine weibliche Stimme schwingt sich melodiös in die Lüfte und übertönt das Knattern der Seidenstoffe und das Flüstern ihrer Trägerinnen. So süß und mächtig ist dieselbe, daß ein Fremder fast glauben könnte, sie gehöre einem himmlischen Chore an; die Einwohner der Stadt jedoch erkennen sogleich eine ihrer beliebtesten Primadonnen, die sie oft in Concerten und Theatern gehört haben, und lauschen kritisch den zauberhaften Tönen. Gut ist es, daß der hochkünstlerische Gesang uns verhindert, den Worten eine allzu strenge Aufmerksamkeit zu schenken, da andernfalls die mangelnde Harmonie zwischen dem einfachen Texte und der verzierten italienischen Musik uns störend auffallen müßte. Die Vorstellung ist jedoch in ihrer Art so ausgezeichnet, daß wir an derartige Nebensachen nicht denken. Sobald die Dame ihre Stanze beendigt hat, nimmt ein nobler Bariton, den wir ebenfalls als professionell erkennen, die Melodie auf und gibt uns ein Solo zum Besten und so fort. Es ist klar, daß die ersten Talente, welche für Geld zu haben sind, zur Unterhaltung der Versammlung engagirt wurden, und wir sind

Digitized by Google

deshalb durchaus nicht erstaunt, wenn man uns mittheilt, daß die Musik jeden Sonntag zwei- bis dreihundert Dollars kostet.

Ueberraschend und der Beachtung werth ist das Factum, daß diese schöne Musik nicht zieht; ja fast möchten wir sagen, daß, je kostbarer die Musik, je spärlicher der durchschnittliche Besuch ist. Der Nachmittags-Gottesdienst zum Beispiel in der Trinity-Kirche, jener fashionabelsten der fashionablen Kirchen, ist wenig mehr als ein hübsches Freiconcert, dem selten zweihundert Personen beiwohnen, und dies trotz des Umstandes, daß die Predigt nie die fashionable Länge, nämlich zwanzig Minuten, überschreitet.

Ist dies feine Präludium beendigt, so beginnt der Prediger, und wenn der Letztere nicht ein Mann von außergewöhnlichem Auftreten und hervorragenden Gaben ist, fühlt sich Jeder unwillkürlich durch den Contrast herabgestimmt. Die Stimme ist gewöhnlich, die Worte sind hausbacken oder oft sogar gemein. Keiner, der nicht Jahre lang an den Platz gewöhnt ist, kann sich dem Gefühl entziehen, daß die Sprache, welche er hört, nicht zu der Scene um ihn herum paßt. Wohin unser Auge blickt, fällt es auf moderne Gegenstände, mit denen sich unwillkürlich moderne Anschauungen verknüpfen; die Worte aber, welche wir hören, gehören einer vergangenen Zeit an und sind oft der Gegenwart kaum verständlich. Der Prediger spricht von demüthigen Gläubigen und wir schauen uns um und sagen: „Sind diese kostbar und elegant gekleideten Personen demüthige Gläubige?“ Der Prediger sagt: „Kommt, laßt uns uns vereinigen in süßem Gesang,“ und alsobald führen vier gemiethete Sänger ein Stück schwerer Musik aus, während die Versammlung, die Augen schließend, passiv dabei sitzt.

Was die fashionablen Kirchen New-Yorks anbetrifft, so genügen allerdings die an denselben angestellten Prediger der Regel nach, was äußeres Auftreten, sowie die Form der Reden anbetrifft, jeder billigen Anforderung. Will ein Fremder in möglichst kurzer Zeit ein gutes Englisch lernen, so kann man ihm nur zu einem regelmäßigen Besuche dieser Kirchen rathen. Dagegen wird er schwerlich aus den Predigten, die er dort hört, einen Nutzen für's praktische Leben schöpfen und sich lediglich, je öfter er dieser Species von Gottesdienst beiwohnt, um so

Digitized by Google

enttäuschter fühlen. Was die Zusammensetzung der diese Kirchen unterhaltenden Congregationen betrifft, so rekrutiren sich dieselben aus unserer Geldaristokratie, die natürlich, wie jede andere Sache, so auch die Religion vom Geschäftsstandpunkte auffaßt. Aus innerem Bedürfniß besuchen Wenige die Kirche; der Eine ist ein hervorragendes, d. h. ein vielzahlendes Mitglied derselben, um für sein Geschäft Reklame zu machen; ein Anderer tritt demselben bei, um seinen Ruf, der in Folge gewisser Stockspekulationen etwas anrüchig geworden ist, zu rehabilitiren; ein Dritter besucht dieselbe aus Gewohnheit; ein Vierter ist ein alter Verehrer der Primadonna mit der engelgleichen Stimme, von der wir im Vorhergehenden sprachen ꝛc. Ein Prediger nach dem Schlage von Luther oder Knox würde daher in einer solchen Gemeinde nicht nur auf keine Sympathie zu rechnen, sondern im Gegentheil in kurzer Zeit nach allen Seiten hin angestoßen und sich unmöglich gemacht haben. Was verlangt wird, ist ein Prediger, dessen Styl an Glätte und Ebenmäßigkeit mit der Glätte seiner Cravatte zu wetteifern im Stande ist, der niemals seine Predigt über zwanzig Minuten ausdehnt und ebenso wenig an dieser vorgeschriebenen Zeit etwas fehlen läßt, sich niemals durch seinen Stoff so weit hinreißen läßt, daß er seine Zuhörer, denen jede außergewöhnliche Erregung ein Greuel ist, mit sich hinrisse, und der es außerdem zu vermeiden versteht, allzu unsanft gegen die fashionablen Sünden des Tages zu Felde zu ziehen, obwohl hin und wieder eine kräftige Verwarnung gegen die Sünde im Allgemeinen erwünscht ist.

So sind die fashionablen Kirchen New-Yorks beschaffen und so muß der Prediger beschaffen sein, der an denselben eine Anstellung mit einem Gehalte von sechs- bis zwölftausend Dollars erlangen will.

C. Frederich.

Digitized by Google

Neger-Gottesdienst und Predigt.

Ein Charakterbild aus dem Leben der Schwarzen in Cincinnati.

Eine Negerkirche gewährt ein Bild, das man gesehen haben muß, meinte mein Wirth und rief mir dadurch einen längst gehegten Wunsch ins Gedächtniß. Ich beschloß noch am Abend den schwarzen Methodisten an der sechsten Straße einen Besuch zu machen und ließ mich von meinen Freunden nicht abschrecken, zumal mir der Doktor mit seinem pseudo-türkischen Yatagan seine tapfere Begleitung nach dem verdächtigen Stadtviertel versprach, worin es handgreiflich von Spitzbuben und Gurgelabschneidern spucken sollte.

Als es Zeit zum Aufbruche wurde, begaben wir uns über den ziemlich einsamen, aber doch lichten Broadway nach der Ecke, wo die sechste Straße, menschenleer und laternenlos hier, in das Dunkel der Gassen am Kanal hinabführt. Nach einigem Tasten und Stolpern über ein löcheriges Trottoir, auf welches gebrechliche Häuser und Holzbaracken herabschauten, fanden wir, was wir suchten, und in der That, ich hatte mein Wagniß, wenn es überhaupt ein solches war, nicht zu bereuen.

Als wir vor der Kirchenthüre anlangten, war Alles still, und da sich auch an den Fenstern kein Licht erblicken ließ, meinten wir schon irre gegangen zu sein, als drinnen ein Lied begonnen wurde. Die Richtung des Schalls wies uns in das Erdgeschoß, und da wir in diesem Augenblicke am wenigsten störten, traten wir in die schmale Vorhalle. Ein schwarzer Thürhüter öffnete uns eine zweite Pforte, und entgegen quoll uns, gemischt mit vornehmen Moschusdüften, jenes eigenthümliche, wenig erfreuliche Parfüm, mit welcher Mutter Natur die Haut der äthiopischen Race gesegnet hat. Der Raum war ein niedriger, ziemlich langer,

Digitized by Google

weißgetünchter Saal, dessen Kirchenstühle durch drei Gänge der Länge nach in vier Abtheilungen geschieden war. Am Ende des mit Teppichen belegten Mittelganges erhob sich auf einem Tritte eine Art Katheder, wie sie in den meisten amerikanischen Kirchen statt der Kanzel gebräuchlich sind, und hinter dem drei Schwarze Platz genommen hatten. Wir waren die einzigen Weißen in der Versammlung, welche etwa zweihundert Personen stark sein mochte. Links befanden sich die Weiber, rechts, wo man uns niederzusitzen einlud, standen, lehnten, knieten und saßen die Männer, deren braune oder schwarze Pavianphysiognomien sich in der Zierde hoher blendend weißer Halskragen doppelt pavianisch ausnahmen. Unter den Darkies weiblichen Geschlechts dagegen erblickte ich neben einer guten Menge plumper vierschrötiger Figuren und einer reichlichen Auswahl von Antlitzen, die sich durch wenig mehr als Atlashut und Spitzenschleier von dem Portrait eines Orangutang unterschieden, auch mehrere höchst anmuthige Gestalten und überraschend regelmäßige Gesichter. Es waren jene „gelben Mädels", die ich soeben im Gasthofe so überschwänglich preisen gehört hatte. Und wirklich, es sind außerordentlich schöne Geschöpfe, diese Quadronen, welche das Thema so vieler Serenaden der afrikanischen Minnesänger sind, und welche — würde Westfelds Nachbar, der einst seinen Enkel verkaufte, schmunzelnd hinzufügen — auf dem Markte von New-Orleans zuweilen mit zweitausend Dollars das Stück bezahlt wurden. Wr. hatte unzweifelhaft guten Geschmack, wenn ihm seine „Yeller Gals" über Powers „gefesselte Sklavin" gingen, und man hatte Mühe, nicht bloß Auge, sondern der Schicklichkeit gemäß auch Ohr zu sein, wenn man diese Frauenbilder vor sich sah, an denen eine dreimalige Kreuzung mit Japhets Geschlecht nur die Schönheiten ihrer mütterlichen Ahnen, echte Gluthaugen und Elfenbeinzähne gelassen, dagegen bis auf einen schwachen Anflug von Bronzefarbe auch jede Spur von dem Fluche Noahs verwischt hat, der einst den schmucken weißen Ham in einen garstigen schwarzen Nigger verwandelte — eine Metamorphose, von der zwar weder bei Moses noch bei Naso etwas zu lesen ist, die wir aber demungeachtet werden glauben müssen, da sie von den Farmern in „Old Kentuck" so zuversichtlich erzählt wird, als ob sie das unselige Wunder selbst mit angesehen hätten.

Digitized by Google

Eine fast erstickende dunstige Hitze herrschte in dem niedrigen Raume. Rauschend schallte das Lied mit seinem Refrain, der besser zu einem Auszuge in die Schlacht, als zu einem Gesange gepaßt hätte, welcher eine Wanderung nach Zions Friedensstadt schilderte:

„Die on the field of battle,
Die on the field of battle
Glory in my soul!“

Endlich verhallte der Hymnus, und der mittelste der drei Prediger auf dem Katheder erhob sich, um der Gemeinde einen Sermon vorzutragen. Es war ein breitschultriger Krauskopf, der sich den Wollenschmuck des Hauptes in seraphischem Geschmacke von der Mitte nach beiden Seiten gescheitelt hatte und in seinem lichtblauen Flausrocke und seinem weißen Halstuche eine ziemlich komische Erscheinung abgab. Seine Rede, zu der er den Zaun der Zähne so weit öffnete, als ob alles, was ihm auf dem Herzen lag, auf einmal heraus sollte, und während welcher er sich alle Augenblicke — es bleibe unentschieden, ob Thränen der Rührung oder bloß den Schweiß Adams, vom Gesichte wischte, machte sicher einen tiefen Eindruck, wo nicht auf die Herzen, so doch auf die Gehörnerven der andächtigen Menagerie vor ihm. Aber wie unbegreiflich wirksam verrenkte er auch die langen Arme! Wie entsetzlich rollte er die Augen! Wie überzeugungsgewaltig hämmerten seine Fäuste das Punktum zu jedem wichtigen Satze auf das Pult! Anfänglich vermochte ich dem Erguße seiner salbungsvollen Inbrunst nur einzelne besonders betonte Pointen, wie repentance! — Christs sake! — miserable sinners! — a-a-awll mankind! — abzugewinnen; denn abgesehen von dem Gekreisch und Gestöhn, welches solchen Ausrufen des Redners von Seiten der Gemeinde wie Stichworten folgte und ganze Sätze der Predigt verschlang, und nicht zu gedenken des verzweifelten Englisch, das der heilige Mann sprach, hatte sein Eifer sich auch schon nach einigen Sätzen beinahe heiser gedonnert. Indessen allmählich gewöhnte sich das Ohr an die Weise des Predigers, und zur rechten Zeit, sonst wäre ich um den besten Theil des im Folgenden gezeichneten Auftritts gekommen.

Der Redner erzählte, von einer gottesfürchtigen Brüllstimme auf der Rechten und einigen frommen Wimmerstimmen auf der Linken ge-

Digitized by Google

legentlich unterbrochen, einen Traum, den er vergangene Nacht gehabt haben wollte, und den ich versuchen werde, in seiner drastischen Sprache aus dem Gedächtnisse wiederzugeben:

Prediger: „Und der Engel, der mich geweckt hatte, führte mich an der Hand einen weiten, weiten Weg. Es war wie eine Wildniß mit großen dürren Bäumen, Eichen, Wallnuß, Hickory, Honigakazien, Pappeln, Sycamoren und allerhand. Und als wir eine lange, lange Strecke gegangen waren, kamen wir an einen Platz, der wie ein weiter Morast aussah, und in dessen Kothe eine Legion häßlicher schwarzer Dinger herumkrabbelten und hüpften, die mir wie Ochsenfrösche vorkamen. Sie krochen eines über das andere, und jedesmal, wenn eines die Oberfläche erreicht hatte, glitschte es mit erbärmlichem Geschrei wieder in den Schlamm zurück. O meine Brüder, was war's für ein garstiger, gräulicher, abscheulicher Sumpf! Welcher schreckliche Gestank stieg daraus empor! (Hier hält der Redner das Schnupftuch vor die Nase, vielleicht vor der lebhaften Erinnerung an den üblen Geruch.) — Wie dumpfig war die Nacht, die darüber gebreitet war! Welche Wüste und Oede war rings umher! O meine Brüder, und nun urtheilt, was ich empfand, als ich von dem heiligen Engel belehrt wurde, daß diese Frösche elende, reuelose, vom Kreuze des Lammes abgewendete, unbußfertig gestorbene Sünder seien!"

Brüllstimme (mit aller Kraft ihrer Lungen): „Och! Üff! Eio!"

Prediger: „Ja, meine Brüder, ich war ganz Grausen und Schauder. Es war die Hölle, der Pfuhl der Verdammten, in die ich schaute, und ich gedachte des Verses, in welchem es heißt:

O da wird Trauern, Trauern, Trauern,
Ja Trauern sein vor Christi Richterstuhl.

Da plötzlich war's, als ginge ein Vorhang am Himmel auf, hart über dem Morafte. Eine schöne goldne Wolke schwebte über dem höllischen Qualm; mir war zu Muthe, als ob alle Segnungen und Lieblichkeiten der Welt darin wären. O meine Brüder, und auf der Wolke saß, angethan mit einem Gewande von fleckenlosem Weiß und umstrahlt von der Herrlichkeit des Vaters, unser Erlöser!"

Wimmerstimmen (wiehern vor Verzückung).

Digitized by Google

Brüllstimme: „Joy to the world!“

Prediger: „Holla, wie wurde es da im Morafte lebendig! Ueberall steckten die Dinger ihre Köpfe aus dem Tümpel. Wo man nur hinschaute, arbeitete sich eines aus dem Schlamm und Filze heraus. O meine Brüder, jetzt konnte man erst recht sehen, wie scheußlich sie gebildet waren, und mit welchen Beulen, Brandmalen und Striemen die ewige Strafe sie bedeckt hatte! O meine lieben, lieben Brüder, nehmt euch ein Beispiel, fürchtet Gott und haltet seine Gebote; denn es war ein fürchterlicher Anblick! Und siehe, da geschah es, daß einer von der Schaar den Kopf emporrichtete und mit einer Menschenstimme fragte: O gnadenvollster Heiland, wie lange noch sollen wir hier heulen und mit den Zähnen klappern?“

(Große Pause. Der Redner wischt sich Stirn und Wangen ab. Die Versammlung ist mäuschenstill. Die Brüllstimme, die nicht weit von meinem Standorte, das Kinn auf die gefalteten Hände gelegt, kniet, scheint den Athem anzuhalten.)

Prediger (im tiefsten Basse): „In al-le E-wig-keit! scholl es vom Throne des Erlösers hernieder — mit grausigem Kreischen plumpten die Verdammten in ihren Pfuhl zurück, und von droben“ — — —

Mehr war nicht zu verstehen; denn die Scene hatte sich plötzlich geändert. In der That, ein gräßlicher Traum! Aber das Jammern der armen unseligen Sündenfrösche kann nicht entsetzlicher geklungen haben, als das Wehegeschrei, welches die ganze Gemeinde nach diesem Schlusse ausstieß. Pump! Puff! Pauz! fielen die Weiber von den Bänken. Mit Uff und Eio wanden sich die Männer, als ob das Gewissen ihnen Bauchgrimmen verursache. An allen Ecken gellten und johlten, meckerten und grunzten, winselten und quieckten zerknirschte Seelen. Dumpf donnerte die Brüllstimme Gott um Erbarmen an. Am Boden zuckten und wälzten sich die Wimmerstimmen, dann und wann ein halberstickes Krächzen um Gnade ausstoßend. Einige thaten Luftsprünge, als ob eine Kugel sie getroffen, und stürzten dann heulend auf die Kniee. Andere, weniger gelenkig, machten ihren Empfindungen durch Scharren und Trampeln Luft. Wenige nur waren so verständig, den in Ohnmacht gefallenen Weibern zu Hülfe zu kommen, worunter eine colossale, un-

Digitized by Google

mäßig corpulente Mulattin in einem prächtigen Atlaskleide, die mit einem Gepolter wie der Thurm von Siloam quer über den Mittelgang und mir gerade vor die Füße fiel, des Beistands besonders bedürftig war.

Und immer toller geberdete sich die Inbrunst. Alle denkbaren Thierstimmen vom Löwen bis zur Ratte wurden laut. Grimassen, wie sie Höllenbrenghel nicht widerlicher erfinden könnte, begegneten dem staunenden Blicke. Mit Einem Worte, es war eine Scene, bei der einem zu Muthe wurde, wie — verzeih mir's der Himmel! — unter betrunkenen Waldteufeln.

Fast Alles, was sich noch auf den Beinen halten konnte, hatte sich inzwischen nach der Bußbank hingeschleppt, die sich vor dem Katheder befand, und während die Prediger die dort sich krümmenden und zappelnden Frommen mit ihrem Zuspruche trösteten, stimmten die Uebrigen, sofern sie sich allmählich erholt, ein Lied an, welches mit der Frage: „Who are those in bright array?" anhob und nach einer gar heitern Weise ging, aber bald in ein solches Jauchzen und Johlen ausartete und mit einem so ausgelassenen Takttrampeln und Hüpfen begleitet wurde, daß ich dabei eher an Dahomey und die menschenfressenden Schangallas als an die ehrsame Porkopolis und ihre Methodisten erinnert wurde, und es für's Beste hielt, das Feld schleunigst zu räumen.

„Nun?" fragte ich meinen Begleiter vor der Thür.

„Heidenzeug, vertracktes!" sagte der Pseudodoctor, und ich glaube, wenn ich's drüben erzähle, sagt Mancher kopfschüttelnd dasselbe.

Hier endet das Tagebuchblatt. Sagt Jemand: Beispiele beweisen nichts, so antworte ich: gut, aber sie entschuldigen. Und ist das Geschilderte nur ein einziges Beispiel, so entgegne ich: es ist eines von vielen ähnlichen. Ich habe später anderwärts ebenso Wunderbarem beigewohnt, und nebenbei Gelegenheit gehabt, mit Negern über Religion zu sprechen. Ueberall fand ich entweder ein absolutes Zero oder ein Gemisch von Beschränktheit und bewußtloser Erhitzung, einen Brand ohne Licht, einen Trieb ohne bestimmten Zweck, kurz, die Sinnlichkeit, welche Religion zu sein wähnt. Andere machten vielleicht andere Erfahrungen und empfingen günstigere Eindrücke. Viel mag zu solchem wüsten Gebahren

Digitized by Google

die zuweilen auch bei Weißen in Tollheit umschlagende Ueberschwänglichkeit des Methodismus und seiner Abrahams a Sancta Clara beitragen; denn die Mehrzahl der Schwarzen gehört der Kirche Wesleys und ihren Nebenzweigen an. Ich gebe ferner zu, daß manche Beobachtungen Anderer, die außer der eigenen Augenzeugenschaft die Basis meines Urtheils bilden, vielleicht mit einer vom Vorurtheile getrübten Brille gemacht wurden. Ja, ich räume endlich sogar ein, daß selbst der Vorurtheilslose durch das unschöne Aeußere der Mitglieder einer Negergemeinde, ja allein schon durch ihre schwarze Farbe veranlaßt werden kann, mehr Schatten zu sehen als Licht. Demungeachtet aber, und alle diese Zugeständnisse abgezogen, bleibt noch ein beträchtlicher, durch dieses Confiteor nicht hinwegerklärter Rest, der mir wenigstens bis auf Weiteres genügend beweist, daß die afrikanische Race eine der westasiatisch-europäischen völlig untergeordnete ist, und womit ich mich gerechtfertigt finden würde, falls mir während jenes Negergottesdienstes der Vers durch den Kopf gegangen wäre, womit einer der schwarzen Sänger sich und seine Stammgenossen selbst charakterisirt:

„My mammy was a wolf, and my taddy was a tiger,
Half fire, half smoke, I'm the old Virginny Nigger."

Moritz Busch.

In einer Negerkirche New-Yorks.

Manche Leſer dürfte es intereſſiren, ſowohl zum Vergleiche, als auch der Sache wegen die Beſchreibung eines Negergottesdienſtes in New-York von der Hand des franzöſiſchen Ethnographen Oscar Commettant zu leſen:

Der Gottesdienſt in den Negerkirchen wird auch meiſtens nur von ſchwarzen Geiſtlichen gehalten. Es iſt immerhin ein intereſſantes Schauſpiel.

Als wir in dieſe von Negern erfüllte Kirche eintraten, packte unſere Naſen ein unerträglicher Geruch sui generis, ſo daß wir beinahe umgekehrt wären. Seitdem habe ich mich oft gefragt, ob nicht dieſer eckelhafte erſtickende Geruch die Haupturſache des Widerwillens der Weißen gegen die Schwarzen ſei.*)

Wie dem auch ſei, es iſt eine wahre Qual, ſich mit Negern in einem geſchloſſenen Raume zuſammen zu befinden, und wir bedurften nicht geringer Willenskraft, um uns dazu zu bequemen. Wir hielten uns die Naſen zu und beobachteten.

Die Ausſchließung der Schwarzen von den Kirchen der Weißen hat eine ſolche Verwirrung im Geiſte der Neger angeſtiftet, daß viele derſelben die Exiſtenz eines einzigen Gottes bezweifeln und ſich einbilden, jede Menſchenrace habe einen beſondern Gott, folglich auch der Neger ein Paradies und eine Hölle für ſich. Außerdem ſind die Heiligen, an die ſie ſich als ihre Fürbitter bei Gott wenden, ſchwarz bemalt, denn ſie

*) Die Richtigkeit dieſer Vermuthung iſt jetzt wohl durch die Unterſuchungen von Prof. Jäger genugſam erwieſen, ſo bedeutende Ausſtellungen man auch ſonſt an ſeinem Syſtem zu machen hat. B.

Digitized by Google

haben nicht dasselbe Vertrauen in die Unparteilichkeit der Heiligen mit weißen Gesichtern. Die Riten sind wie ihre Sprache, wie alles was sie thun, den Launen der Phantasie unterworfen. Einen Beweis davon erhielt ich, als ich die religiösen Handlungen des schwarzen Geistlichen sah, der nach völlig unbegreiflichen Bewegungen leicht zu zittern begann, indem er so den Cultus der Shakers (Zitterer) mit dem lutherischen, zu dem seine Kirche gehörte, verband.

Dieses Zittern hatte den Zweck, den heiligen Geist anzurufen. — Als der Neger sich genugsam vorbereitet zu haben glaubte, stieg er auf die Kanzel, wobei alle Schwarzen miteinander sprachen und sich zum Zeichen der Befriedigung die Hände rieben.

Ruhig, meine Brüder, sagte der Prediger, ich will anfangen.

Ruhig! rief jeder Neger, indem er sich zu allen übrigen wandte, Sie machen ja ein schreckliches Geräusch.

Ich habe nichts gesagt, sagte ein alter Neger mit vorwurfsvollem Tone.

Ich spreche niemals, sagte eine Negerin, gerade die Lärmendsten wollen den andern Schweigen gebieten.

Stille! stille! fing der Prediger wieder an; Stille! es wird sonst nie aufhören.

Allmählich wurde es stille, obschon noch einige Neger sich brummend über irgend etwas beklagten. Der Geistliche konnte endlich seine Predigt beginnen.

Ich werde dem Leser diese Probe von Beredtsamkeit ersparen, die ich übrigens in ihrer ganzen naiven und malerischen wahren Gestalt nur sehr schwer wiedergeben könnte. Allein ich habe den Theil der Predigt genau im Gedächtnisse behalten, worin der Neger mit einem Mienenspiele und Gestikulationen, die man sich kaum vorstellen kann, die Wonne des Paradieses und die Schreckniße der Hölle beschrieb.

Die Hölle, sagte er im Tone der Belehrung zur schwarzen Menge, deren so zu sagen thierisch bewegliche Physiognomien in diesem Augenblicke die Gefühle der Furcht und des Schmerzes ausdrückten, die Hölle, meine sehr lieben Brüder, ist ein Ort schauderhafter Qual, wo es beständig friert, wo der Schnee unaufhörlich herabfällt auf die nackten

Digitized by Google

Schultern der für die Ewigkeit verdammten Sünder. Dort, meine Brüder, dort sieht man nichts als Baumwollenballen, Kaffeesäcke und Zuckerkisten, welche die von Gott in seinem gerechten Zorn auf ewig Verdammten an Bord von Schiffen tragen müssen, die niemals voll werden. Die Hölle ist die Qual der Qualen, das schrecklichste Unglück; es ist in einem Worte die Arbeit ohne Ruhe zusammen mit dem Frost ohne Aufthauen.

Hier fuhren viele Neger entsetzt zusammen und verzogen die Gesichter zu abscheulichen Grimassen.

Aber, fuhr der Prediger fort, wenn ihr statt der Höllenstrafen die Belohnungen des Himmels verdient habt, welches Glück, welche entzückenden Freuden harren dann Eurer!

Das Gesicht der Neger bekam den Ausdruck unbeschreiblichen Glückes; mehrere konnten die Ausbrüche eines nervösen Lachens nicht unterdrücken.

Der Prediger selbst lächelte mit Befriedigung und streichelte sich das Kinn.

Er fuhr fort:

Im Paradiese, meine lieben Brüder, ist es immerfort warm und zwar herrscht dort jene fruchtbringende Hitze unseres geliebten Afrika's, die uns am Senegal das Paradies der Erde schafft, nur ist im Himmel, bei gar keiner Arbeit, die Hitze noch stärker.

Welches Glück! welches Glück! riefen einige Neger unter Händeklatschen.

Schweigt doch! sagte, von ihrem Sitze aufstehend, eine alte Negerin.

Setzen Sie sich! setzen Sie sich! schrie die Menge der Schwarzen; Sie veranlassen ja eine Unterbrechung!

Ich? antwortete die Negerin; das ist nicht wahr! Er war es.

Ich?

Jawohl!

Willst Du schweigen, alte Hexe!

Mache Dich fort, Neger!

Ruhig! ruhig! riefen hundert Stimmen zugleich; man kann hier gar nichts verstehen.

Digitized by Google

Der Prediger fing wieder an:

Im Paradiese, meine lieben Brüder, wo die Seligen weder Baumwollenballen, noch Kaffeesäcke, noch Kupferkisten jemals zu sehen bekommen, essen die Neger unaufhörlich die besten Bohnen nebst einem Speck, von dem der ausgezeichnetste Speck dieser ganzen Welt uns nur eine elende abgeschwächte Vorstellung geben kann.

Bei diesen Worten lachten viele Neger und sprachen miteinander; andere schnalzten schweigend mit der Zunge. Die alte Negerin, von welcher wir eben sprachen, erhob sich zum zweiten Male von ihrem Sitze. Der Prediger winkte ihr zu, sich zu setzen.

So also, meine lieben Brüder, vergleichet nun einerseits die Hölle mit ihrer ewigen Kälte, ihren Baumwollensäcken, Zuckerkisten und Kaffeesäcken, die man ewiglich an Bord von ewig ungefüllten Schiffen tragen muß, andererseits die Wonnen des Himmels mit seiner ewigen Hitze, seinem unaufhörlichen Nichtsthun und den Leckereien, die ich beschrieben habe.

Der Speck! jawohl, der Speck! rief naiver Weise ein Neger, der seine Wahl unter letzteren getroffen zu haben schien.

Wir übertreiben nichts. Alles was wir an Sonderbarkeiten und Ungeheuerlichkeiten des Negergottesdienstes erfinden könnten, würde die nackte Wahrheit nicht übertreffen. Es liegt nicht einzig und allein an der geringen Schulbildung, welche die Neger in ganz Amerika erhalten; es liegt auch an der auffallend schwächeren Begabung der schwarzen Race. — Die Neger zanken sich beständig. Es ist vorgekommen, daß der Prediger, der die während der Rede lärmend discutirende Menge nicht zum Schweigen bringen konnte, sich rücklings auf die Kanzel setzte und überlaut auf die Menge hinabschrie, wobei er wüthend mit den Armen nach allen Seiten telegraphirte.

Wir waren nicht wenig froh, als wir aus der Kirche heraustraten und die frische Luft athmeten. Doch behielt ich den Negergeruch noch so lange in der Nase, daß ich eine Bootfahrt zur See vorschlug, um mich in der frischen Seeluft davon zu befreien.

Oscar Commettant.
L'Amérique telle qu'elle est.

Digitized by Google

Der rothe Mann und sein Untergang.

1. Allgemeine Charakteristik der Indianer des amerikanischen Welttheils. — 2. Die Indianer Nordamerikas. — 3. Die neuesten Untersuchungen über das vorgebliche Hinschwinden der Indianer. Widerlegung der Withering theorie. — 4. Aus dem Jahresbericht des Indianeramtes, 1881.

Nach Otto Uhle, Dixon, Andree u. A.

I.

Es dürfte wohl keine passendere und nothwendigere Einleitung zu der unter II. folgenden geistvollen Darstellung Dixons geben, als die vortreffliche allgemeine Charakteristik des amerikanischen Autochthonen von Dr. Otto Uhle.*) Durch Hinzufügung der höchst interessanten Mittheilung von Dr. R. Andree**) über den gegenwärtigen Standpunkt der ethnographischen Wissenschaft in Betreff des bisher für unvermeidlich gehaltenen und scheinbar täglich zunehmenden Verschwindens der nordamerikanischen Indianer wird der Leser ein hinreichend vollständiges Bild des „rothen Mannes" erhalten. B.

„Die harmonische Uebereinstimmung aller über die verschiedensten Zonen sich ausbreitenden amerikanischen Völkerschaften bestätigt die Gleich-

*) Dr. Otto Uhle, „Das Weltall." Beschreibung und Geschichte des Kosmos im Entwickelungskampfe der Natur. 3. Aufl. Halle 1859. — Dixon, „Neu-Amerika", in der meisterhaften Bearbeitung von Richard Oberländer. Neue Ausgabe, Gera 1874, ist jedem Gebildeten, der sich für Amerika interessirt, und das dürfte doch wohl bei jedem der Fall sein, durchaus unentbehrlich.

**) Aus „Meyer's Deutsches Jahrbuch für die politische Geschichte und die Kulturfortschritte der Gegenwart" 1879—80. Leipzig, Bibliogr. Institut 1880. Dieses zur Orientirung über alle wichtigen Fragen der Politik und Kultur-

Digitized by Google

förmigkeit der ganzen Organisation als den Hauptcharakter der neuen Welt zum Unterschiede von der alten.

Wer einen Indianerstamm gesehen hat, hat sie alle gesehen. Meist von großer, robuster Gestalt, bieten alle dem Beobachter das lange, schwarze, schlaff herabhängende Haar, die zimmetbraune oder kupferfarbige Haut, die düstere, platte Stirn, das große, matte, träumerische Auge, die vollen, zusammengepreßten Lippen, die hervorstehende, ausgeweitete Nase und die hervorstehenden starken Backenknochen dar. Ihr Schädelbau steht zwar ursprünglich dem quadratischen Typus am nächsten, ohne mongolisch zu sein, neigt sich jedoch durch die gesenkte Stirn, die weiten Augenhöhlen und die gewaltigen Kiefer den ovalen Formen zu. Künstliche Behandlung hat außerordentliche Verschiedenheiten im Schädelbau hervorgebracht. Wie zum Zeichen der Selbstvernichtung und der Schwäche, welche nicht die Kraft hat, die auf sich eindringenden Stämme zurückzuweisen oder in sich als neue Lebensmomente aufzunehmen, zeigen diese Nationen einen sonderbaren Hang zur widrigen Entstellung der Natur durch Pressung und Einschnürung des Kopfes bald nach der Geburt. So finden wir die plattköpfigen Stämme am Kolumbia, die kegelköpfigen Natchez am unteren Mississippi, die Peruaner mit seitlich zusammengedrücktem Schädel und die Chinchas mit senkrecht abfallendem Hinterkopf. Diese künstliche Bildung ist allmählich so zur natürlichen geworden, daß sie sich schon bei dem kleinsten Kinde zeigt. Dazu kommt das Bemalen der Haut mit rother Farbe und das Durchbohren der Ohren und Lippen, welche die Botokuden der brasilianischen Küste sogar mit großen Holzscheiben ausfüllen. Alles das läßt den Gebildeten gerade kein großes Gefallen an der Physiognomie des Amerikaners finden.

Im Allgemeinen sind die Farbennüancen der Amerikaner ungleich geringer, als die der östlichen Nationen. Amerikaner werden nie schwarz wie Neger oder weiß wie Europäer; sie schwanken nur zwischen einem

---

geschichte (Erdkunde, Litteratur der europäischen Völker, Künste, Rechtspflege, Volkswirthschaft, Handel, Heilkunde, Naturwissenschaften ꝛc.) vorzüglich geeignete Werk wurde gleich bei seinem Erscheinen mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Es übertrifft an Gediegenheit die zum Theil ähnliche Zwecke verfolgenden Annuaires der Revue des deux Mondes, sowie von Figuier u. a.

Digitized by Google

dunkleren und helleren Zimmetbraun, das bisweilen in's Kupferige oder Fleischrothe hinüberspielt. Sehr feststehende Charaktere scheinen sich in den Gesichtszügen, besonders in der Nasenform, auszusprechen. So zeichneten sich die alten Mexikaner durch eine große, stark gebogene, der altrömischen nicht unähnliche, nur fleischigere Nase aus, und diese Form findet sich noch jetzt bei den Peruanern und vielen nordamerikanischen Völkerschaften. Dagegen fehlt sie den Südamerikanern, besonders den Bewohnern Brasilien's, Chili's, den Patagoniern und Feuerländern, die eine grade, stumpfe, unten breite Nase von beträchtlicher Größe haben. Am auffallendsten weicht die kleine, eingezogene, kaum aus dem Gesicht vorspringende Nase der Eskimos von der amerikanischen Race ab. Der große Kopf mit niedriger Stirn, das breite, platte Gesicht, die kleinen, schwarzen Augen, der kleine, runde Mund, die Anlage zur Wohlbeleibtheit, die den Amerikanern durchweg mangelt, und eine weißere Hautfarbe scheinen sie eng an die mongolische Race anzuschließen. Diese Erscheinung findet ihre Erklärung weniger in der durch Sagen angedeuteten Einwanderung aus Asien, als vielmehr in der Einförmigkeit der nordischen Natur, welche so wenig in ihren Bewohnern als in ihrem Klima, ihrem Boden und ihrer Vegetation Charaktere zu schaffen vermochte.

Am allerwenigsten aber sind, wie man wohl auch bisweilen behauptet hat, die Völkerschaften des mittleren Amerika von Asien her eingewandert. Aus den fruchtbaren Fluren Neukaliforniens, aus dem Gebiete der Colorado und Gila, an deren Ufern man noch jetzt die großartigen Ruinen alter Städte und Baudenkmäler findet, drang einst der mächtige Stamm der Tolteken in Mexiko ein, rings Gesittung und geistige Bildung verbreitend, bis ihn um die Mitte des elften Jahrhunderts das wilde Geschlecht der Azteken verdrängte und südwärts nach Bogota und Quito trieb. Hier erscheinen sie als die Inkas, welche auch über Peru eine höhere und edlere Kultur verbreiteten. Mit Ausnahme dieses matten, durch die Tolteken verbreiteten Lichts ist die amerikanische Race in die Nacht der Barbarei versunken, aus der sie selbst der lange Verkehr mit dem gebildeten Europa nicht geweckt hat. Mag auch die größere Schuld auf die Europäer fallen, deren edlere Aufgabe es war, schlummernde Keime zu wecken, als leichtvergängliche Blüthen zu brechen, so hätte doch

Digitized by Google

eine Nation, welche den Drang nach geistigem Leben in sich trägt, nicht vor dem feindlichen Aeußeren der nahenden Bildung zurückweichen, sondern den Kampf mit ihr bestehen müssen, bis sie geläutert aus demselben hervorging. Ein Geschlecht, in welchem die Natur keinen andern Reiz erweckt, als den der Sinnlichkeit, kann seinem Untergange nicht entgehen.

II.*)

Eine lange Reihe von Gedichten und Novellen hat dem englischen Leser die Gewohnheit beigebracht, den rothen Mann eher als eine malerische Gestalt auf der Prairie und dem See zu betrachten, als eine lebende Macht inmitten der amerikanischen Städte. Wir haben in unserem Geiste die Indianer dahin versetzt, wo wir Leute wohnen lassen, die für uns nur in Erzählungen und Theaterstücken existiren.

Wenn wir uns entweder einen Irokesen oder einen Mohikaner denken, so steht er vor unserer Einbildung in seiner Kriegsfarbe und in seinem Jagdgeräth da; er sitzt im Rathe unter dem Verhandlungsbaume, sieht Gott in den Wolken und hört ihn in den Winden.

Wir bemerken ihn, wie er mit dem Habichtsauge sich auf dem Kriegspfade dahinstiehlt, wie er über Minnehaha im Wigwam wacht, wie er sich von seinen alten Jagdgründen am Ohio losreißt und in seine neue Heimath im Westen aufbricht. Wir bringen ihn in Verbindung mit Hemlockbäumen, fließenden Gewässern und stillen Thälern.

Aber ob er zu uns kommt mit seinem Jagdgeräth oder in seiner Farbe und mit seinen Federn, mit der Friedenspfeife im Munde oder dem Scalpirmesser in der Hand, stets ist er für uns derselbe: ein Geschöpf der Phantasie, ein Gemälde, ein Gedicht, ein Roman, kein Mann von Fleisch und Blut, der mit Geistesgaben ausgerüstet, reich an Leidenschaften, fruchtbar an Gedanken, einer, der stark im Widerstande

*) Hepwort Dixon. Neu-Amerika. Uebersetzt von Richard Oberländer. Neue Ausgabe, Gera 1874.

Digitized by Google

ist und schnell sich dem Gedächtniß aller derer einprägt, welche mit ihm in Berührung kommen.

In den Vereinigten Staaten kennen ihn die Leute besser. Der rothe Mann lebt unter ihnen gerade wie der schwarze Mann; ein weniger gelehriges Genie, aber fruchtbarer an Gedanken, der seine eigene Weise, seine eigenen Künste, seine eigenen Ueberlieferungen hat, und die Fähigkeit, welche der schwarze Mann nicht hat, zu denken und Gedanken wiederzugeben.

Sie haben mit ihnen Tag für Tag wie mit einem Manne zu verhandeln, welcher Rechte an den Grund und Boden hat, die kein Yankee wegleugnen kann und die kein ehrlicher Yankee zu bestreiten wünscht.

Es hat noch keine Menschenrace eine andere aus irgend einem Lande fortgetrieben und Ländereien und Städte von ihnen genommen, ohne an dem Platze, welchen sie in Besitz nehmen wollten, einen lokalen Schutzgeist zu finden, welcher ihre Politik, ihre Gebräuche und ihre Künste beeinflußte. Der Mensch ist eine lebende Macht, welche durch ein Naturgesetz auf ihren Genossen einwirkt und wieder einwirkt. Alle Macht ist relativ. Wenn der Starke den Schwachen beeinflußt, so beeinflußt wieder der Schwache den Starken. — Zahlen sind Stärke, und wenn die höhere Race den Nachtheil haben sollte, gering an Zahl zu sein, so fallen sie gewissermaßen auf das Niveau ihrer Sklaven, trotz ihrer anfänglichen Uebermacht an physischen Gaben und moralischer Gewalt.

So haben die römischen Herren von Griechenland die Kunst, die Sprache, die Religion und zuletzt das Land sich angeeignet, das sie durch das Schwert gewonnen hatten.

Der normannische Held ward ein englischer Gentleman und hat dazu beigetragen, diesen Namen zum stolzesten Titel, der auf der Erde getragen wird, zu machen. Nach drei Generationen stellte es sich heraus, daß die Ansiedler unter Strongbow sich mehr als Irländer fühlten, als die Celten. Die Soldaten von Herzog Rollo wurden in Sicilien milder. Die Mantschu-Tataren sind Griechen geworden. Selbst in solchen Fällen, in denen Feuer und Schwert angewandt wurden, um das Urvolk zu verdünnen, ist der Erfolg ziemlich derselbe geblieben.

Digitized by Google

Den Israeliten ward gesagt, die Hetiter und Amoriter, die Cananiter, Pheresiter und Jebusiter niederzumetzeln; und sie erschlugen diese Nationen ohne Gnade, wie ihnen Gott befohlen hatte. Aber die Gebräuche und Ideen dieser Heiden hielten sich an den Boden, und Generation nach Generation dieses auserwählten Volkes fiel in die Sünde, den einheimischen Göttern nachzulaufen.

Dagon, Moloch, Aschtaroth zogen die Leute von Jehovah weg, und die Künste von Tyrus und Sidon hatten ihren Einfluß auf die, welche das Schwert von Jabin nicht aus dem Lande vertreiben konnte. — Auf gleiche Weise haben die rothen Menschen, welche unsere Vorfahren an der atlantischen Seeküste fanden, und welche sie zurückgetrieben haben erst nach den Alleghanies, dann nach dem Ohio und Wabasch, dann nach dem Mississippi und endlich über den großen Fluß westlich bis Kansas und Arkansas, Spuren ihrer früheren Gegenwart im Nationalcharakter, in der Volkspolitik, im Volksleben zurückgelassen.

Sie haben dies an Stellen gethan, von denen sie vollständig verschwunden sind, eben so wie in Districten, in denen sie noch vorkommen, unter den Spiritualisten von Neu-England, unter den Mormonen vom Salzseethal. Der Mensch ist, was er ißt, und eine Nation wird der ähnlich, die sie aufzehrt. Wo der Indianer durch Verähnlichung vernichtet worden ist, muß das Bleichgesicht ebenfalls einem Wechsel unterworfen gewesen sein, um nach der Höhe der Widerstandskraft bemessen zu werden, einer Eigenschaft, in der einige Stämme dieser Rothhäute besonders stark sind. Wenn der Indianer den Kampf mit dem Bleichgesicht überlebt hat, wie am Oneida-Bach, in Wyandotte, in St. Mary's Mission und an manchen anderen Plätzen, da ist die Macht des Widerstandes gegen den Weißen noch in Thätigkeit und beeinflußt den Nationalcharakter auf eine Weise, die Niemand voraussehen konnte und die jetzt Niemand hinwegleugnen wird.

Die anglo-sächsische Macht der Verähnlichung ist sehr groß; aber die Cheyennen und Dakotas bieten ihr vielleicht die härteste Mahlzeit dar, welche sie je verdauen mußte. Die indianische Faser ist überaus zäh. Kann Jemand bis zu diesem Augenblicke sagen, daß, obschon die Weißen eine geringe Uebermacht hatten, der Einfluß der Weißen auf die

Digitized by Google

rothen Menschen stärker gewesen ist, als der der rothen Menschen auf die Weißen?

Laßt die, welche so denken, in diese westlichen Ebenen kommen, in die Ländereien, in denen rothe und weiße Leute in Allem, nur nicht in Eintracht, mit einander leben; sie werden finden, daß Jeder des Andern Laster sich angeeignet hat, daß, während der Indianer gelernt hat, seinen blassen Bruder in Schwelgerei zu überbieten, der weiße Mann seinem rothen Bruder nur in Wildheit und List ähnlich geworden ist. Wenn der Yankee dem Indianer das Whiskytrinken gelehrt hat, so hat der Indianer dem Yankee das Halten von Squaws gelehrt. Fast alle alten Trapper und Fuhrleute, welche unter den Indianern gelebt haben, sind Polygamisten: — Jean Baker von Clear Creek hat zwei Squaws; Mageary von Süd-Platte hat drei; Bent von Smoky Hill soll sechs geheirathet haben. Wie ein indianischer Häuptling zu Oberst Marey sagte: „Das erste Ding, was ein Yankee in den Ebenen haben will, ist viel Frau." Wenn der kleine Bär trinkt und seine Squaw zu Tode prügelt, hat Jem Smithers zum Spaß scalpiren gelernt. Man hört in diesen Gegenden Anekdoten, welche das Blut erstarren machen. Jack Dunkier, von Central City, scalpirte fünf Sioux in Gegenwart seines weißen Kameraden.

Derselbe Colorada-Junge soll nach Denver mit dem Beine eines indianischen Kriegers an seinen Sattel geschlungen, geritten sein, ein Bein, welches er vom Körper losgeschnitten hatte, und man sagt, daß er zwei ganze Tage davon gegessen hätte. Niemand glaubte seine Geschichte, aber eine Prahlerei ist in ihrer Art auch eine Thatsache, und darüber ist kein Zweifel, daß sich in der Stadt Denver ein Mann öffentlich rühmte, Stücke von einem menschlichen Schenkel gekocht und gegessen zu haben. Ein Pawnee würde sich solcher That rühmen und sich damit in den Versammlungen seines Stammes brüsten. Der Yankee lernt es schnell, die Verbrechen der rothen Männer nachzuahmen.

Einer von den Sandy Creek-Volontären kam nach Denver zurück mit dem Herzen einer Frau an der Spitze einer Stange; er hatte die Squaw erschossen, ihre Brust aufgeschlitzt und ihr Herz herausgerissen. Niemand tadelte ihn, und seine Trophäe ward vom Pöbel mit Jubel-

Digitized by Google

geschrei in den öffentlichen Straßen begrüßt. Es freut mich, sagen zu können, daß die Ansicht der Weißen, selbst in den rohen Bergwerksdistrikten, in Bezug auf die Thaten dieses Mannes sich änderte; nicht, daß Jemand daran gedacht hätte, ihn wegen seiner Verbrechen zu arretiren, nicht, daß seine gleichgesinnten Kameraden seines Scherzes wegen schlecht von ihm gedacht hätten; nein, aber die Späße des Schnapsladens, des Spielhauses und des Rauchzimmers drehten sich ziemlich frei um seine That, und der Kerl, der wenig Witz und Geduld besaß, floh aus der Stadt und kam nie zurück. Bei den tapfern Cheyennen würde ein solches Verbrechen einen Krieger zum Häuptling erhoben haben. Ein Verbrechen, obschon es nicht den Verlust von Leben nach sich zog, ist mir selbst abschreckender erschienen, als der Mord einer Squaw in der Zeit des Krieges — die Verletzung indianischer Gräber durch die Yankees.

Ein Regierungszug, der durch indianisches Territorium ging, kam an einen Haufen Steine und Felsen, welche der kundige Trapper als den Begräbnißplatz irgend eines großen indianischen Häuptlings bezeichnete; die Jungen aus dem Westen rissen es auf, warfen die Knochen des alten Kriegers umher, hoben den Bogen und die Pfeile, sowie den Löffel aus Büffelhorn auf (ein Offizier der Armee der Vereinigten Staaten gab mir das Horn als Andenken) und schleppten die Perlen und Schmuckgegenstände und die Ueberbleibsel der Büffelbekleidung, in die der Häuptling zu seiner endlichen Ruhe gewickelt worden war, weg.

Mit ihren vielen Lastern haben die Yankees von den Indianern einige ihrer einfachen Tugenden erborgt: einen Zug von Gastfreundschaft, eine hohe Achtung für ein verpfändetes Wort und große Verachtung vor Schmerz und Tod. —

Die rothen Menschen haben der ganzen Welt das indianische Kraut rauchen gelehrt. Haben sie vom Bleichgesicht irgend eine Wohlthat empfangen, welche mit dieser Gabe des wilden an den civilisirten Menschen zu vergleichen wäre? — Es ist keine Redensart, wenn man sagt, daß im weißen Amerika der rothe Einfluß sehr weit verbreitet ist und stark gefühlt wird ebenso in Einrichtungen wie in Gedanken.

Die Conföderation der fünf Nationen war der Typus, welchen die Weißen angenommen, als sie die Conföderation der dreizehn Colonien

Digitized by Google

gründeten, nicht nur so weit es die Principien ihrer Union betraf, sondern auch bis in die geringsten Einzelnheiten. Die Irokesen hatten die Theorie der Staatsrechte erfunden, eine nicht zu definirende und gefährliche Theorie, welche die Macht der besondern Handlung, vielleicht des Rücktrittes von der Union in sich begriff; das hat zu tausend Streitigkeiten und zum Bürgerkriege geführt, dessen Ende noch nicht abgesehen werden kann. Diese Irokesen haben die Theorie aufgebracht, ihre Macht und ihr Territorium auszudehnen, nicht dadurch, daß sie die Grenzen irgend einer Nation der Conföderation erweitern, sondern dadurch, daß sie wirklich neue Stämme und Nationen in die Union hineinbringen, ein neues Princip politischen Wachsthums, das die Weißen auch von ihnen geborgt haben. Unter diesen beiden Prinzipien sind die fünf Nationen zu acht angewachsen, und die dreizehn Colonien sind ihnen gefolgt, haben das Werk fortgesetzt und sind in achtundvierzig Staaten und Territorien ausgebreitet.

Als bei der Conferenz 1774 die Commissionäre von Pennsylvanien, Maryland und Virginien mit den irokesischen Sachems in Lancaster Rath pflogen, redete sie der Häuptling Casaynatego so an, wie es ein griechisches Mitglied der achäischen Versammlung gethan haben würde: „Unsere weisen Vorfahren haben die Vereinigung und die Freundschaft zwischen den fünf Nationen hergestellt. Diese Vereinigung hat uns mächtig gemacht. Dies hat uns große Macht und Autorität unseren Nachbarnationen gegenüber gegeben. Dadurch, daß ihr dasselbe thut, werdet ihr frische Stärke und Macht erwerben. Deshalb rathe ich, was immer vorkommen mag, euch nie mit einander zu entzweien."

Die officiellen Berichte des indianischen Bureaus an den Congreß geben zu, daß diese Conföderation der Irokesen der wahre politische Keim der Vereinigten Staaten gewesen sei. Die Männer der fünf Nationen hatten sehr hohe Begriffe von Freiheit, sowohl von politischer als von häuslicher Seite. Man hielt Jedermann für seines Mitmenschen ebenbürtig. Der Sachem, selbst wenn er aus einem Herrscherstamme entsprossen, ward zu seinem Amte gewählt. Sie hatten keinen erblichen Rang und keinen andern Titel, als solche Namen, welche ihre Aemter bezeichneten, zum Beispiel Krieger, Rath und Seher.

Digitized by Google

Sie sagten, daß alle Männer irokesischer Race frei und einander gleich geboren seien, und daß Niemand, der so frei geboren wäre, je ein Sclave werden könne.

Sie widersetzten sich der Sclaverei in der That in jeder Art und Weise. Kein Irokese konnte einen andern besitzen. Wenn er Feinde im Kampfe gefangen nahm, so wurden sie entweder getödtet, oder naturalisirt und in seinen Stamm aufgenommen.

Ja, das Gefühl der Freiheit war sogar so mächtig bei den fünf Nationen, daß sie den Grund und Boden selbst für frei erklärten, so daß kein Sclave innerhalb der Districte, auf denen die Rothen jagten, gefunden werden konnte, selbst wenn Negersclaven überall in den Straßen von Boston, Philadelphia und New-York gekauft und verkauft wurden. Mit der Zeit aber lernten einige der weniger edlen Indianerstämme — die Cherokesen, Choktaws und Chickasaws — vom weißen Mann, ihren Bruder Neger zu kaufen und zu stehlen, und ihn wie einen Maulesel oder Hund in Gefangenschaft zu halten.

Unter einigen Indianerstämmen, obschon weniger in diesen wilden westlichen Provinzen als unter den Delawaren, Mohikanern und Senecas, haben die Frauen eine ganz besondere Macht, nicht nur im Wigwam, woselbst sie die Ehrenplätze einnehmen, sondern auch öffentlich und im öffentlichen Leben; selbst das Recht Versammlungen zu halten und über die Fragen von Krieg und Frieden zu berathen. Unter den höheren Klassen von Indianerstämmen setzen die Tapfern einen gewissen Stolz darein, ihren Squaws solchen Respekt zu erweisen, daß er die gewöhnliche Höflichkeit in den Städten übersteigt; dies versteigt sich oft dahin, was man aus Mangel eines besseren Namens Ritterlichkeit nennen könnte. Natürlich ist in geregelter Gesellschaft, wo die Rechte durch das Gesetz geschützt werden und nicht der Willenslaune eines Einzelnen überlassen sind, solcher offener und anerkannter Schutz der Männer gegen die Frauen wenig nöthig. Es ist eine Tugend des Wilden und Halbwilden, des Jägers und des Hirten, des Seneca-Indianers und des Anazic-Arabers, welche nicht verfehlt hat, mit ihrer moralischen und poetischen Schönheit die Sitten eines weit höher stehenden Volkes zu beeinflussen. Wer kann bezweifeln, daß indianische Ideen über Hexerei, Vielweiberei,

Digitized by Google

Vielgötterei, Seelenwanderung, über die Existenz von Geistern, zukünftige Belohnungen tief in den Volksgeist eingedrungen sind und jetzt zum Guten oder Bösen den amerikanischen religiösen Gedankenlauf beeinflussen?

Eines der ersten Dinge, welche einem englischen Auge an diesen Rothhäuten auffallen, ist (vielleicht nach ihrer Malerei und ihren Federn) ihre Eintheilung in Stämme, die älteste Form, in welcher sich die Menschen in Gesellschaften organisirten. Es ist ein orientalisches System, das man in Medien und Indien, in Arabien und Scythien unter allen wandernden und Viehzucht treibenden Völkern findet. Auf der ersten Stufe vom wilden zum civilisirten Leben werden alle Racen in Stämme getheilt, entweder von der Familie oder dem Clan. In Sparta waren drei dieser Originalstämme, in Athen vier, in Palästina zwölf, in Rom drei; in jedem dieser Staaten hatte es den Anschein, als ob ein Stamm eine Art königliches Vorrecht gehabt hätte: in Sparta der Hylleer, der Eupatride in Athen, das Haus Juda in Palästina, die Ramnes in Rom. Unter den zahlreichen Stämmen der rothen Race scheint kein solcher königlicher Charakter vorzuherrschen; der Cheyenne gesteht dem Sioux kein moralisches Uebergewicht zu, der Mohikaner nicht dem Seneca; jede Nation ist ein besonderer Körper, und die Hauptpolitik der rothen Eingeborenen ist die, ihre Stammunabhängigkeit aufrecht zu erhalten. Von ihnen haben die weißen Ansiedler das Gefühl für Staatsrechte geborgt.

Hepworth Dixon.

III.

Die bisher geltende Ansicht, daß die Indianer Nordamerikas dem Untergange geweiht seien und trotz aller Gegenbemühungen und Anstrengungen des Christenthums vor der Civilisation dahinschwänden, die sogen. withering theory, hat durch die neuen Untersuchungen über diesen Gegenstand einen starken Stoß erlitten, ja kann so gut als aufgegeben betrachtet werden, wie die Untersuchungen von Dall für Alaska, Wilson für Britisch-Nordamerika, Mallery für die Vereinigten Staaten beweisen. Wilson spricht sich dahin aus, daß von einem Hinschmelzen der Rothhäute nicht

Digitized by Google

die Rede sein könne, daß sie vielmehr mit der weißen Bevölkerung in Kanada sich amalgamirten und aller Wahrscheinlichkeit nach mit ihr bald Ein Volk ausmachen würden. Mallery hat nachgewiesen, daß die älteren Angaben betreffs der Volkszahl der Indianer sehr übertrieben waren; er zeigt, daß die Indianer in alter Zeit nie anders als an den Ufern der Ströme und Seen und am Meeresgestade, nie aber in den Prairien gewohnt haben, die sie ohne Anwendung der erst von den Europäern eingeführten Pferde nicht zu bewältigen vermochten, und daß die Stämme, die man heute als Prairieindianer kennt, ursprünglich auch Fluß- und Seeanwohner gewesen sind. Sicher ist, daß der größere Theil Nord-Amerika's zur Zeit der Entdeckung unbewohnt war. Da nun die fremden Ankömmlinge nur auf den Verkehrswegen der Indianer sich bewegten, da diese letzteren überall da zusammenströmten, wo jene auftraten, so wurde die Zahl der Eingeborenen überschätzt. Diese selbst übertrieben aus Stammeseitelkeit ihre Macht und Menge in ihren eigenen Angaben sehr, dieselben Stämme hatten oft sehr verschiedene Namen, wodurch natürlich die Zahl der Indianer auch wieder hinaufgeschraubt wurde, indem man denselben Stamm mehrmals zählte. Gründe für das Hinschwinden der Indianer findet man dagegen richtig in ihren ewigen Kriegen, sowie in eingeschleppten Krankheiten, von denen namentlich die Blattern furchtbar wirkten, wenn gleich nicht furchtbarer als unter anderen Racen. Daß die Einführung der übermächtigen europäischen Kultur nicht plötzlich, nicht ohne tiefe Erschütterung des bisher unkultivirten Volks geschehen konnte, versteht sich von selbst; doch sind die Indianer infolge von Ansiedelungen und Uebergang zum Ackerbau schon jetzt vielfach in ebenso guter Lage wie ein europäischer Bauer. Das Endergebniß wird auch in den Vereinigten Staaten eine völlig gemischte Race sein mit vorwiegend englischem Typus, in welchem die Indianer aufgehen werden. Ueberall, wo die Indianer in ein wirkliches Kulturleben eintreten konnten und nicht gewissenlosen Indianeragenten der Vereinigten Staaten in die Hände fielen, haben sie sich zu einer höhern Entwicklung emporgeschwungen und es hat sich gezeigt, daß sie keineswegs unter der traurigen Herrschaft eines „zwar beklagenswerthen, aber unabweislichen Gesetzes" stehen, welches sie, die niederste Race, vor der höhern auf eine

Digitized by Google

unbegreifliche Weise hinschwinden läßt. Sie erlagen, wo sie hinschwanden, nicht der weißen Civilisation, sondern der weißen Barbarei. Nach den eingehenden Berechnungen von G. Gerland betrug die Gesammtsumme der Indianer in Nordamerika im Jahre 1600 zusammen nur ca. 730 000, nämlich:

Oestliche Vereinigte Staaten	220 000.
Westliche Vereinigte Staaten bis zum Felsengebirge	309 250.
Kalifornien	40 000.
Alaska	40 000.
Britisch-Nordamerika	120 000.
Zusammen:	729 250.

Dagegen stellt sich für die Gegenwart die Anzahl folgendermaßen:

Indianer der Vereinigten Staaten Ende 1877 . .	250 809.
Indianer nicht unter Agenten oder in Reservationen	15 643.
Feindliche Indianer unter Sitting Bull	4 000.
Indianer Alaska's	30 000.
Indianer Britisch-Nordamerika's Ende 1874 . . .	94 163.
Zusammen:	394 615.

Danach wäre der Verlust, den die Indianer seit 1600 erlitten haben, auf etwa 336 000 anzuschlagen. So läßt sich eine starke Abnahme der Indianer nicht ableugnen, die in direkt nachweisbaren Ziffern fast die Hälfte ihrer Gesammtzahl beträgt. Aber damit ist die Größe ihres Verlustes nicht ausgesprochen. Sie hätten sich unter natürlichen Verhältnissen auch vermehren müssen; vermehrt sich aber ein Volk nicht, so ist ein Sichgleichbleiben in der That schon ein Abnehmen. Die statistischen Listen über Geburts- und Sterbefälle der Indianer sind heute noch sehr unvollständig, und läßt sich daraus nur so viel mit Sicherheit erkennen, daß allerdings ein Ueberwiegen der Geburten über die Sterbefälle stattfindet. Sicher ist aber eins: die großen Fortschritte, welche die Indianer in der Civilisation machen, wo dieselbe ihnen in liebevoller Weise zugänglich gemacht wird, wofür wir die Belege aus dem Westen wie dem Osten haben. Freilich ist die Civilisation der Indianer ein langsamer Proceß, und durch schlechte Einflüsse der Weißen wurde die

Digitized by Google

Aufgabe von Anfang an erschwert, da die Indianer meist nur den Auswurf von Europäern kennen lernten. Von den kalifornischen Indianern, die man besonders niedrig stellt, melden die Berichte, daß sie in den Schulen gute Fortschritte machen, daß die moralischen Interessen bei ihnen rege und daß sie für praktische Arbeiten, namentlich landwirthschaftliche Thätigkeit, durchaus brauchbar sind; auch zeigen sie industrielles Geschick und leisten Gutes als Handwerker. Geradezu erstaunlich aber sind die Fortschritte der Tschirokesen (Cherokees) gewesen, welche mit Gewalt 1836 aus ihren alten Stammsitzen in Georgia in Länder am Arkansas versetzt wurden. Nach den Berichten des Indianeramts für 1877 sind sie in der Civilisation tüchtig vorgeschritten und gelten als intelligentes, mäßiges und fleißiges Volk, welches von den Früchten seiner Arbeit lebt und seinen Ehrgeiz in der Entwickelung des Landes sucht; sie besitzen vortreffliche Schulen, zwei Seminare und geben jährlich 73 000 Dollars für Unterrichtszwecke aus. In ihrer Druckerei wird der „Cherokee advocate", eine Zeitschrift in Tschiroki und Englisch herausgegeben. Freilich ist die Zahl der Mischlinge unter ihnen so groß, und dieselbe nimmt so zu, daß ein allmähliches Aufgehen der Tschirokesen in den Angloamerikanern vorauszusehen ist. Aehnlich liegen die Verhältnisse bei andern Stämmen. Vergl. G. Gerland, Die Zukunft der Indianer (im „Globus" Bd. 35), und G. Mallery, The former and present number of our Indians (1877).

R. Andree.

IV.

Die Cultur macht unter den Indianern der Vereinigten Staaten täglich schnellere Fortschritte. Ihre Gesuche bei den Regierungsagenten um Beschaffung von Ackerbauwerkzeugen und Sämereien werden so zahlreich, daß man ihnen nicht mehr genügen kann. Die Vereinigten Staaten zählen jetzt 255 000 Indianer (ohne die des früheren russischen Amerikas; davon sind westlich vom Mississippi 78 000, worunter 60 000 civilisirte. Im Staate New-York sind noch 50 000, in Michigan 10 000. Die Sioux

Digitized by Google

und Yakimas machen höchst bemerkenswerthe Fortschritte, sie werden wie viele andere Stämme Ackerbauer und Viehzüchter. Im Jahre 1879 haben diese Indianer auf dem ihnen angewiesenen Gebiete 200 000 Acker (der Acker = 4/10 Hektare) urbar gemacht, eine bedeutende Ernte von Korn, Mais, Gerste, Hafer, Kartoffeln, sowie 56 000 Tonnen Heu gemacht und 70 000 Kühe und Ochsen und 864 000 Schafe gezogen.

Die Rothhäute des Indianer-Territoriums haben noch bedeutendere Ergebnisse erzielt; sie besitzen aber auch, da sie länger civilisirt sind, Städte, Schulen, gesetzgebende Kammern (bei den Creeks die Kammer der Könige und die der Krieger) und senden an den Congreß zu Washington Abgeordnete, die ihre Interessen vertreten.

Die bedeutendsten „Nationen" des Indianer-Gebietes sind die Cherokesen, Creeks, Chactas, Osagen, Seminolen und Natchez. — Im Jahre 1880 haben außerhalb des Indianer-Gebietes 7000 indianische Kinder die Schule besucht. Die 110 Schulen und 100 Lehrer sollen im folgenden Jahre unter einem Aufwande von 150 000 Dollars vermehrt werden, da die jungen Rothhäute vortreffliche Anlagen und erfreuliche Lernbegierde zeigen und die Eltern sie antreiben. B.

(Bericht des Indianer-Amtes. 1881.)

Digitized by Google

Chicago,

die Wunderstadt der neuen Welt.*)

Da liegt sie nun vor uns, die „Königin der Seen", das größte Wunder der neuen wie der alten Welt, der gewaltigste Städte-Phönix aller Zeiten; die halbe Millionenstadt, deren leisester Pulsschlag in den großen Zentren Europa's ebenso verspürt wird, wie an den Küsten des stillen Oceans; Chicago, der größte Markt der Welt, das Nischni-Nowgorod eines ganzen Continents.

Nur einmal im Leben empfand ich die gleiche Aufregung, dieselben hochgespannten Erwartungen. Es war, als ich in die ewige Stadt, in Rom, einfuhr. Und welch' gewaltigen Kontrast bieten diese beiden gleich berühmten, gleich besuchten, gleich merkwürdigen Städte! — Dort die älteste Stadt der alten Welt — hier die neueste Stadt der neuen Welt — dort die einstige Residenz der Kaiserdespoten und Päpste — hier die Residenz des freien Bürgers — dort Armuth, Verfall — hier der größte Reichthum, die höchste Blüthe. — Ein Brand zerstörte sie beide — beide wurden sie wieder aufgebaut — beide bestehen. Aber während auf das ewige Rom Jahrtausende herabsehen, sind es in Chicago vier Jahrzehnte. Wie würden sich Gregorovius und Mommsen in Chicago

*) Aus: Ernst von Hesse-Wartegg. Nordamerika, seine Städte und Naturwunder ꝛc., Leipzig, G. Weigel. 1880. Das hier mitgetheilte Stück dürfte wohl jeden, der sich für die Kenntniß Amerika's interessirt, veranlassen, sich dieses ebenso geistvolle wie gediegene Werk, — eines der besten über die großartig aufstrebende Republik, anzuschaffen. — Von seinem Werke: Mississippifahrten, Leipzig 1881, rühmen die „Grenzboten" 8. Sept. 1881 die vielen wahrheitsgetreuen

Digitized by Google

ausnehmen? — „Rom wurde nicht an einem Tag erbaut," lautet ein vielgebrauchtes Sprüchwort, aber es wäre gewagt, es auf Chicago anzuwenden. Die Geschichte eines Tages von Chicago, des Tages nach dem Brande, sagt uns, warum.

„Viele Wege führen nach Rom." Noch mehr führen nach Chicago. Nicht weniger als einundvierzig Eisenbahnen münden in dieser „Perle des Westens". Auf einer von ihnen, der von St. Louis kommenden Chicago-Alton-Eisenbahn, fahren wir in die Wunderstadt ein. Nahezu zwanzig Minuten lang läuft der Zug zwischen den Häusern nach dem Herzen der Stadt, und das erste Wunder, das wir wahrnehmen, ist der Wald von bewimpelten hohen Masten, der über die Häuser emporragt.

Masten? — In einer Stadt, die fünfhundert Meilen vom atlantischen und um zweihundert Meilen mehr von dem stillen Ocean entfernt ist? — Ja — sie sind uns zugleich die Erklärung für die Größe und den Aufschwung Chicago's.

Chicago ist, wie gesagt, 2500 Meilen vom stillen Ocean entfernt und doch besitzt es Wasserstraßen, die es bis auf dreißig Meilen dem letzteren nahe bringen. Durch den großen Illinois- und Michigan-Kanal steht es nämlich mit dem Mississippi und dadurch auch mit dem Golf

---

Schilderungen; sie machen jedoch aufmerksam auf das Irrthümliche jener Mittheilung über „die viel und gut bezahlte Beschäftigung weißer Emigranten in den Plantagen des Südens". Auch andere Blätter bestätigen die Richtigkeit dieser Ausstellung. „Die früheren Negerbarone und Plantagenbesitzer, sagte kürzlich die New-Yorker Staatszeitung (s. Deutsch-Amerikanische Zeitung 1881 Nr 32) weisen den für einen Monatslohn und Beköstigung gemietheten Auswanderern eine verlassene Negerhütte an und sagen ihm, er habe seine Rationen im Store (Kaufladen) der Plantage zu erheben. Dort erhält er pro Woche einen Pack Maismehl, 3½ Pfund Pökelfleisch (die frühere Sklavenration) und einen Zwei-Quart-Eimer. Er muß selbst kochen und von Morgens bis Abends arbeiten. Nach 2—3 Wochen erhält er auch eine wollene Decke, wie man sie in New-York um 75 Cents kaufen kann. Am Tage der Abrechnung findet er, daß er kein Geld gut hat. Man berechnet ihm Doll. 5 für die Shoddy-Decke, Doll. 5 für seine Kochgeräthe und Doll. 2. 50 für ein Pfund Tabak, das für 40 Cents gekauft werden kann. Die natürliche Folge dieser Verhältnisse ist, daß der arme Teufel froh ist, so schnell wie möglich fortkommen zu können. Die früheren Sklavenhalter beuten also ihre Arbeiter durch dasselbe „Truck"-System aus, welches in einzelnen Fabrikdistrikten Neu-Englands florirt."

Digitized by Google

von Mexiko und der Landenge von Panama in ununterbrochener Wasserverbindung. — An der Südspitze des Michigan-See gelegen, fahren seine Schiffe nordöstlich in den Superior-See, nordwestlich durch den Huron-, Erie- und Ontario-See nach dem St. Lorenzo, der sie in den atlantischen Ocean bringt. Chicago ist demnach, obwohl im Herzen des Kontinents gelegen, nichts als ein Seehafen in der vollsten Bedeutung des Wortes. Es ist, als stände Wien durch eine Kette von Seen und Flüssen mit Havre oder Hamburg in Verbindung. — Dazu ist Chicago das Centrum des amerikanischen Eisenbahnnetzes, des größten und ausgedehntesten der Welt. Vor ihr liegt ein See, der es mit allen Meeren des Erdballes verbindet, hinter ihr liegt ein Land, das an Ausdehnung, Reichthum und Fruchtbarkeit seines gleichen sucht.

Wo also Chicago gegenwärtig steht, dort mußte eine Weltstadt entstehen. Nicht der Zufall hat Chicago groß gemacht; es ist geschaffen worden; selbst als es vom Feuer verzehrt, zerstört wurde, wurde es wieder geschaffen. Und käme ein zweites Feuer und würde es abermals dem Erdboden gleich gemacht, so würde man nicht auf seinen Trümmern, sondern mit diesen ein drittes Chicago bauen, welches das zweite ebenso sehr übertreffen würde, wie dieses das erste Chicago übertraf.

Dieses erste Chicago ist spurlos verschwunden. Kein Stein, keine Ruine spricht mehr davon, daß vor einigen Jahren das größte Feuer des Jahrhunderts die Stadt zerstörte, daß damals 20,000 Häuser ein Raub der Flammen wurden.

Die Geschichte Chicago's ist bald erzählt. Viele Bewohner der Stadt kennen sie seit ihren ersten Anfängen. Der erste Weiße, der sich trotz Wildniß und Indianer in den Sümpfen und Niederungen, auf denen die Stadt gegenwärtig steht, häuslich niederließ, war John Kinzie. Dies war im Jahre 1804. Einige Ansiedler kamen im Laufe der nächsten Jahre noch hinzu, aber die kleine Kolonie wurde 1812 von den Indianern massakrirt; 1830, also vor kaum 50 Jahren, stand abermals ein Dutzend Holzhütten an dieser Stelle, und vor etwa 40 Jahren wurde die auf viertausend Einwohner angewachsene Ansiedlung zur Stadt erhoben. Ein Jahrzehnt nachher, 1850, hatte sich die Einwohnerzahl verfünffacht; 1860 war aus dem Landstädtchen eine Großstadt von 120,000 Einwohnern

Digitized by Google

geworden; 1870 besaß es deren 300,000 und gegenwärtig eine halbe Million. Am 9. Oktober 1871 durch eine Feuersbrunst verzehrt, war es im gleichen Monat von 1872 bereits wieder aufgebaut.

Dieses Dutzend Zeilen enthält die Geschichte einer Stadt, die sich an Größe mit Pest, Moskau, Petersburg, in commercieller Bedeutung aber mit Paris und Wien messen kann. Die Geschichte ihres Brandes und Wiederaufbaues aber ist zu großartig, um sie nicht näher zu betrachten.

Das Feuer brach am Abend des 8. Oktober 1871 — er fiel auf einen Samstag — in einer Scheune aus. Durch die herrschende Dürre und einen heftigen Westwind begünstigt, verbreitete es sich wie eine flammende Sündfluth über das Häusermeer der Stadt. Kaum daß die Bewohner Zeit hatten, dem wüthenden Brande Vorsprung abzugewinnen, um sich in die offene Prairie zu flüchten, die Chicago von drei Seiten umgibt. An ein Löschen war natürlich nicht mehr zu denken. Nur von oben, aus den Wolken, konnte Rettung kommen. Die Stadt war von den Einwohnern ganz verlassen und Hunderttausende brachten die Nacht, den folgenden Tag und abermals Nacht und Tag bis zum Dienstag Morgen auf der Prairie zu, ohne Kleidung, ohne Lager, ohne Brot, einige Minuten von ihren Häusern, ihrem Vermögen entfernt, ohne es retten zu können! Wohl standen noch ihre Häuser vielleicht unversehrt da, aber schon die nächste Minute konnte sie in Flammen setzen. Die ganze Stadt wäre ihnen zum Opfer gefallen, wenn nicht am Dienstag Morgen ein heftiges Unwetter der Feuersbrunst Einhalt gethan hätte.

Zwanzigtausend Häuser und mit ihnen eine Milliarde Werth waren innerhalb zweier Tage vom Erdboden verschwunden.

Aber diese Feuersbrunst zeigte die bewundernswerthe Zähigkeit und Ausdauer des amerikanischen Volkes, das an Größe — die Größe des über sie hereingebrochenen Unglücks bei weitem übertraf. Noch brannte die Stadt, als auch schon die Männer auf der offenen Prairie — ohne Mittel, ohne Werkzeug, wie sie waren — an den Wiederaufbau derselben dachten. Noch rauchten die Trümmer, als auch schon längs der Seeufer eine Bretterstadt neu errichtet war, der bald darauf die steinernen Paläste der Gegenwart folgen sollten. Ein Jahr nachher

Digitized by Google

stand auf demselben Grund und Boden die schönste, prächtigste, großartigste Stadt Amerika's. Aber dies geschah nicht durch die Bewohner Chicago's allein. Ganz Amerika baute Chicago, und darin schon liegt ein Beweis von der Nothwendigkeit und der Lebenskraft dieser Stadt. Das Zutrauen und die Großmuth der zahlreichen Gläubiger, die Wohlthätigkeit von ganz Amerika äußerte sich hier in der ehrendsten Weise, sie bewies, daß der Amerikaner, so sehr er auch nach dem Dollar jagt, ihn ebenso leicht und ebenso gerne wieder denen gibt, die Noth leiden. — Aus Wohlthätigkeit bot er seine Unterstützung — aus Spekulation sein Kapital den Einwohnern der abgebrannten Stadt, und so entstand das heutige Chicago. In dem Zeitraum vom 15. April bis 13. Dezember 1872, also innerhalb 200 Wochentagen von je 8 Stunden Arbeitszeit, wurde in jeder Stunde ein Eisen- und Steinpalast von 25 Fuß Façade und vier bis sechs Stockwerken Höhe erbaut! Gegenwärtig besitzt die Stadt wieder 60,000 Häuser, über 200 Kirchen, 30 Banken und nahezu ebenso viel der großartigsten Hotels, ein Dutzend großer Tageszeitungen u. s. w. In den 14 Riesenspeichern (Elevatoren) wurden 1875 nicht weniger als 72 Millionen Scheffel Getreide untergebracht und wieder auf die Schiffe zur Ausfuhr verladen. In den Viehgärten (Stock-Yards) kampirte im gleichen Jahre eine Rindvieh-Armee von einer Million Köpfe und das Vierfache an Schweinen. Schon das Jahr nach dem Brande war in commercieller Beziehung besser, als alle vorhergehenden gewesen, und seit jener Zeit wachsen Handel und Industrie in noch viel größerem Maßstabe, so daß Chicago gegenwärtig bereits zum bedeutendsten Getreide- und Viehmarkt der Welt geworden ist.*)

Von Chicago aus wird der größte Theil der eintreffenden Viehheerden lebendig nach den östlichen Märkten verschickt, während ein anderes, nicht minder bedeutendes Kontingent von Schweinen die schöne Stadt nicht anders als in Fässern verpackt und eingesalzen verläßt. Vor nicht ganz zwanzig Jahren besaß Cincinnati die unbestrittene Ehre, die größten Schweinefleisch-Manufacturen recte Schlachthäuser der Welt zu besitzen,

*) 1842—1873 kamen in Chicago allein nicht weniger als 32 Millionen Hektoliter Getreide zur Ausfuhr, während in demselben Jahre ganz Rußland nur 45 Millionen Hektoliter exportirte.

Digitized by Google

und führte demgemäß auch mit vollem Rechte den stolzen Namen „Porcopolis."

Heute ist es anders; denn während schon in der Campagne 1874—1875 Cincinnati nur noch einer halben Million Schweinen den Garaus machte, erreichte ihre Zahl in Chicago das Dreifache. Chicago ist also das eigentliche Porcopolis der Gegenwart; es ist seinerseits wahrscheinlich nichts als reine Höflichkeit, diesen Titel seiner Rivalin am Ohio zu belassen.

Auch als Industriestadt nimmt die „Königin der Seen" einen hervorragenden Rang ein und diese großartige Industrie entstand innerhalb der letzten zehn Jahre.

Während sich die in ihr angelegten Werthe in New-York während des genannten Zeitraums um 200, in Philadelphia um 240 Procent vergrößerten, geschah dies in Chicago um 700 Procent!

Bei diesem kolossalen Aufschwung in Handel und Industrie kann der große Reichthum der Stadt, der sich in den Häusern, den Hotels, Geschäften und in der ganzen Lebensweise der Bevölkerung äußert, nicht Wunder nehmen. Der schönste und großartigste Stadttheil ist der zwischen dem Michigan-See und dem Chicago-Fluß gelegene, also gerade jener Theil, der durch den Brand von 1871 vollständig zerstört worden war. Er erhob sich aus seiner Asche schöner und prächtiger als je. Das neue Chicago ist das größte Wunder der Vereinigten Staaten, selbst die Metropole New-York durch seinen Glanz überstrahlend. Die zahlreichen Avenüen haben gewiß die doppelte Breite der Pariser Boulevards und führen die Namen der bisherigen Präsidenten der Union: Washington, Monroe, Adams, Jackson, Van Buren ꝛc. Sie werden von Straßen gleicher Breite durchschnitten, in denen sich das Geschäftsleben concentrirt.

Die Paläste, welche diese kolossalen, von zwei- bis dreifachen Pferdebahngeleisen durchzogenen Straßen einfassen, sind wahre Riesen-Bienenkörbe, sämmtlich aus Eisen und Stein, in unglaublich reichem und größtentheils schönem Style erbaut, dabei fünf bis acht Stockwerke hoch. Die Straßen sind mit getheerten Holzwürfeln gepflastert, die nicht wenig zu dem Brande von 1871 beitrugen. Dagegen werden die breiten Trottoirs von ungeheuren, oft zwölf bis fünfzehn Fuß langen

Digitized by Google

Steinplatten gebildet, die nahezu zwei Fuß über das Straßenpflaster erhaben sind, so daß der Fußgänger bei jedem Straßenübergange einige Treppen hinabsteigen muß.

Die Hauptstraßen werden ebenso wie in Philadelphia und Baltimore von einem unentwirrbaren Netz von Telegraphendrähten durchzogen, die von haushohen, mastbaumstarken Telegraphenstangen getragen werden; quer über die Straßen sind vielfach Drahtseile gespannt, an denen in großen glänzenden Metallbuchstaben die Namen von Restaurants oder Geschäftshäusern baumeln. Ebenso sind die Häuser selbst mit Firmentafeln und Aufschriften über und über bis in die höchsten Stockwerke bedeckt, was den Straßen ein eigenthümlich lebhaftes, geschäftiges Aussehen verleiht. Bierhäuser und „Salons" sind auch hier überall zu finden und das Wahrzeichen, das sie alle führen, beweist, daß die geschäftige Bevölkerung der Metropole des Westens im Gambrinus gerne der Götzendienerei huldigt. Wenigstens kann dies mit Recht von der deutschen Bevölkerung behauptet werden, die ebenso wie in den beiden andern Hauptstädten des Westens auch hier einen bedeutenden Theil der Bevölkerung bildet und mit ihrer Solidität, ihrem Fleiß, ihrer Arbeitsamkeit nicht wenig zu dem materiellen wie intellektuellen Aufbau Chicago's beitrug. Chicago wie seine ungeheuren westlichen Hinterländer Illinois, Iowa und Wisconsin waren in den letzten Decennien das Hauptziel deutscher Einwanderung und nirgends kam das Deutschthum zu solcher Bedeutung und solchem Einfluß, wie eben westlich des Michigan-See's.

Der Chicago-Fluß mit seinen beiden Armen theilt die Stadt in drei Theile von ungleicher Größe, die durch Brücken mit einander verbunden sind. Aber da diese letzteren in Folge des unausgesetzten Schiffahrtsverkehrs häufig geöffnet sind und der Straßenverkehr dadurch gestört wurde, so legte man einfach an Stelle der oberirdischen unterirdische Verkehrswege in Gestalt von weiten gemauerten Tunnels an, die 8—900 Fuß Länge besitzen und unter dem Fluß hinwegführen.

Der geschäftliche Theil der Stadt befand sich früher auf tiefem sumpfigem Boden, der die Kanalisirung und Wasserleitung sehr erschwerte. Aber der Chicagoer schreckt vor nichts zurück. Es gab nur ein Mittel: den ganzen Stadttheil um einige Fuß zu erhöhen. Und das that man,

Digitized by Google

der Sicherheit halber gleich um 8 Fuß. Die ursprünglichen Grundmauern der Gebäude wurden mit Zuhilfenahme von einfachen Wagenwinden und Hebebäumen, ohne das Gleichgewicht der Gebäude auch nur im Geringsten zu stören, erhöht, die Straßen angeschüttet und der ganze Stadttheil, früher feucht und ungesund, ist gegenwärtig einer der gesündesten der Stadt.

Aber Chicago litt an einem anderen Uebelstande. Da sich die Bevölkerung in Zeiträumen von zehn zu zehn Jahren verdreifachte, so wurde es immer schwieriger, die erforderliche Menge Trinkwasser herbeizuschaffen. Wohl mangelt es nicht daran in dem Süßwasser-Meere, an dessen Küste die Stadt gelegen, allein die Unreinigkeiten der letzteren und der Hafenverkehr machten dasselbe ungenießbar. Man beschloß deshalb es aus der Mitte des See's herbeizuholen, baute einfach einen zwei Meilen langen Tunnel unter dem Grunde des See's und führte das in dieser Entfernung von der Stadt vollkommen klare Seewasser nach der letzteren. Das Werk ward in drei Jahren vollendet. Vier enorme Dampfmaschinen pumpen das Wasser in einen Thurm, von wo es in die einzelnen Röhrenleitungen abfließt. Eben ist man im Begriffe, einen zweiten, noch größeren Tunnel zur Wasserversorgung des südlichen Stadttheiles zu graben, und außerdem besitzt Chicago noch etwa dreißig artesische Brunnen.

Wenn man diese Arbeiten, die Brücken- und Hafenbauten, die Stadt, den großen Illinois- und Michigan-Kanal u. s. w. betrachtet, so erscheint es unglaublich, daß all' dies innerhalb weniger Jahre hergestellt worden sein soll. Daraus kann man den Fleiß, die Ausdauer, den Unternehmungsgeist dieser westlichen Yankees am besten erkennen; man muß ihnen unwillkürlich die größte Bewunderung zollen. Kein Volk der Welt verdient sie mehr, als das amerikanische, keine Stadt mehr als Chicago.

Ernst von Hesse-Wartegg.
Nord-Amerika, seine Städte und Naturwunder,
sein Land und seine Leute.
Leipzig, G. Weigel, 1880.

Digitized by Google

Ein Tag in The Dalles am Columbia.*)

„Get up John!“ (Steh auf, Johann!) — so rufe ich meinem Bettgenossen an einem kalten Novembermorgen um halb acht Uhr zu, als der junge Tag wie verschämt durch das mit einem zarten rosafarbenen Vorhang verschleierte Fensterlein in unser oregonisches Schlafgemach blickt. Johann rührt sich aber nicht, obschon er meinen ermunternden Zuruf zweifelsohne recht gut gehört hat, da er sehr gut weiß, daß ich heute du jour habe. Gern oder ungern, ich muß mich entschließen, zuerst aufzustehen, trotz der eisigen Luft, die durch zahlreiche Spalten in den Wänden aus allen Ecken in unser Boudoir bringt und die silbernen Schneeflocken mitunter bis auf die Bettdecke jagt.

Wir schlafen hier in Wolle. Federkissen, ausgenommen solche, zu denen wilde Gänse oder ähnliche ungezähmte Segler der Lüfte den Inhalt geliefert, sind in diesem naturwüchsigen Goldhafen verpönt. Wer sehr luxuriös zu schlummern liebt, der schafft sich, wie wir, eine Matraze an, die mit Pulu (Piulu) gestopft ist, einer von Honolulu importirten chokoladefarbenen Wolle, welche im Reiche Kamehamaha's auf Bäumen wächst. Das allein unangenehme bei dieser braunen Wolle besteht in ihrer Neigung, sich leicht in Staub zu verwandeln, der, durch das Bettzeug bringend, die Haut prickelt und sich mitunter auf lästige Weise be-

*) Aus: „Reisebilder und Skizzen aus Amerika von Theodor Kirchhoff (in San Francisco), Altona, Schlüter. New-York, Steiger 1875—76.“ — Das Buch ist für die Kulturgeschichte Nordamerikas von bleibendem Werthe und wird Hunderte ähnlicher Werke überleben. Namentlich sind seine Kulturbilder und Sittenscenen aus den neuen Staaten und Territorien interessant. Wenn auch die geschilderten Zustände durch die Eisenbahnen immer weiter nach Westen zurückgedrängt werden, so wiederholen sie sich noch in vielen Grenzdistricten.

Digitized by Google

merkbar macht. Unsere Bettdecke besteht aus einer zehn Pfund schweren kakelbunt gestreiften Wolldecke, wie sie von den Indianern als Mantel getragen zu werden pflegen.

Ich habe also du jour, d. h. ich muß heute zuerst aufstehen, auskehren, einheizen und den Store für das Tagesgeschäft in Ordnung bringen.

In Amerika dient ein Kaufmann, zu welcher bürgerlichen Gesellschaftsklasse auch der Verfasser dieser Blätter gehört, der das Schriftstellern, um seinen guten Ruf nicht zu compromittiren, nur so ein bischen nebenbei insgeheim zum Privatplaisir betreibt, — in diesem freien, erleuchteten Lande dient ein Jünger des Merkur nicht von der Pike auf, wie in Europa, wo er die verschiedenen Rangstufen eines Laufburschen, Tütendrehers, Copisten, Commis, Verkäufers und Buchhalters mühsam und mit jahrelanger Geduld erklimmen muß, ehe er als wohlbestallter Handelsherr fungiren darf. Wie Pallas Athene vollendet aus dem Haupte des Zeus herausſprang, tritt ein amerikanischer Geschäftsmann, das selbstausgestellte Zeugniß des ersten Charakters in der Tasche, als Glückskandidat in die Welt hinein. Wer einen ziemlich offenen Kopf hat und sich einen genügenden Waarenvorrath auf Credit zu verschaffen weiß, der ist ohne Weiteres zum Kaufmann qualificirt. Mit einem kühnen Satze überſpringt er sämmtliche kaufmännische Rangstufen. Es wird als lobenswerthe Energie angesehen, wenn ein Kaufmann die in allen jenen Geschäftsabtheilungen vorkommenden Arbeiten selber übernimmt, deren Schwierigkeiten er durch die Praxis schnell bemeistert. In Amerika ist es durchaus nicht auffällig, wenn der Besitzer eines Engros-Geschäftes, ungenirt wie sein Tagelöhner, die Aermel aufrollt und im Speicher oder gar auf der Straße beim Verpacken, Abladen ꝛc. von Waaren mit Hand anlegt. Würde sich ein Schnittwaaren- oder Kleiderhändler hier zu Lande schämen, seinen Kunden gelegentlich ein Packet mit gekauften Waaren ins Haus zu bringen, oder mit einem Bündel unterm Arm über die Straße zu gehen, so geschähe ihm besser, er wäre unterm alten Zopf im verknöcherten Europa geblieben, als unter freien, gleichberechtigten Menschen wohnen zu wollen, wo die Arbeit Niemanden Schande bringt. In einer solchen Lebensschule als Kaufmann installirt, war ich Laufbursche, Tüten-

Digitized by Google

dreher, Copist, Commis, Verkäufer und Buchhalter und zugleich wohlbestallter Handelsherr in einer Person. Meine erste Sorge, nachdem ich mich rasch angekleidet, ist, die Hausthüren zu öffnen und eine schmucke Auswahl von Röcken, Hosen, Hüten, Stiefeln, Krinolinen, Damenkleidern, bunten Decken, scharlachrothen und himmelblauen Hemden, farbigen Tüchern und ähnlichen Zierraten als Lockspeise für das schau- und kauflustige Publikum auszuhängen. Sobald ich darauf den „Store" ausgekehrt und die Waaren etwas von Staub gereinigt habe, heize ich, der ich nunmehr fast dreiviertel erfroren bin, in dem bleieisernen Ofen ein, — worauf unser Johann, der das Feuer kniftern gehört hat, behende unser Bett verläßt.

Gerade wie ich zum Frühstück gehen will, marschirt eine Gesellschaft von elegant bemalten Indianern bei dem Laden vorbei und bildet in ihren zerlumpten Kleidern, den im struppigen, schwarzen Haupthaar steckenden Hahnenfedern, den grünen oder buntgestreiften Wollendecken, welche sie wie römische Togas nachlässig schräge über die Schultern geworfen haben, den abgetragenen blauen Militärhosen und den perlenbestickten Moccassins eine zigeunerartige, pittoreske Gruppe. Die stolzen Herrn der Wildniß haben mehrere nicht gerade reizend aussehende Squaws im Gefolge. Einige Frauen tragen schwere Bündel muck-a-muck (Eßwaaren), mitunter einen oder zwei je fünfzig Pfund schwere Säcke mit Mehl auf solche Weise auf dem Rücken, daß ein über die Stirn geschlungenes breites Band die Last hält, welche sie, mit vorgebeugtem Körper kurze Schritte machend, mit Leichtigkeit fortschleppen. Die Männer halten es unter ihrer Würde, irgend etwas zu tragen und überlassen dieses, sowie alle Art von Arbeit, ihren gehorsamen Ehehälften. Andere von den braunen Damen tragen papuhs (kleine Kinder) in Windeln oder in Korbgeflechten auf dem Rücken, und eine Anzahl junger Rothhäute trottet, Zuckerkand kauend, mit glotzenden Augen nebenher.

Alle in Oregon lebenden Indianer reden, wie ich hier einschalten muß, außer ihrer eigenen Sprache das sogenannte Jargon, das aus verdorbenem Englisch und indianischen Wörtern zusammengesetzt ist. Das leicht zu erlernende Jargon führte die Hudsonsbai-Kompagnie im Nordwesten ein, damit sich die Weißen mit den Indianern, von denen jeder

Digitized by Google

Stamm seine eigene Sprache redet, leichter verständlich machen können. Die in dieser Skizze vorkommenden Wörter sind Jargon.

Mit dem lauten Zuruf: ezako (kommt herein) rede ich die Bande an, welche meiner Einladung nach längerem Besinnen Folge leistet und im Gänsemarsch in den Store hereinmarschirt kommt. Die Waaren anstierend steht die ganze Gesellschaft vor dem Ladentische und spricht lange kein Wort. Ungeduldig werdend rufe ich einem meiner Kunden zu: „wa — wa! (sprich) meike nan — nitsch Sicks (sieh Dich um, mein Freund)!" Endlich gurgelt ein rothbrauner Jüngling, der sich abseits geschlichen hat und im Store herumschnüffelt, offenbar in der Absicht, eine Gelegenheit abzupassen, um einige Kleinigkeiten zu stehlen — NB. eine Untugend, die allen Indianern angeboren ist! — „Kant-sche okuk pezé pu-sis-se (wieviel kostet diese grüne Decke)?" —

Freund Johann durch einen Wink bedeutend, den Rest der tugendreichen Bande unter seine specielle Obhut zu nehmen, beginne ich mit meinem rothbraunen Kunden zu handeln, der die grüne Decke scheinbar sehr sorgsam prüft, in Gedanken aber die Möglichkeit erwägt, wie ein Paar in der Nähe liegender Lederhandschuhe unvermerkt unter seiner Toga verschwinden könnten. Gleichgültig werfe ich die Handschuhe hinter den Ladentisch und erwiedere auf die vorhin über den Preis der Decke gestellte Anfrage: „lock-et Dollars presit-kum (vier und einen halben Dollar)." Der Indianer, der die Handschuhe noch nicht vergessen kann, stößt über den horrenden Preis einen flötenden Ton des Erstaunens aus „h-üüüüüh!" und ruft „helo dsckick-ka-ma (kein Geld)!" — Ohne mich auf diese offenbare Lüge näher einzulassen, indem ich sehr gut gesehen habe, daß er einen Lederbeutel mit héi-uh dsckick-ka-ma (sehr viel Geld) in der Hand hält, mache ich ihm begreiflich, daß die „Pusisse" skukum (dick, stark) sei; und während Freund Johann eine Klutsch-man (Fräulein), welche einige Glasperlen, für die sie zu zahlen vergessen, mit ungenügender Fingerfertigkeit in den Busen gesteckt hatte, mit dem Zuruf „Klattawa! Klattawa! (pack dich!)" ziemlich ungalant auf die Straße befördert, werde ich mit meinem getäuschten Handschuhliebhaber handelseinig und nehme ihm den für die „Pusisse" stipulirten Preis in harten Thalern ab, — und die bunte Gesellschaft trabt im Gänsemarsche aus der Thüre.

Digitized by Google

Diese Indianer (sei-washes) gehören zu verschiedenen in Oregon und dem Territorium Washington ansässigen Stämmen, wo sie zum Theil auf den ihnen von den Vereinigten Staaten reservirten Ländereien (reservations) unter der Aufsicht von „Agenten" wohnen. Außer den ihnen von der Regierung ausgesetzten Jahresgehalten verdienen sie nebenbei manchen Dollar durch Lachsfang, Pferdezucht, Jagd, Verkauf von Pelzwerk 2c. Täglich kommen sie in großer Zahl nach der Stadt und sind gute Kunden der Dallenser Kaufleute. Ihr Geld verausgaben sie freigebig für Mehl, Wolldecken 2c. und namentlich für allerhand Spielwerkzeug, z. B. Glasperlen, chinesisches Vermillon, kleine Glocken, Spiegel, messingene Ringe und dergleichen Dinge. Ihr Anzug besteht meistens aus alten Kleidungsstücken, welche sie entweder auf der Straße auflesen oder die sie sich schenken lassen. Die „wilden Indianer", zum Stamme der Snakes gehörend, kommen nicht nach der Stadt, sie sind Todfeinde der Weißen und berauben, morden und scalpiren die Reisenden und Goldjäger, wo und wann sich ihnen eine Gelegenheit dazu bietet.

Die indianische Noblesse putzt sich mit allerlei messingenen Zierraten, mit Glasperlen, Hahnenfedern, rother und grüner Tusche und phantastisch gearbeitetem Pelz- und Lederzeug möglichst bunt heraus. Wenn die halbgebändigten Kinder der Wildniß, die Squaws nach Herrenmanier auf den Gäulen sitzend, meistens zu zwei auf einem häßlichen Kai-uhß-Pony durch die Straßen reiten, so bilden sie mitunter höchst interessante Gruppen. Ich erinnere mich eines tei-i (Häuptlings) der Yakima-Indianer, der in einem mit farbigen Glasperlen überladenen und mit fliegenden Bändern, kleinen Glocken und Ledertroddeln behängten Anzuge auf einem jämmerlichen Pony in die Stadt geritten kam, sein Antlitz mit grellen Farben bemalt, bunte Federn wie ein Kakadu im Haar, den blitzenden Tomahawk schwingend und Schlachtlust grinsend, — ein Bild kriegerischer Größe, das den Ritter Don Quixote ohne Frage mit gerechtem Neide erfüllt haben würde. Seinem bejammerswerthen Pony hatte der Häuptling den Schwanz glatt abgeschnitten und ihm dafür einen von bunten Hahnenfedern angehängt. Stundenlang galoppirte der große Krieger, den armen Gaul mit Purzelbäumen maltraitirend, die Hauptstraße des Orts zum Jubel der Dallenser auf und ab, die ihn

Digitized by Google

gelegentlich aus den Schläuchen der Wasserleitung mit Wasser bespritzten, um seinen Muth abzukühlen.

Also „Klattawa", — Klattawa! und presto verschwunden sind die Rothhäute. Bald darauf verlasse auch ich den Store, um als du jour habender Compagnon zuerst, und zwar im fashionablen „Globe Hotel", zu frühstücken.

Die Eßtafeln im Speisesaal sind dicht besitzt von verwahrlosten Goldgräbern, welche die heißen Bissen mit staunenswerther Geschwindigkeit zu sich nehmen, und die einer civilisirten Gesellschaft sehr unähnlich zu sein scheinen. Aber nirgends in der Welt täuscht das Aussehen der Bevölkerung mehr, als in den Goldlanden. Oft trifft man bei näherer Bekanntschaft, namentlich unter alten californischen Minern, gebildete Leute, welche den äußern Firniß als etwas für ihre neue Lebensstellung Unpassendes abgestreift haben, und die man auf den ersten Blick für rohe Hinterwäldler, wenn nicht für schlimmere Charaktere, halten möchte.

Fast ein Jeder unter der Tischgesellschaft hat lange Messer und geladene Revolver bei sich, und Alles lärmt, commandirt, spricht und ißt hörbar durch einander, als sei man soeben dem Hungertode entronnen. Hier bestellt z. B. so ein Lumpacius Auriferus mit sonorer Stimme: Eier, Hammelsrippen und Ochsenbraten auf einmal und schnauzt den Aufwärter, der das Verlangte nicht schnell genug bringt, grimmig an. Dort erzählt ein Anderer, dem die unsaubern Hemdärmeln aus einem vielfarbigen Rock hervorgucken, dessen Zwölfdollarhosen mit Lappen von Sackleinwand geflickt sind, und dem das, wer weiß in wie vielen Monaten nicht geschnittene Haar bis auf die Schultern und der Bart bis auf die Brust herabreicht, seinen nicht minder räubermäßig gekleideten Tischgenossen haarsträubende Abenteuer von Gefechten mit Banditen und Indianern und von dem fabelhaften Reichthum der Boisé-Goldminen.

Da in den Dallenser Hotels französische Speisekarten nicht existiren und auch keine Schüsseln unbestellt auf die Tafel gesetzt werden, so nennen die „waiters" (Aufwärter) mit lauter Stimme jedem Gaste, sobald derselbe Platz genommen, die Namen sämmtlicher in der Küche vorhandenen Gerichte. Nach empfangener Bestellung wiederholen diese Ganymede der Goldjäger die Namen der verlangten Gerichte den Köchen am

Digitized by Google

nahen offenen Küchenfenster. Die lebendigen Speisekarten laufen dabei mit Dutzenden von Tellern und Schüsseln auf dem Arm fortwährend zwischen Küchenfenster und Speisesaal, wo der Ruf „waiter!“ — „waiter!“ — jeden Augenblick laut und zornig erschallt, wie eine wilde Hetzjagd hin und her. Mit ihrem unaufhörlichen Geschrei am nahen Küchenfenster, wie z. B.: „beafsteak, mutton chops and round for two (Beafsteak, Hammelsrippen und Beischüsseln für zwei Personen)!“ — „buckwheat cakes, ham and eggs, pigs feet, french rolls and single round (Buchweizenpfannkuchen, Schinken und Spiegeleier, Schweinspfoten, französisches Brot und Beischüsseln für einen Mann)!“ — „fried liwers, omelet broiled eggs, veal cutled, fried brains, stuffed heart and round for three (gebratene Leber, Omelette, gesottene Eier, Kalbscarbonade, gebratenes Hirn, gefülltes Herz und Beischüsseln für drei Personen)!“ wobei das r in round wie eine Haspelsäge schnarrt, — mit diesen Kommandoworten machen die Aufwärter womöglich noch mehr Lärm als die hungrige Tischgesellschaft. Zu dem „round“ gehören z. B. Pellkartoffeln, Ragout, warmes Brot, Zwiebeln, Radies und die gewöhnlichen Gemüsearten, was alles nichts kostet und gratis auf den Tisch gestellt wird.

Bescheiden nehme ich in einem Winkel des Speisesaals einen leeren Platz, studire die interessanten Physiognomien meiner laut redenden Tischnachbarn und verzehre meinen Morgenimbiß, den der aufmerksame Fritz mir schnell gebracht hat. Zwischen durch lese ich, um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, die Dallenser Morgenzeitung, „The daily Mountaineer“. Der Hauptinhalt dieses Blattes, wie der fast aller in den Minendistrikten veröffentlichten Journale besteht in plastischen Beschreibungen von neuen Minenstädten, in Aufzeichnungen von Diebstählen, Mord und Todschlag, Prügeleien in Hurdy-Gurdy-Tanzsalons und Spielhöllen, Ueberfällen von Straßenräubern und Indianern, Lynchprossen durch Vigilanten ꝛc. Damit wechseln ab Gedichte amerikanischer Sapphos, Anekdoten, Weisheitssprüche und blutdürstige Novellen, während interessante Leitartikel über Goldklumpen und Millionen von Goldstaub einem die Bitterkeit der Armuth und die Ungerechtigkeit des Schicksals klar machen.

Wieder im „Store“ angelangt rauche ich zunächst eine Pfeife vom besten Virginia, während Johann im „Umatilla-House“ seinen Morgen-

Digitized by Google

imbiß einnimmt. Sobald mein Genosse wieder da ist, ordne ich als du jour habender Compagnon unser Boudoir, d. h. ich mache das Bett auf ꝛc. — und alsdann beschäftigen wir uns den Tag über mehr oder weniger mit den Kunstgriffen eines vielseitigen Handels.

Hier kommen z. B. zwei schäbig gekleidete alte californische Miner, die Mäcene der Dallenser Kaufwelt, welche sich aus einigen Unzen Goldstaub mehr oder weniger blutwenig machen, ungenirt in den Laden hereinmarschirt. Johann legt hurtig seine Stummelpfeife weg und bemächtigt sich mit gewinnenden Blicken zutraulich des einen unserer Kunden. Im Handumdrehen und ohne viel um die Preise zu feilschen, hat er ihm einen nagelneuen Anzug nebst dazu gehörigem Unterzeug Alles „A. Nr. I.“ von der besten Qualität verkauft. Der Goldjunge kleidet sich sofort im Store neu um und schleudert die abgelegten Kleider, darunter ein Paar Stiefel, die er kaum vierzehn Tage auf den Füßen gehabt, verächtlich auf den Hof, der bis an das Ufer des nicht weit hinter demselben fließenden Columbia mit alten Röcken, Hosen, Unterzeug, Stiefeln, Hüten, Schuhen ꝛc. ganz übersäet ist, ein Assortiment von antiquirter Herrengarderobe, das die Habsucht eines altjüdischen Kleiderhändlers im höchsten Grade erregen möchte. Während des Umwandlungsprozesses jenes verwahrlosten Goldjägers habe ich mich seines Collegen in brüderlicher Fürsorge angenommen und diesem einen schweren Marine-Revolver nebst Ammunition einen fußlangen Arkansas Zahnstocher (Dolchmesser) und eine grüne wollene Decke als Equipirung zu einem Ausflug nach den Goldminen verkauft.

Nach gemachter Toilette stecken unsere zwei Freunde ihre Revolver und Zahnstocher in den Gürtel und ziehen aus der hinter dem Rockschoß an der Hose befindlichen Geldtasche langsam ihre ledernen Goldstaubbeutel hervor. Aus demselben schütten sie eine Portion Duft in den „Blower“, eine viereckige auf der einen Seite offene flache messingene Schale, worin der Goldstaub kunstgerecht hin und her geworfen und dabei durch Hineinblasen von Sand, kleinen Quarzstücken ꝛc. gereinigt wird. Nachdem wir uns über den Marktwerth des „Duft“, der im Preise zwischen zehn und achtzehn Dollars variirt, geeinigt haben, reinigen wir einen Theil davon, wiegen den uns zukommenden Theil auf der Goldwage ab, worauf sich

Digitized by Google

die Herrn, die sich noch einen Schluck aus unserer Reserveflasche hinter die Binde gegossen und eine ächte Havannah angezündet haben, freundschaftlich empfehlen. Johanns Kunde reis't nach San Francisco, in der löblichen Absicht, seine in Boisé erworbenen Schätze möglichst schnell unter die Leute zu bringen und sich dabei selber einen vergnügten Winter zu verschaffen. Sein Kamerad dagegen, der soeben halb bankerott von einer kleinen Spritztour nach Californien zurückgekehrt ist, wird sich morgen früh nach Oro Fino im nördlichen Idaho zu Fuß auf den Weg machen, um dort seinen Finanzen wieder aufzuhelfen.

Selten geht jedoch das Handeln so leicht von Statten. Die Race der noblen alten californischen Goldjäger verschwindet zum Leidwesen der Kaufleute immer mehr und mehr aus den Minenländern. Die meisten Goldkunden sind heutzutage so entartet, daß sie sich ein Vergnügen daraus machen, die Hälfte der Waaren in einem Store durch einander zu werfen und nach dem Preise von allen nur denkbaren Handelsartikeln zu fragen, ohne die Absicht, ein Stück davon zu kaufen. Diese Art des Handelns oder vielmehr des Nichthandelns wird in Oregon mit dem technischen Namen „to look around (sich umsehen)" bezeichnet. Unübertrefflich sind darin die „Webfoot miners" aus dem regnerischen Willamettethale, welche nicht die geringste Anlage von der freimüthigen californischen Art und Weise des Handelns besitzen.

Mitunter hat man mit unendlicher Mühe und einem Aufwand von brillanter Redekunst, welche Calhoun oder Webster Ehre gemacht hätte, einem solchen herumschnüffelnden Webfoot eine Partie Waaren angehandelt. Soll dieser dann bezahlen, so bestreitet er zunächst die Richtigkeit der Goldgewichte und gibt einem dann „Duft" von der allerschlechtesten Sorte, wofür er den höchsten Preis beansprucht, und der entweder halb von rothgelbem Sand ist, oder den er in Mußestunden mit fein gehobelten Kupferspähnen versetzt hat, was mit dem Kunstausdruck doctern bezeichnet wird. Geht man bei Empfang des Goldstaubs nicht mit äußerster Vorsicht zu Werke, und prüft ihn genau mit Scheidewasser, so kann man durch den sauber gearbeiteten, dem ächten Artikel täuschend ähnlich gemachten „Bogus Duft" (gedocterten Goldstaub) leicht arg betrogen werden.

Digitized by Google

Unsere Kunden sind von außerordentlich mannigfaltiger Art. Außer unsern Mäcenen, den alten californischen Goldjägern und den sich „herumsehenden Webfeet“, beehren uns amerikanische Ladys und spanische und amerikanische Señoras und Señoritas mit ihrem Besuch, oder es kommen Irländer, Franzosen, Deutsche, Neger, Halfbreeds (Mischlinge von Weißen und Indianern), Chinesen und „Greaser“ (Mexikaner) in den Store und wir radebrechen oft in verschiedenen Sprachen abwechselnd mit Kunden von verschiedener Nationalität. Dann erscheinen wieder Indianer und wir unterhalten uns im eleganten Jargon, z. B. „Kla hoim sicks!“ (Ich grüße Dich, mein Freund!) — „ich-te meike ti-cke?“ (Was willst Du kaufen?) — „Kant-sche ma-kuhk o kuhk?“ (Wieviel kostet dies?) — „Kal-tasch ick-te!“ (Schlechte Waare!) — „helo shame?“ (schämst Du Dich nicht!) — „wäck kumtux!“ (ich verstehe nicht!) u. s. f.

Gibt es weiter nichts im Laden zu thun, so stellen wir uns in die stets offene Hausthür, rauchen unsere Meerschaumpfeifen und beobachten das lustige Treiben in den Straßen. Mitten durch den Ort läuft ein Schienenweg, der nach dem oberhalb der Dalles-Stromschnellen am Columbia liegenden Landungsplatze Celilo führt. Soeben rasselt eine Locomotive blos zehn Schritt vor'm Store vorbei und warnt mit Glockengeläute Jedermann, ihr aus dem Wege zu gehen. Pferde werden wild durch den Lärm und rennen mit kutscherlosen Wagen davon, störrische Packmaulesel und Kaiuhß-Ponys mit giftigem Temperament schlagen hinten und vorn aus, beißen nach den Treibern, werfen sich hin oder spazieren auf den Hinterbeinen umher, bis die Stricke, mit welchen die Waarenballen auf ihrem Rücken befestigt sind, reißen, und Kisten und Packete rollen im romantischen Durcheinander auf die Straße.

Mitunter amüsiren sich die Dallenser mit den vor fast jeder Hausthür angebrachten Schläuchen der Wasserleitung, bespritzen sich gegenseitig und lassen das Wasser aus einem halben Dutzend Schläuchen hoch in die Luft spielen. Oder es ist eine Hundeschlacht im Gange, wobei die Zuschauer unter jauchzendem Geschrei die erbosten Thiere an den Schwänzen zerren und aufeinander hetzen. Aber plötzlich ertönt der Ruf: a fight, a fight! (eine Prügelei) und der Hundekampf verliert allen Reiz.

Es ist eine Schlägerei zwischen zwei angetrunkenen Irländern,

Digitized by Google

welche sofort die ganze Einwohnerschaft von The Dalles in eine ungeheure Aufregung versetzt. Auf das erste Signal davon strömt die halbe Bevölkerung des Orts zusammen, um das interessante Schauspiel zu genießen, und es ist zum Erstaunen, woher auf einmal so viel Menschen kommen, die alle in größter Seelenaufregung nach dem Kampfplatz eilen. Vielleicht hören wir auch aus einem der zahlreichen Trink-, Spiel- und Hurdy-Gurdy-Salons ein Paar Pistolenschüsse knallen. Der Tod schreitet plötzlich in die Mitte der ausgelassenen Menge und kalter Ernst tritt an die Stelle der leichtsinnigen Fröhlichkeit.

Fesselt sonst nichts in der Stadt meine Aufmerksamkeit, so stelle ich mich an das Pult und arbeite emsig mit der Feder, um dieses oder jenes von meinen oregonischen Erlebnissen in leicht fließende Prosa zu gestalten, oder ich suche die Schwierigkeiten eines widerspenstigen Verses zu bewältigen, wobei ich aber gewöhnt bin, jeden Augenblick von rücksichtslosen Kunden, z. B. von einem Indianer mit den Worten: „Kantsche o Kuhk“ gestört zu werden. Oder ich nehme meinen Gemsenstock zur Hand und mache einen längeren Spaziergang, ersteige die in der Nähe von The Dalles liegenden Basaltfelsen und freue mich an den leuchtenden Schneekuppen des Mount Hood und Mount Adams. Müde von Klettern setze ich mich zuletzt nieder auf eine einsame Basaltsäule, welche den grünen Columbia hoch überragt, werfe Steine in seine Fluth und beobachte das kreiselnde Wellenspiel, pflücke vielleicht ein hellblau Blümlein vom Rande des Abgrunds, das mich erinnert an des fernen Vaterlandes Blumen.

Unwillkürlich kommen dann alte Bilder und liebe Gestalten der Heimath an dem Spiegel meines Geistes vorübergezogen und verwirren sich mit der Umgebung der Gegenwart. Die Wellen rauschen Melodie, die Blumen öffnen ihre bunten Augen weiter und weiter und sehen mich freundlich an, als wollten sie sagen: „Nun, genir dich nicht und singe!“ und eh' ich's mich versehe, beginnen die Reime zu klingen:

Am Felsen plätschert der blanke Strom,
Liebkosend, mit grünlicher Welle,
Und birgt im Schoße den Himmelsdom
Und die Sonne, die goldenhelle.

Digitized by Google

Ein Blümlein pflück ich vom Felsenrand
Und werf's in die schimmernden Fluthen,
Die tragen es weit zum Vaterland
Durch Meere und tropische Gluten.

Und welket im Meere die Blume auch,
So bringen doch lauschende Winde
Des sterbenden Blümleins süßen Hauch
Zu den Lieben der Heimath geschwinde.

Ihr Winde meldet es leise nur
Wie schmeichelnde Frühlingslüfte:
„Ich sandte hinüber von Goldlandsflur
Euch die wonnigen Blüthendüfte."

„Und kann ich nicht selber bei Euch sein
So kann ich doch an Euch denken
Und Euch Allabend ein Blümelein
Ueber Meere und Länder schenken."

Aber ich muß mich beeilen, wieder nach The Dalles zu kommen, um die Ankunft des Passagierzuges von Celillo nicht zu versäumen. Hier kommt derselbe bereits mit Glockengeläute und Geheul der Locomotive durch die Straßen dahergedonnert, alle Waggons gedrängt voll mit wüst aussehenden Goldjägern. Sobald der Zug inmitten der Straße hält, ist derselbe von einer dichten und tobenden Menschenmenge umgeben, unter denen die Hotel-„Runners", welche den Goldtouristen die Vorzüglichkeit ihrer verschiedenen Gasthäuser mit lautem Geschrei anpreisen, einen wahren Höllenlärm machen. Hier und da treffen sich Bekannte, und solche, welche recht schwere Goldtaschen tragen, werden mit Hurrah begrüßt. Goldgräber und Kaufleute von den Minen arbeiten sich durch das Gedränge, halb erdrückt von schweren Goldlasten, so daß die geplagten Menschen einem ordentlich Leid thun.

Bald nach Ankunft des Bahnzuges von Celillo erschallt das schrille Dampfsignal des von den „Cascades" kommenden Flußdampfers, welcher Passagiere und Waaren von Portland und San Francisco und Briefe und Neuigkeiten von der äußeren Welt bringt.

Der Expreßbote überliefert uns Geschäftsbriefe aus San Francisco, und bald darauf höre ich durch die Bretterwand des Store's die Stimme

Digitized by Google

unſeres Nachbars, des Poſtmeiſters, der jeden Abend die Adreſſen der neuangekommenen Briefe den Dallenſern laut vorlieſt, wie er den ihm unausſprechbaren Namen auf einem ausländiſchen Briefcouvert zur Ergötzung der anweſenden Amerikaner langſam abbuchſtabirt: Miſter Dthi —o—bohr kä—ei—arr — — — —!" Da habe ich genug gehört und ſpringe ſchnell um die Ecke in die Poſtoffice — und bald habe ich den meinen guten deutſchen Namen verſpottenden Poſtmeiſter und Oregon und The Dalles vergeſſen, wie die bekannten Schriftzüge der Meinen zu mir reden, und der kalte Herbſtabend im fremden Lande wandelt ſich in einen ſonnigen Freudenabend für mich um. —

So lebte ich jahrelang in den Wildniſſen Oregons — einſam unter dem ruheloſen Treiben und doch lebendig umgeben von den Gedanken und tauſend Grüßen der Lieben des fernen Vaterlandes, umtändelt von ſchimmernden Bildern und lächelnden Phantaſien, welche mir als köſtliche Heimathsgabe über Länder und Meere gefolgt ſind und das Leben einer wüſten Gegenwart mit goldenen Erinnerungen verſüßten.

Theodor Kirchhoff
(in San Francisco).
Reiſebilder und Skizzen aus Amerika.
New-York, Steiger 1876.

Digitized by Google

Marie Lavoux, die Vaudoux-Königin.

Ein Nachtstück aus New-Orleans.

In New-Orleans thun die Neger nicht so geheim, wie auf Haïti, mit ihrem Fetischdienst, wahrscheinlich, weil sie weniger zu verbergen haben. Sie gestatten auch zuweilen weißen Leuten Zutritt zu dem großen Feste, welches sie jedes Jahr zur Verehrung der Schlange feiern, und so schildert denn ein Berichterstatter der New-Orleans-Times (1872) eine Scene des Vaudoux-Cultus, welcher er beigewohnt hatte.

„Am Montag (im Juli) ging ich auf den französischen Markt, um eine alte Negerin aufzusuchen, die dort seit Jahren an ihrem bestimmten Platze Grünwaaren feil hält. Ich wußte, daß sie „dazu gehörte" und mir Auskunft geben konnte. Sie verstand sich dazu, ich mußte ihr jedoch versprechen, über die Sache selbst reinen Mund zu halten.

Abends 8 Uhr saß ich auf der Pontchartrain-Bahn und als ich am Pontchartrain-See ankam, sah ich mehrere Gruppen schwarzer Leute, die sich lebhaft unterhielten. Ich wollte bis zum Festplatze nicht gehen oder fahren und nahm deshalb einen Nachen, in welchem ich bis an die Mündung des Bayou St. John gerudert wurde. Die Feier selbst sollte am Bayou Tschoupitoulas stattfinden. (Bayous sind Nebenarme des Stromes.) Dort war eine große Bude aufgeschlagen, dicht neben derselben standen einige hundert Leute: Weiße, Neger und Mulatten. Manche waren mir bekannt, und ich wurde ganz freundlich aufgenommen. Die Ceremonien hatten noch nicht begonnen.

Etwa eine Viertelstunde später kamen noch etwa hundert Leute in einem großen Boote an und gleich nachher in einem kleineren Fahrzeuge noch zehn Personen; unter diesen befand sich Marie Lavoux, die Vaudoux-Königin. Sie wurde beim Aussteigen mit Jubelrufen begrüßt.

Digitized by Google

Die Zahl der Anwesenden betrug jetzt mehr als dreihundert, Männer und Frauen so ziemlich in gleicher Menge; die überwiegende Mehrzahl bestand aus Schwarzen und Mulatten, etwa ein hundert waren Weiße, so ungefähr 40 Männer und 60 Frauen.

Marie Lavoux hielt eine Anrede in „Gumbo-Französisch" und sang dann:

„Salya ma coupeca."

Die Menge klatschte dazu in die Hände und fiel im Chor ein und sang:

„Mamselle Marie chouffezca."

Es war etwa 11 Uhr Nachts. Nach beendigtem Gesange befahl die Königin, ganz dicht am Seeufer ein Feuer zu machen; jeder Schwarze mußte ein Stück dazu herbeischaffen und wenn er es in die Flamme warf, dabei einen Wunsch aussprechen. Dann wurde ein großer Kessel über das Feuer gestellt und mit Wasser angefüllt, das in einem Bierfaß herbeigebracht worden war. Ein alter Mann warf Salz hinein und sprach dabei einige Worte in Kreolen-Französisch. Nach ihm trat ein junges Quadroon-Mädchen an den Kessel, in welchen sie Pfeffer schüttete, und sang dabei. Alles war in gespannter Erwartung, als dicht neben das Feuer eine Kiste gestellt wurde; aus dieser wurde eine schwarze Schlange herausgenommen, die man, als Dreieinigkeit, in drei Stücke zerhieb. Das eine Stück wurde von Marie Lavoux in den Kessel geworfen, das zweite von dem alten Manne, das dritte vom Quadroon-Mädchen. Dabei wiederholte der Chor das „Mamselle Marie chouffezca."

Nun verlangte die Königin eine Katze, welche sie in den Kessel warf, nachdem sie ihr den Hals abgeschnitten hatte; auch dazu sang der Chor dieselben Worte.

Die Königin verlangte einen schwarzen Hahn; sie band ihm die Füße zusammen und steckte ihn lebendig in den Kessel. Der Chor sang wieder.

Marie Lavoux rief nun, daß Jedermann sich entkleiden solle, und das geschah auch sofort. Alle schrieen und sangen dabei. Die Königin zog einen mit weißem und farbigem Pulver gefüllten Beutel hervor und befahl, daß alle einander bei der Hand fassen und rund um den Kessel tanzen sollten.

Digitized by Google

In diesen warf sie dann das Pulver und stimmte einen Gesang in Kreolen-Französisch an, in welchen der tanzende Chor einfiel:

„C'est l'amour; oui maman, c'est l'amour!"

Sie nahm ihre Uhr hervor, warf einen Blick auf das Zifferblatt und schrie:

„Li minuit! Tous moune à l'eau!"

(Es ist Mitternacht; Alle in's Wasser hinein!) Alle sprangen in den See und blieben etwa eine halbe Stunde im Bade. Als sie wieder auf dem Trockenen waren, sangen und tanzten sie eine volle Stunde lang und dann hielt die Königin eine Predigt, die mit den Worten endigte: „Jetzt dürft Ihr Alle Euch eine Stunde ausruhen." Die Menge zerstreute sich bunt durcheinander.

Alles blieb ruhig, bis auf der Seemuschel geblasen wurde; die Zerstreuten fanden sich wieder bei der Königin ein und es wurden dieselben Gesänge angestimmt. Marie Lavoux sprach: „Wer etwas zu essen mitgebracht hat, darf nun speisen." Sie aßen und tranken, bis wieder auf der Seemuschel geblasen wurde. Dann liefen sie zum Kessel und vier nackte Negerinnen, die einen weißen Turban um den Kopf gewunden hatten, schütteten Wasser in's Feuer, das nun nicht weiter brennen durfte. Auch dabei sang der Chor das „Mamselle Marie chouffezca". Der ganze Inhalt des Kessels wurde in das Bierfaß gethan und dabei sprach die Königin: „Das ist für's nächste Jahr. Nun müßt Ihr Euch Alle ankleiden."

Nachdem sie das gethan und um die Königin im Reigen herumgetanzt waren, ertönte die Seemuschel abermals.

Dann hielt sie eine lange Predigt; am Schlusse derselben fielen Alle auf die Kniee und sie spendete ihnen den Segen. Nachdem derselbe ertheilt war, sang der Chor wieder das „C'est l'amour etc." Inzwischen war die Morgendämmerung hereingebrochen und die Königin sprach: „Der Tag kommt; wir müssen ihn mit Gesang begrüßen und dann Alle heimgehen."

Ich stieg in meinen Kahn und fuhr mit dem ersten Zuge der Pontchartrain-Bahn nach der Stadt zurück.

Digitized by Google

Bilder aus Texas.

I.

Eine Gerichtsscene in Texas. Wilde Thiere.

Einer Gerichtssitzung in Texas beizuwohnen ist ein Kapital-Vergnügen, das ich, wenn sich mir eine Gelegenheit während meines Aufenthaltes in jenem Lande darbot, selten versäumt habe. Außer dem Genusse, den oft mit glänzender Beredsamkeit von den Advokaten geführten Reden zuzuhören, bietet das ganze Ensemble des Gerichtssaals ein Bild, dessen getreue Wiedergabe einem Hogarth Stoff zu unsterblichen Meisterwerken geben würde.

Da sitzt zunächst der Richter auf seinem erhabenen Sessel, in möglichst nachlässiger Stellung, die Füße in gleicher Höhe mit der Nase vor sich auf dem Pulte liegend und ein solides Stück von ächtem Virginia-Kautabak im Munde, aus dem er goldene Fontänen alle halbe Minuten nach rechts und nach links entsendet; vor ihm steht ein Eimer mit Wasser, aus dem er sich gelegentlich den Mund rein spült und bräunliche Stromwellen über das Pult auf den Boden spritzt.

Die Advokaten — die meisten mit geladenen Revolvern unter dem Rockschooße und sammt und sonders mit Energie Tabak kauend und, wenn nicht plaidirend, in dicken Folianten blätternd — benutzen denselben Eimer mit Wasser, um sich des Tabaks zu entledigen, wenn einer von ihnen eine Rede halten will. Die Zuschauer, gleichfalls mit Revolvern an der Seite und fast alle Tabak kauend, oft in Hemdärmeln und die Hosen in die Stiefelschäfte gesteckt, sitzen und liegen in pittoresken Stellungen ringsum auf den Bänken, balanciren auf den Rücklehnen oder liegen auf den breiten Fensterbänken. Einige nehmen sich die

Digitized by Google

Freiheit, aus Stummelpfeifen zu rauchen, und mitunter geht Einer in den mit einem Geländer umgebenen Raum, worin Richter und Advokaten hausen, spült sich am Eimer den Mund aus und nimmt einen Schluck. Sämmtliche Anwesenden haben aus Respekt vor dem Gesetze den Hut abgenommen und verhalten sich ziemlich ruhig, da jedes auffallende Geräusch, als gegen die Würde des Gerichtshofs verstoßend, sofort vom Richter mit Geldbußen strenge geahndet wird.

In einer solchen Gerichtssitzung, der ich in dem Städtchen Clarksville im nördlichen Texas beiwohnte, fand ein Zeugenverhör in einem Familienzwiste statt, wobei der Friedensrichter, ein Schneidermeister, präsidirte. Der Rechtsfall war wie folgt:

Ein besonders zanksüchtiger Texaner, der, seinen Schnurrbart kräuselnd, den rothhaarigen Friedensrichter und den Staatsanwalt hohnlächelnd musterte, hatte seine Frau durchgeprügelt und seine Schwiegermutter, die ihrer Tochter beistehen wollte, erst mit einem Stuhlbein um's Haus gejagt, sie dann mit einer geladenen Doppelflinte in's Kornfeld verfolgt und ihr schließlich gedroht, er werde sie scalpiren, falls er ihrer habhaft würde.

Richter und Publikum hatten offenbar für die Damen Partei genommen und zwei Rechtsgelehrte, angestellt als Vertheidiger des ungalanten Hinterwäldlers, den zehn Mann erst nach einem lebhaften Scharmützel im Urwald zu arretiren vermocht, hatten einen harten Stand, da der Richter ihnen alle Augenblicke in die Rede fiel. Einer derselben, der beide Füße bequem vor sich auf einen Tisch gelegt, ließ sich jedoch nicht abschrecken, die Schwiegermutter durch Kreuzverhör so in die Enge zu treiben, daß sie zitternd anfing, sich selber zu widersprechen, und der Casus für den Staatsanwalt bedenklich ward.

Unser Schneidermeister, der Friedensrichter, der eine besondere Malice auf den ihn verächtlich musternden Angeklagten zu haben schien, gebot plötzlich, nachdem er sich den Mund am Eimer hitzig ausgespült, mit einem Faustschlag auf das Pult, dem die Schwiegermutter verwirrenden Advokaten „Silentium!" stieg vom Katheder herunter, setzte sich neben die Schwiegermutter und sagte zu ihr: er werde sie beschützen, sie solle nur keine Angst haben, sondern frei von der Leber weg reden.

Digitized by Google

Dem Sekretär, der die Akten führte, gebot er, die ganze Sudelei von dem Verhör fortzuwerfen, und gab ihm einen halben Dollar, um besseres Papier zu kaufen und nach seiner Leitung die Akten wieder von vorn anzufangen. — „Und was Eure verdrehten Reden anbelangt," fuhr er fort, sich grimmig an die Advokaten wendend, „ich verstehe kein Wort von all' dem Unsinn. Ich habe auch noch ein Wort mitzusprechen. Was dort in Euren dicken Büchern steht, bleibt sich ganz gleich; ich weiß schon, wer Recht hat, so gut wie irgend Einer. Und wenn's vierzig solcher Rechtsfälle wären, ich würde jeden der Hallunken trotz aller Eurer Reden und Spitzfindigkeiten schuldig befinden. — Hallo! mein Tabak ist alle geworden! Hat nicht Jemand von Euch ein Primchen für mich?" —

Warum Advokaten stets geladene Revolver in der Tasche trugen und mit welchen wilden Thieren dieselben manchmal zu thun hatten, wird man am besten aus folgendem dort alltäglichen Begegniß erkennen.

Eines schönen Tages — es war am 22. Februar, dem Geburtstage Washington's — befand ich mich in meinem Hauptquartier, einem Advokaten-Bureau, in dem mich meine alten Freunde, die Pflanzer, gelegentlich mit zwanzig Dollar-Goldstücken und Rollen von „Greenbacks" erheiterten, und stand, meinen Meerschaum rauchend, gemüthlich am lustig brennenden Kaminfeuer, indeß ich mit zwei anwesenden Rechtsgelehrten einen Baumwollen-Casus kritisch beleuchtete, wobei es sich darum handelte, ob meine Wenigkeit oder die unter Onkel Sam's Namen den Süden ausplündernden Baumwollendiebe das nächste Anrecht auf ein Dutzend Ballen Baumwolle hätten, als ein halbangetrunkener Texaner in die Stube hereinwankte und in einem Lehnstuhl mir dicht gegenüber Platz nahm.

Unser Besucher war seit den letzten Jahren der Schrecken der Stadt gewesen. Alle zwei, drei Tage kam er in den Ort und schoß beliebig mit seinen zwei geladenen Revolvern — die er beständig schußfertig im Gürtel trug — in den Straßen herum, wobei verschiedene Male nur wie durch ein Wunder sowohl Herren als Damen seinen planlos umherfliegenden Kugeln entgingen. In mehreren Privatgefechten hatte er seine Widersacher mit Messerstichen gefährlich verwundet und einen derselben

Digitized by Google

erschossen, ging aber dessen ungeachtet und obgleich vor dem Gesetze als Mörder denuncirt, frei in der Stadt umher, da sich Niemand getraute, ihn zu arretiren.

Er war auf unser Bureau gekommen, um sich bei dem einen der daselbst wohnenden Advokaten, den er aus Versehen Tags zuvor auf der Straße fast erschossen hatte, für seinen Scherz zu entschuldigen. Mit mir hatte er nie Streit gehabt. Seine Frau Mutter, die eine ansehnliche Pflanzung in der Nähe unserer Stadt besaß, war in früheren Jahren einer meiner besten Kunden gewesen, so daß ich mit der Familie unseres Besuchers auf freundschaftlichem Fuße stand, obgleich ich diesem Sprößlinge derselben von jeher am liebsten möglichst weit aus dem Wege ging, weil ich an seinen Pistolenübungen wenig Gefallen fand.

Ich begrüßte ihn freundschaftlich: „Wie geht's, Pomp?" (Pompejus hieß der Ritter). Wie der Blitz riß er einen geladenen Revolver aus dem Gürtel und hielt ihn mir, nur zwei Fuß entfernt, vor's Gesicht, indem er den Hahn halb spannte und rief: „Rede nicht zu mir, Du verdammter Deutscher; ich schieße Dir den Schädel vom Kopf herunter!"

Ich gestehe es, mich überlief es eiskalt, als ich so hülflos vor diesem Tiger in Menschengestalt stand und ihm in's unheimlich blitzende Auge schaute. Bei einer wilden Bestie im Käfig wäre mir's wohler gewesen. Daß er nicht in Scherz zu mir redete, sondern bittern Ernst meinte, war unverkennbar. Was gilt auch das Leben eines Dutschman, wie man verächtlicher Weise unsere Landsleute an dieser Seite des Oceans öfters titulirt, einem solchen edelgeborenen Amerikaner, der sich himmelhoch über jenen erhaben dünkt! Er würde nicht mehr Gewissensbisse darüber empfinden, eine so tief unter ihm stehende Kreatur, einen Deutschen, niederzuschießen, als ob er ein Licht ausgeblasen hätte.

Ich blickte meinem Dämon möglichst kaltblütig in's Auge, was, wie mir instinktmäßig bewußt war, meine einzige Hoffnung auf Rettung aus meiner peinlichen Lage blieb, da er mir bei der geringsten Bewegung ohne Frage eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte.

„Ich will Dich, glaube ich, doch todtschießen," fuhr er, abgebrochen zwischen den Zähnen murmelnd, fort, und spannte den Hahn vollends — Klick! Unbeweglich stand ich dritthalb Fuß vor der Mündung der Pistole,

Digitized by Google

während es mir vorkam, als packte mich eine kalte Hand im Genick. Dann sagte ich bittend, doch bestimmt: „Laß das dumme Zeug, Pompejus, schieße nicht auf mich!“

Nachdem er, vorgebeugt im Lehnstuhl vor mir sitzend, den Finger am Drücker und die Mündung der Pistole gegen meinen Kopf haltend, mich fast zwei Minuten lang in dieser Stellung stier angeblickt, besann er sich eines Bessern und steckte den Revolver langsam wieder in den Ledergurt, worauf ich mich entfernte.

Meine beiden Freunde, die Advokaten, welche rechts und links etwas entfernt von mir an ihren Schreibtischen saßen und mir nicht helfen konnten, bemerkten späterhin, daß sie mein Leben nicht fünf Cents werth erachtet hätten und ihnen vor Entsetzen bei der jetzt geschilderten Scene der Athem still gestanden. Daß mein Freund Pompejus für diesen „Spaß“ nicht bestraft wurde, versteht sich von selbst.

Theodor Kirchhoff
(in San Francisco).
Reisebilder und Skizzen aus Amerika.
New-York, Steiger 1875.

II.

Zusammentreffen mit Indianern in Texas.*)

An einem etwa drei Meilen von Fort Inge hatten Indianer ihr Lager aufgeschlagen, und zwar an der Quelle des Leona, wohin wir einen Wagen begleiteten. Da ich zum ersten Male mit echten naturwüchsigen Wilden in Berührung kommen sollte, so war meine Neugierde sehr lebhaft. Es mochten etwa einhundert Indianer versammelt sein, zumeist Lipans, nebst einigen Tonkawäs und Mescaleros. Ein Regierungsagent hatte sie vor Kurzem aus den Ebenen hierher gebracht; sie sollten vertragsmäßig einen gewissen Jahresgehalt an Kleidung und Nahrungsmitteln erhalten, und waren dagegen die Verpflichtung eingegangen, fortan

*) Als Commentar zu diesem und dem vorhergehenden Stücke diene die folgende Nr. III.

Digitized by Google

sich ruhig zu verhalten und nicht mehr mit dem Scalpirmesser, sondern mit dem Pfluge zu hantiren.

Von Weitem gesehen nahm sich das Lager ganz malerisch aus. Ich gewahrte eine Gruppe von Wigwams, hellfarbige Decken und Feuer unter den schattigen Bäumen an der Quelle. Aber damit hörte auch das Malerische und Angenehme völlig auf. Ich will es dem Leser nur gestehen: die gezähmte Sorte von Indianern, welche er etwa zu Saratoga oder am Niagara, zu Eastport oder Montreal gesehen hat, sind nicht so sehr entartete Söhne des Waldes, als er wohl annimmt, aber zehnmal so gut und anständig als diese „noblen" Wilden von der Prairie. Hier gewahrte ich nichts als den armseligsten Schmutz, widerwärtige Unfläterei und ekelhaftes viehisches Wesen. Nicht ein Einziger hatte auch nur entfernt einen Anstrich von Würde; Alle hatten entweder einen unheimlich schielenden Blick oder zeigten stupide Gleichgültigkeit.

Unweit von diesem Lagerplatze lag ein einsames Haus, dessen Besitzer ein Herr Brown war; der Mann baute dort Mais, welchen er im Fort verkaufte. Es ist eine eigenthümliche Liebhaberei, sich unweit von solchen Nachbarn anzusiedeln. Wir fanden bei ihm eine Bande dieser indianischen Landstreicher, welche vierzehn Tage später wieder einmal über die Ansiedlungen herfielen, raubten, den Weißen die Kehle abschnitten oder ihnen die Schädelhäute abzogen. Wir verweilten einige Stunden im Lager und besahen fast alle Indianerwohnungen. Es waren Zelthütten, die aus Stangen und Thierhäuten bestanden, theils groß, theils kleiner. In jeder lagen einige Geräthschaften zerstreut, da und dort auch Felle und Decken. Frauen und Männer hatten sich Striche in das Gesicht gemalt, das dadurch einen noch häßlicheren Ausdruck bekam. Das Antlitz der Erwachsenen war grob, die Nase platt, die Backenknochen weit vorstehend. Die Jungen sahen weniger abstoßend aus. Alle bettelten in elender Weise um ein Almosen. Außerhalb des Lagers waren einige mexikanische Pferde an Pfähle gebunden. Der Häuptling Namens Castro war mit einigen seiner Krieger fortgeritten, um einen Besuch bei Chiquito zu machen, einem andern Häuptling, welcher gerade jetzt mit seiner Bande in der Uvalde-Schlucht lag.

Mit diesem Helden Castro machten wir unter bedenklichen Um-

Digitized by Google

ständen Bekanntschaft, als wir über die Höhenkette ritten, welche zwischen Guihi und Castroville liegt. Als wir von dem letzteren Ort noch sieben Meilen entfernt waren, vernahmen wir hinter uns ein Geräusch. Wir sahen uns um und fanden, daß eine Bande Indianer in scharfem Trab herankam. Zu langem Ueberlegen war keine Zeit. Allerdings wußten wir, daß damals keine bewaffneten feindlichen Indianer in der Nähe waren, aber konnte hier nicht eine Ausnahme vorliegen? Waren sie auf einem Beutezuge begriffen, so war unsere Habe ihnen gewiß sehr annehmbar, Pferd und Maulthier, Büchsen und Pistolen, und dazu alles Andere. Sollten wir nun fortsprengen, um zu entfliehen, oder uns in ein Gefecht einlassen, oder ruhig abwarten, was da kommen werde? Wir waren dermaßen in Sicherheit eingewiegt gewesen, daß wir sogar die Pistolen in den Sattelranzen gesteckt hatten, jetzt zogen wir sie rasch hervor und beschlossen, uns nicht von einander zu trennen. Die Indianer waren nun da; der eine zur Rechten, der andere zur Linken, der dritte drängte sich zwischen uns beide, die übrigen ritten hinter uns, wir kamen uns vor wie Gefangene unter Bedeckung.

Ich sah den Häuptling an und nickte ihm zu; er seinerseits nickte wieder und grunzte dabei. Was er damit andeuten wollte, weiß ich nicht. Dann wurde einige Minuten lang kein Wort gesprochen, die ganze Bande verschlang mit den Augen unsere Habseligkeiten und unsere Thiere, nichts schien ihren gierigen Blicken zu entgehen. Wir gaben das Compliment zurück und nahmen die unwillkommenen Gäste nicht minder scharf in Augenschein. Das Schweigen wurde unheimlich und ich brach es.

Lipanos? — Si (ja). Dann ein Grunzen. Pause. Americanos? — Si. Pause. — Nach San Antonio? — Yes. — Woher? — Von San Fernando. — Ho! Ein Blick auf die übrigen Indianer. Sind Indianer in San Fernando? — Ja; Viele. — Was für welche? — Lipans, Mescaleros, Kickapus, Comanches, Tokawäs, Seminolen; alle betrunken, alle närrisch.

Die letzte Bemerkung schien den Häuptling in heitere Laune zu versetzen; ich mußte ihm mehrmals wiederholen, daß sie alle betrunken seien, und er fragte dann: Waren sie das wirklich? Die übrigen lachten gleichfalls und ich war offenbar in der Achtung des Häuptlings höher

Digitized by Google

gestiegen, denn nun ließ er sich in eine Unterhaltung mit mir ein über Branntwein, Deutsche, Mais und Pferde. Ein Angriff stand jetzt nicht mehr zu besorgen. Ohnehin bemerkte ich, daß unter den Reitern hinter uns sich eine Frau befand. Ich fragte, ob sie seine Frau sei und erhielt ein Ja zur Antwort, aber in einer Weise, daß ich nicht weiter fragen mochte. Häuptling Castro war unterwegs nach San Antonio, wo er dem Indianer-Agenten von Seiten seines Stammes einen Vorschlag machen wollte. Die Lipans waren nämlich sehr geneigt, einen Ritt über die Grenze zu machen und den Mexikanern Pferde und Maulthiere zu stehlen, welche sie dann den Amerikanern zu verkaufen gedachten.

Castro trug einen Ueberwurf aus Hirschfell, der mit Glasperlen verziert war; auf dem Kopf hatte er einen Kranz von Eichenblättern, in den Ohren große Messingringe, und dem ganzen Gesicht entlang einen zinnoberrothen Streifen, welcher bis an den Rand der Augenlider ging. Augenbrauen und Wimpern hatte er, wie bei diesen Indianern gewöhnlich, ausgerissen. In seinem Gesichtsausdruck lag etwas Kräftiges, aber auch viel Verschmitztes und Brutalität. Die Squaw war zart und ebenmäßig gewachsen, schien aber sehr abgemattet zu sein. Sie ritt wie die Männer und trug einen ziemlich saubern Rock von Leder sammt ausgefranzten Leggins (Beinkleidung). Die Pferde waren klein und schlecht, der Häuptling ritt ein erträgliches Maulthier.

Endlich erreichten wir Castroville und entledigten uns dort unserer braunen Freunde, die sich gern im nächsten Branntweinladen von uns hätten bewirthen lassen. Später trafen wir bei San Antonio wieder mit ihnen zusammen. Alle waren schwer betrunken, bettelten uns an, und waren ärgerlich, daß wir alten Freunden eine solche Bitte abschlugen.

Unsere friedliche Unterhaltung mit den Wilden war gerade noch vor Thorschluß gekommen, und daß wir unsere Schädelhaut behielten, war im Grunde nur zufällig; die Wilden hatten beschlossen, sich erst noch einmal recht satt zu trinken. Gleich nachher brach offener Krieg aus: die Lipans raubten und mordeten und wurden deshalb niedergeschossen wie wilde Thiere.

Federick Law Olmsted.
Wanderungen durch Texas.

Digitized by Google

III.

Heutige Zustände.

Die in den Bildern von Kirchhoff und Olmsted geschilderten Zustände haben nicht nur ein historisches Interesse, weil sie Zustände schildern, die noch bis vor drei Jahren in Texas häufig genug waren, sondern sie zeichnen zum Theil noch heutige Verhältnisse. Im Jahre 1876 lebten noch Indianer an den Leon Springs, zwanzig englische Meilen von San Antonio. Bei Börne und Comfort wurden in demselben Jahre Viehdiebstähle von ihnen verübt, und die Farmer nicht weit von Auston wagten es nicht, ihre Kinder allein zur Farm ihres Nachbars zu schicken. Bis in die nächste Nähe von Friedrichsburg kamen sie noch im Jahre 1877, und selbst 1878 wurden von ihnen in den Counties Mason und Blano bei jedem Vollmonde Pferde gestohlen. Seit dieser Zeit sind sie jedoch 200 Meilen westlich und nördlich von Friedrichsburg nicht wieder bemerkt worden. Sie sind zurückgedrängt auf einen kleinen Streifen Landes, hoch oben in den Guadaloupe-Gebirgen, 100 Meilen oberhalb Fort Davis, und nur selten wagen sie es, aus ihren Schlupfwinkeln hervorzubrechen und bis in die Nähe von Fort Davis zu streifen.

Die Ursachen dieses plötzlichen Verschwindens der texanischen Indianer liegen in der energischen Verfolgung durch die Bundesarmee, namentlich seitdem General Kenzin 1875 mit einem Male 1000 von ihnen gefangen nach der Reservation gebracht hat, wodurch den rothen Raubrittern ein heilsamer Schrecken eingejagt wurde. Die mexikanische Regierung traf ihrerseits energische Mittel, um die Raubzüge der texanischen Indianer auf mexikanischem Gebiete und der ihrigen nach Texas zu verhindern. Ferner trugen dazu bei die Ausdehnung der Poststraßen, des Eisenbahnen- und Telegraphennetzes, wodurch die Militärposten schnell mit einander verkehren und bei Abwehr und Verfolgung zusammenwirken konnten. Schließlich mußten die zuletzt zurückgebliebenen Indianer vor der täglich wachsenden Einwanderung zurückweichen. Bald wird demnach der letzte vom texanischen Boden verschwunden sein, nachdem schon seit einigen Jahren keine Einfälle von ihnen die Grenzansiedelungen heim-

Digitized by Google

gesucht haben. — Im Jahre 1881 waren nicht weniger als neunzehn Eisenbahnen im Bau! (Nach der Deutsch-Amerikanischen Zeitung. Nov. 1881.) —

Im östlichen Texas, an der Sabine, bei Orange City, wo es, culturhistorisch gesprochen, noch dunkel ist wie in Central-Afrika, scheinen die Urzustände von Texas noch in mancher Beziehung fortzudauern, da es die Gegend der ehemaligen Sklavenbarone ist. Wie die eben citirte Deutsch-Amerikanische Zeitung (Nov. 1881) berichtet, hatten sich dort einige deutsche Einwanderer niedergelassen, um an den Schneidemühlen zu arbeiten. Die ritterliche Jugend jener Gegend hatte die „Nigger" von den Mühlen verjagt und die Eigenthümer der Mühlen hatten sie durch Deutsche ersetzt. Ein „Dutschman" gilt aber in den Augen der Rowdies nicht viel mehr als ein „Nigger". Sie zogen eines Nachts aus und schossen ihre Pistolen gegen die Holzhütte einer deutschen Familie ab. Eine Kugel drang der Frau in die Seite, dem Mann verletzten die Scherben einer zertrümmerten Fensterscheibe das Gesicht. In der Wiege lag ein krankes Kind, das der Schreck tödtete. Die Eltern liefen verzweifelt während der Nacht im Walde herum. — So amüsirt man sich im Osten von Texas mit dem Leben ganzer Familien. Die Behörden sind gegen die Rowdies-Banden machtlos. Aehnliche Scenen kommen aber auf der ganzen hunderte Stunden langen Gränzlinie der noch uncultivirten Gebiete im Westen an zahlreichen Punkten vor, wo die Deutschen nicht in respektabler Anzahl beisammen sind. B.

Digitized by Google

Scenen aus Arizona.

I.

Apachen-Gräuel.

Das Santa-Cruz Thal ist eine der reichsten und schönsten Gegenden Arizona's in Bezug auf Graswuchs und Ackerbau, die mir je vorgekommen. Stundenweit zogen wir durch wallende, drei bis vier Fuß hohe Grasfelder, und zwar zu einer Jahreszeit, wo in den mittleren und südlicheren Bezirken das Vieh aus Mangel an Futter dahinstirbt. Mesquitoholz und Baumwollenholz gibt es hier im Ueberfluß, und auf dem größten Theile des Weges nach Santa-Cruz fehlt es nicht an Wasser.

Drei Jahre sind es her, daß dieses schöne Thal von unternehmenden Hinterwäldlern bis zum Calabasas-Rancho, fünfzehn Meilen jenseits Tubac, wohl angebaut wurde. Als aber die Rebellion losgebrochen und damit auch die Ueberland-Postverwaltung aufgehoben wurde, ging das ganze Territorium mit einer Raschheit sondergleichen seinem Ruin entgegen.

Die Apachen, vermeinend, sie hätten die Weißen in einen panischen Schrecken gejagt, traten immer verwegener auf, so daß ihre Einfälle weit verheerender wurden. Ein Pachthof nach dem andern wurde durch Brand, Raub und Mord heimgesucht, — jenseit Tucson war keines Weißen Leben mehr sicher, und zu Tucson selbst zitterten die wenigen Einwohner, die dort zurückgeblieben.

Auf der Straße von vierzig Meilen fand ich eine gleiche Anzahl Gräber von Weißen, die von den Apachen in den letzten paar Jahren hingemordet worden; die Gräber der unglücklichen Ansiedler bildeten buch-

Digitized by Google

stäblich die Meilensteine der Heerstraße! Todesstille herrschte hier überall, — und dennoch hat die Verwüstung hier ihre eigenthümlichen Reize! Hier lagen Felder mit niedergerissenen Hecken — dort Häuser in Asche oder gewaltsam in Stücke zerrissen, — Schutthaufen sieht man dort, wo früher freundliche Häuser gestanden — kurz, wo das Auge hinblickt, lauter Ruinen, die düstere Ahnungen wecken, als harre bei jedem Schritte vorwärts unser ein plötzlicher Tod!

Selten habe ich ein Land durchwandert, das von der Natur so hoch begünstigt, welches zugleich aber durch seine Vergangenheit so niederdrückende Erinnerungen hervorruft. Tag und Nacht drehte sich die Unterhaltung um nichts als Mordscenen, und so oft unsere Aufmerksamkeit durch die Schönheit der Natur oder den Reichthum des Bodens gefesselt wurde, blickte uns im Vordergrunde auch ein steinbedecktes Grab entgegen.

Die Geschichte von Bill Rhodes, in dessen Rancho wir campirten, möge als Beispiel dienen! Alles war dem Verwegenen bisher geglückt, doch als er eines Abends nach Hause zurückkehrte, fand er seine Gefährten alle hingeschlachtet, und sich selbst sah er von einer Bande Apachen umzingelt. Es gelang ihm zwar, ihre Linie zu durchbrechen, doch sein Pferd war zu erschöpft, als daß er hoffen durfte, zu entrinnen.

Gerade als die verfolgenden Indianer ihm auf der Ferse waren, warf er sich in ein Weidengebüsch, wo er sie erwartete. Einen Kreis um ihn schlossen die blutdürstenden, wüthig schreienden Teufel, die mindestens dreißig Mann zählten. Er war aber zu keck und zu entschlossen, als daß diese höllischen Demonstrationen ihn hätten einschüchtern können. Drei Stunden lang hielt er sie mit seinem Revolver in Schach, obgleich sie fast beständig Salven von Flintenschüssen und Pfeile in das Dickicht schossen.

Endlich traf ihn eine Kugel in den linken Arm und zwar in der Nähe des Ellenbogens, so daß der Blutverlust ihn fast kampfunfähig machte. Er vergrub den verwundeten Arm in den Sand und führte den Kampf fort, bis die Indianer, voller Erbitterung über seinen hartnäckigen Widerstand, einen Gesammtangriff unternahmen, um ihm den Rest zu geben.

Nur zwei Schüsse waren ihm noch geblieben, — mit dem einen

Digitized by Google

schoß er den ersten Indianer nieder, der ihm nahte, worauf die Uebrigen auseinander stoben und sich fern hielten.

Da riefen sie ihm auf spanisch zu — seinen Namen rufend, — „er wäre ein tapferer Mann und er möge nur herauskommen — sie würden seines Lebens schonen!“ —

„Nein,“ rief er, — „hole Euch der T....., der Letzte von Euch soll fallen, ehe Ihr mich gefangen nehmt!“

Er hatte solche Beweise seiner Tüchtigkeit gegeben, daß sie zu Rathe gingen und am Ende fanden, daß er Recht hatte! Sie zogen von dannen, und er war es, der Herr des Schlachtfeldes blieb. Bill Rhode's Apachenkampf gehört heute zu den bedeutendsten Ereignissen der Geschichte von Arizona.

II.

Wiedervergeltung der Weißen.

Gegen Mitte des Januar war es, wo 28 Stück Vieh vom Hofe der Herrn Peoples und Dye am Antelope-Rancho, zwölf Meilen nördlich von Weaversville, gestohlen wurden. Zu Granite Creek wurden auch sechszehn Stück geraubt, während King Woolsey dreißig Stück Vieh vom Aqua-Frio-Rancho, dreißig Meilen südöstlich vom Fort Whipple, verlor. Ebenso waren den Minenarbeitern der Nachbarschaft viele Thiere gestohlen worden, so daß sie fast keine Transportmittel hatten.

Unter dem Commando von King Woolsey trat eine Compagnie zusammen, welche die Spuren des geraubten Viehes verfolgen und womöglich die Räuber züchtigen sollte, für welche man die Pinal-Apachen hielt. Achtundzwanzig Mann, die wohl bewaffnet und gut equipirt waren, zogen zu dieser Expedition aus. Von dem Hasiampa aus die Spur bis zum Aqua Frio verfolgend, schritten sie zwölf Meilen über die Frogtanks, von dort bis zur Mündung des Black Cannon, den sie bis zum San Francisco River hinabgingen, bis zum Anfang des unteren Thales.

Digitized by Google

Den ganzen Weg entlang fanden sie die Spur des geraubten Viehes, ohne jedoch irgend welchen Indianern zu begegnen. Als sie sechszehn Tage unterwegs waren, fingen die Lebensmittel an ihnen auszugehen, und so fanden sie es für nothwendig, einige Leute nach den Pimo-Dörfern zu senden, um neuen Proviant zu holen. In dessen Besitz gelangt, zogen sie dann Alle den Salinas hinauf, wo derselbe mit dem Rio Verde oder San Francisco River sich vereinigt.

Hier schlossen sich ihnen vierzehn Maricopas mit ihrem Häuptling Juan Chivaria an, unter der Führung unseres Freundes Cyrus Lennan, der sich freiwillig angeboten, die Expedition mitzumachen. An den Maricopa-Wells war nämlich auch dem Herrn Rogers, der die Indianerwaaren transportirt, Vieh gestohlen worden, nicht minder den Maricopas, und so war Herr Lennan gern bereit, zur Ausfindigmachung der geraubten Thiere mitzuwirken. Später stellte sich aber erst heraus, daß Herrn Rogers Kuhhirt selbst der Dieb gewesen; zwei seiner Maulesel sah ich zu Tucson wieder. Die Indianer wurden indessen nach allgemeinen Principien dafür niedergeschossen, und daß die geraubten Thiere wiedergefunden worden, nützt ihnen durchaus nichts auf dieser noch in der andern Welt. Ein zweiter Amerikaner, Namens Fischer, hatte sich auch der Expedition beigesellt.

Vereint zogen sie Alle einen Tag und eine Nacht durch die sog. „endlose Schlucht", mußten dann die Bergwand ersteigen und zogen fünfunddreißig Meilen weit auf dem Bergrücken hin, bis sie in ein kleines, von Bergen umschlossenes Thal hinabstiegen. Kein Ausgang aus dem Thale, und der einzige Weg, der hineinführt, war der, den die Wanderer gezogen! Noch immer verfolgten sie die Spur der vermißten Thiere und rasteten an dem Punkte, der heute „Bloody tanks" heißt, wo sie zum ersten Mal am hellen Tage Feuer anzündeten, um ein Morgenmahl zu sich zu nehmen, nachdem sie die ganze Nacht mit leerem Magen geritten.

Kaum schlug die Flamme aber in die Luft, so wurde sie von den Indianern auf dem Gipfel eines östlich liegenden hohen Berges mit einem anderen Feuer beantwortet. Bald wurden die Indianer selbst sichtbar, denn sie rückten auf das Lager vor, während sie ihre Flinten

Digitized by Google

schwenkten, dabei ihr Geschrei ausstießen und andere feindselige Demonstrationen machten, als forderten sie höhnend die Weißen zum Kampfe heraus.

King Woolsey sandte ihnen den Dolmetscher Tonto Jack entgegen, um zu erfahren, was sie wollten, ihnen zugleich sagen lassend, daß es nicht sein und seiner Leute Wunsch wäre, sie zu bekämpfen, sie möchten sich nur ihnen nähern, damit er ihnen einiges Pimole zum Geschenk mache! Die Einladung erfolgte, weil Niemand sicher wissen konnte, ob die Indianer Freunde oder Feinde wären. Herr Dye erzählt, als sie nahe genug gekommen, um mit ihnen zu reden, da benahmen sie sich sehr keck und riefen höhnisch: „Wir sind Eure Feinde, wir haben Eure Pferde und Euer Vieh geraubt, wir haben Euch gemordet, wo wir nur konnten, und werden damit fortfahren, so oft wir Euch begegnen! Seid Ihr keine Weiber, so kommt und nehmt den Kampf auf."

Nachdem sie lange zusammen gesprochen und ihnen betheuert worden, daß Woolsey und seine Leute nur die friedlichsten Absichten hätten, gelang es am Ende, die Indianer zu überreden, in's Lager zu kommen. Die Meisten von ihnen legten ihre Waffen außerhalb des Lagers nieder, wie ihnen vorher bedeutet worden. Einige aber hielten ihre Bogen und Pfeile unter ihren Serapas verborgen, und während sie in Unterhaltung begriffen waren, kamen Andere, einer nach dem andern, mit den Waffen herangeschlichen, die sie draußen hingelegt, bis gegen dreißig bis fünfunddreißig Indianer im Lager sich zusammenfanden.

Nach einiger Unterhaltung gab ihnen Woolsey zu verstehen, daß er ihnen einen Paß ausstellen würde, der alle Amerikaner in Kenntniß setzen solle, daß sie wackere Leute wären, mit der Aufforderung an Alle, sie als Freunde zu behandeln, wobei sie in Zukunft gut fahren würden — denn Niemand würde sie weiter beunruhigen! Da trat der Häuptling Par-a-muck-a auf, die Hand mit stolzer Miene schüttelnd, und gab Woolsey den Befehl, ihm einen Platz auf dem Sande zu ebenen, wo er sich setzen könne; „er wäre ein großer Häuptling und pflege nicht auf Felsen zu sitzen, wenn er sich unterhalte!" Woolsey wußte seinen Unwillen zu bemeistern und entfaltete eine rothe Wolldecke, die er dem Häuptling reichte.

Digitized by Google

Widerwillig nahm Par=a=muck=a das Dargebotene hin, breitete die Decke auf dem Boden aus und ließ sich darauf nieder! Dieses waren die Präliminarien eines arizonischen Vertrags! Alsdann rief Woolsey acht Maricopas auf, die er zu seiner Linken aufstellte, ihnen bedeutend, daß sie ihm bei Unterzeichnung des Documents helfen müßten. Die Weißen hatte er zur Rechten aufgestellt, und sie waren angewiesen, sich bereit zu halten ... Diese Vorbereitungen mußten Argwohn erwecken, und den fremden Indianern fing es offenbar an unbehaglich zu werden.

Einen Moment lang herrschte Todtenstille — dann zog Woolsey plötzlich seine Pistole, legte an und schoß den Häuptling auf dem Flecke nieder. Das war das Signal zur Unterzeichnung des Documentes! Allesammt fingen sie an, auf die Indianer zu feuern, sie rechts und links hin niederschießend ... Lennan, der vor den Maricopas stand, wurde von Woolsey gewarnt, sich vor einem lahmen Indianer mit einer Lanze, der ihn verdächtig ansah, in Acht zu nehmen. „Ich werde ihn schon auf's Korn nehmen! — rief Lennan, und das Gemetzel wurde allgemein.

Jene Indianer, die nicht sofort niedergeschossen wurden, kämpften wie Verzweifelte, — sie retirirten etwas, stürmten dann aber wieder vor! Einige von ihnen schwärmten umher und schossen ihre Pfeile im Laufe ab. Der ganze Kampf, wenn man es so nennen darf, dauerte kaum sieben bis acht Minuten.

Lennan, der unvorsichtigerweise vorgedrungen, hatte einen Indianer, der in der Nähe stand, niedergeschossen, aber den Lahmen vergessen, vor dem er gewarnt worden und der ihm im nächsten Momente die Lanze durch den Leib jagte. Dye sprang hinzu und schoß den Indianer nieder, Lennan war aber rücklings hingesunken mit dem Ausrufe: „Ich bin verloren!" Nur ein paar Minuten athmete er noch; die Lanze war ihm durch die Brust, gerade durch das Herz gefahren! Der Einzige, der außer ihm verwundet worden, war Tonto Jack, den ein Pfeil im Nacken getroffen hatte; der Maricopa=Häuptling Juan Chivaria hatte mit großem Muthe gekämpft und viel geleistet.

Die Indianer, die wir hingemetzelt, waren Tonto= und Pinal=Apachen; vier der Gefallenen waren Pinals, die zu dem Stamme von Mangus Colorado gehören; außerdem lagen zwanzig Tontos nieder=

Digitized by Google

gestreckt; die Uebrigen waren davon gerannt, obwohl das Blut aus ihren Wunden strömte, und es ist anzunehmen, daß Einige von ihnen auf der Flucht noch ihren Tod gefunden. Von der Gesammtzahl derer, die in's Lager gekommen, sind höchstens fünf bis sechs glücklich entkommen. Während des Kampfes sah man noch mehr Indianer auf den Hügeln, die aber nicht herunter zu kommen wagten. Der Schauplatz dieses Gemetzels hat verdientermaßen den Beinamen „Bloody tanks" (blutige Wassergruben) erhalten.

J. Roß Browne.
Abenteuer im Apachenlande.
Aus dem Engl. von Dr. H. Hertz. Jena 1871.

Tucson,

die Wüstenstadt im Apachenlande.

Bevor ich Arizona gesehen, hatte ich keine Ahnung davon, daß es innerhalb des Gebietes der Vereinigten Staaten eine Stadt gäbe, die in mancher Beziehung noch bemerkenswerther als Jericho sei, dessen Mauern bekanntlich durch Hörnerschall zusammenbrachen; denn hier haben wir es mit einer Stadt zu thun, deren Mauern gerade vornehmlich mit Hörnern aufgebaut sind, einer Stadt, die in gewissem Grade die Ideen verwirklicht, die ich mir von Sodom und Gomorrha machte, wie diese Städte gewesen, bevor sie durch die Rache des Herrn getroffen wurden. Es gereicht mir zur Befriedigung, daß meine Reisen in den verschiedensten Ländern meine Empfänglichkeit für neue Eindrücke noch nicht abgestumpft haben. Virginia-City kam jenen Städten schon nahe, doch war es der Stadt Tucson vorbehalten, den Beweis zu führen, daß es noch Wunder in der Welt gibt.

Digitized by Google

Wenn man die Neunzig-Meilen-Wüste durchzogen, eine Wanderung, die den Reisenden mit Staub bedeckt und ganz erschöpft, so glaubt man mit sanguinischen Erwartungen in der Hauptstadt Arizona's alle Bequemlichkeiten zu finden, welche die Civilisation uns zu bieten vermag. Hat man einmal die Bergspitze hinter sich, so wird das Auge, achtzehn Meilen unterhalb, den ganzen Weg entlang durch nichts als dürftiges Gebüsch von Mesquitoholz, von Salbei und Fetthols, durch Sandstrecken von dornigen Cactus erquickt. Dann aber sieht man die wunderbarste Zusammenwürfelung von Menschenwohnungen vor sich, die sich je zusammengefunden, eine Stadt von Schlammhütten, die, zerfallen und zerrissen, aus einem Gemisch von Staub und Schmutz zusammengesetzt schienen. Da liegen sie hingestreut zwischen zerfallenen Höfen, Schuppen, Backöfen, Gerippen gefallenen Viehs und zerbrochenem Töpfergeschirr. Keine Spur von Grün, alles versengt und öde in den Gluthen der Südsonne. Die Mauern sind von ungebrannten Ziegeln, keine Tünche, weder von innen noch von außen, zu sehen. Die Zimmerflur von harter Erde. Bewohnt ist der Ort von ausgedörrten, sonnenverbrannten Mexikanern mit ihren abgeschundenen Eseln, ihren Coyote-Hunden und ihren Kindern, die wie terra cotta aussehen; dann begegnen wir noch Soldaten, Fuhrleuten und wackern Minenarbeitern, die ausgemergelt um die Schnapsschenken herumlungern, während eine lärmende Bande von Sonoraner Seiltänzern in ihrem theatralischen Costüme unter dem höllischen Getöse von Fiedeln und Guitarren auf öffentlichen Plätzen ihre tollen Sprünge zum Besten geben.

Dieses und womöglich noch ein langer Zug von Regierungswagen, die sich anschicken, nach Fort Yuma oder dem Rio Grande zu ziehen, tritt uns sammt mehrerem Andern noch entgegen. Aber vergebens suchen wir nach einem Hotel oder einer Herberge, die uns aufnehmen könnte. Das Beste, was hier zu erwarten, ist noch ein Asyl innerhalb der trockenen Schlammmauer eines unbewohnten Hauses der Vorstadt, wo man sich in den Schlamm hinbetten kann. Dabei muß man aber seine eigenen Lebensmittel haben, die man sich selbst gut kochen kann; von Glück kann der noch sagen, der es so gut findet. Man erzählte mir, daß ein Schmied, Namens Burke, einen Freund zu sich nach Tucson eingeladen;

Digitized by Google

der Freund kam und den ganzen Tag lang unterhielten sich beide mit Branntweintrinken. Zu später Abendstunde meinte dann Burke, daß es Zeit wäre, nach Hause zu gehen. Er führte seinen Freund auf den Marktplatz und schickte sich an, sich auszuziehen. „Was machst Du da?“ fragte ihn der Gast. „Ich gehe zu Bett,“ lautete die Antwort; „hier ist der Ort, wo ich gewöhnlich schlafe!“ Und so streckten sie sich beide auf dem Platze hin, wo es mindestens nicht an frischer Luft fehlte. Der Gast fand es aber für rathsam, nicht länger zu verweilen, und zog Tags darauf nach dem Rio Grande.

Manche Gründe haben dazu beigetragen, Tucson lange eine ungewöhnliche Ruhe zu verschaffen. Bevor Arizona in den Besitz der Vereinigten Staaten übergegangen, hatten die Mexikaner einen Militärposten mit einer kleinen Truppenabtheilung hier, welche die Missionen und die benachbarten Getreidefelder vor den Apachen zu schützen hatte. Die Stadt zählte dazumal nur vier- bis fünfhundert Seelen, wurde aber seit 1854 die Hauptstadt des Territoriums, die abwechselnd von den Bundestruppen und Secessionisten besetzt wurde. Als Mittelpunkt des Handelsverkehrs mit den Nachbarstaaten von Sonora und weil sie an der Hauptstraße vom Rio Grande nach Fort Yuma liegt, wurde sie in den letzten Jahren vor Losreißung des Südens der Zufluchtsort der Handelsleute und Spekulanten, aber auch der Tummelplatz für Spieler, Pferdediebe, Mörder und fahrende Politiker. Alle Leute, die in Californien nicht länger bleiben durften, fanden, daß das Klima von Tucson ihrer Gesundheit sehr zuträglich sei. Wenn man die ganze Welt durchforschte, würde man kein so verworfenes Schurkengesindel finden, als woraus dazumal die Hauptgesellschaft von Tucson bestand. Jedermann ging bis an die Zähne bewaffnet und Straßenkämpfe und blutige Raufereien waren tägliche Vorkommnisse.

Seitdem aber vor zwei Jahren die californischen Freiwilligen gekommen, hat sich der Zustand der Dinge in dieser köstlichen Hauptstadt ernstlich verändert. Die Bürger, die sich hier noch aufhalten, leben ganz und gar wie Lazzaroni; denn die bewohnbaren Häuser sind ihnen zum Gebrauch der Offiziere und Soldaten abgenommen worden, die ihr Besitzthum vor den Apachen zu schützen haben. Sie haben freilich Anspruch

Digitized by Google

auf Miethe, Ansprüche, die sie wohl verkaufen könnten, wenn nur irgend Jemand käme, der ihnen für solches Papier Geld gäbe.

Früher hatten sie freilich große Sorgen um ihr Vieh und ihre Schafe, Sorgen, deren sie heute ganz und gar enthoben sind. Vieh und Schafe sind längst ein Raub der Apachen geworden, deren Raubanfälle immer verwegener wurden, und die Schweine, die früher ungehindert am hellen Tage sich auf den Straßen umhertrieben und in der Nacht auf den Höfen eingeschlossen waren, sind als Bedürfniß für das Militär verwandt worden. Eier sind hier selten geworden, denn es gibt keine Hennen mehr, die gackern. Der Trunkenheit steuert wirksam ein geschriebener Befehl, der den Verkauf von geistigen Getränken auf drei besondere Etablissements beschränkt, deren Eigenthümer eine gewisse Summe für Spitalbedürfnisse zu erlegen haben; denn die Gelder werden zum Besten der Kranken und Verstümmelten verwandt, die ein Opfer ihres Eifers bei Verfolgung der feindseligen Indianer geworden. Dem Spiele wird auch sehr entgegengewirkt; denn Niemand spielt hier, wenn er kein Geld hat oder sich keins borgen kann. Die öffentlichen Anordnungen sind von der trefflichsten Art .... Die freiwilligen Soldaten sind in der ganzen Stadt aufgestellt — in den Schnapsläden wie den Montetischen und zweideutigen Häusern — um die Ordnung dort aufrecht zu erhalten oder vielmehr sie gehen aus freien Stücken hin, was auf dasselbe hinauskäuft. Für die Sicherheit des öffentlichen Eigenthums ist schön gesorgt; denn das Proviantlager des Commissärs ist durch ein Schloß an der Thür gesichert und zugleich steht eine Wache mit einer Muskete davor, so daß Niemand weder bei Tag noch bei Nacht hinein kann, um hundert Pfund Kaffee oder Zucker zu stehlen, die Privatpersonen dort zur Aufbewahrung hinterlegt, es sei denn, daß man die Wache niederschieße und das Schloß abreiße, wenn nicht gar ein Loch durch die Thonmauer stieße. Sollte sich einmal derlei ereignen, so fällt damit ein Flecken auf die ganze Garnison, und der Verlust müßte dann aus öffentlichen oder Privatmitteln sofort ersetzt werden; denn sonst würde man ja sich eigene Vorstellungen über die Sache machen. Obwohl zwei Compagnieen tüchtiger, wohlbewaffneter Soldaten zu Tucson in Garnison liegen, so ist für die öffentliche Sicherheit wohl nichts zu fürchten,

Digitized by Google

schwärmen die Apache-Indianer auch schon in einer Entfernung von drei Meilen vom Platze umher. Die Bürger ziehen in Streifpartieen von fünf bis sechs Personen aus, wenn es noth thut, unglücklichen Reisenden Hülfe zu bringen, die auf einer Geschäftsreise den Gefahren eines Ueberfalls preisgegeben sind, und auch die Papagoe-Indianer leisten Verdienstliches, wenn es der Verfolgung der feindseligen Indianer gilt, die das Land beunruhigen.

Ein Aufenthalt von zwei bis drei Tagen und wir hatten genug an der Hauptstadt von Arizona.

Um aber mit Dr. Johnson zu reden, der, als er von der Höhe auf die Straße hinab blickte, die aus Schottland nach England führt, einstens ausgerufen: „Dies wäre die schönste Aussicht, die er in Schottland gefunden," — sei mir denn auch zu sagen gestattet: die schönste Ansicht von Tucson hat man, wenn man auf der Straße nach Fort Yuma die Stadt im Rücken hat.

J. Roß Browne.
Reisen und Abenteuer im Apachenlande.
Aus dem Englischen von Dr. H. Hertz.
Jena 1871.

Digitized by Google

Gridley

der Unsterbliche und sein Mehlsack.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der Amerikaner, daß sie ihre Municipal- und politischen Institutionen in jedwedes ihrer neuen Territorien einführen. Eine sogenannte „Stadt", bestehend aus zwei Häusern und einem halben Dutzend Einwohnern, muß ihren Mayor und ihren Gemeinderath, ihre Volksversammlungen und ihre Wahlaufregungen haben. Ein Amerikaner könnte ebenso wenig leben ohne Reden zu halten oder deren zu hören, ohne ein Amt zu bekleiden oder einen Andern in ein Amt zu heben, ohne sich an einer Fackellichtprozession zu betheiligen und seinen Hut in die Lüfte zu schwenken, — als er ohne Journal und heißen Grog fertig werden könnte. Von diesen bemerkenswerthen Zügen des amerikanischen Lebens war Austin auch nicht frei, denn im April 1864 wurde mit gebührender Feierlichkeit die Municipalverfassung der Stadt gutgeheißen, worüber die Bürgerschaft Freudenfeste veranstaltete. In Betreff der politischen Tagesfragen herrschte dazumal ungemeine Aufregung; die Republikaner und die Copperheads oder Demokraten waren hier in ziemlich gleicher Stärke, und die Stimmung der Parteien war eine sehr aufgeregte, wenn nicht gar eine feindliche. In Bezug auf die Fragen, die auf der Tagesordnung standen, worunter die Wahl des Mayors die erste Stelle einnahm, wurden viele Wetten eingegangen, denn von dem Erfolge hing nicht blos ein lokales oder persönliches, sondern ein nationales Interesse ab. Die beiden Candidaten standen sich ziemlich gleich, auf demokratischer Seite wurde mein Freund David E. Buel, „Onkel Dav", wie ihn seine Mitbürger vertraulich nannten — aufgestellt, ein Mann von imponirendem Aeußeren, sechs Fuß vier Zoll

Digitized by Google

hoch, im Verhältniß ebenso breit — ohne irgend einen Makel als den, daß er immer auf der unrechten politischen Seite stand — dabei aber von einem so aufrichtigen, edlen, unumwundenen Wesen, daß die ehrlichen Minenarbeiter sich wunderbar zu ihm hingezogen fühlten! ... Buel war ja selbst ein Minenmann, und wegen seiner Energie und Biederkeit genoß er des besten Rufes. Um einer schlechten Sache Kraft und Achtung zu verleihen, konnte man keinen populäreren Candidaten aufstellen als ihn, und es stand gar zu erwarten, daß er einen bedeutenden Theil der Republikaner für sich zählen würde, hätte die Wahl zu einer andern Zeit stattgefunden. Der Candidat der Gegenpartei war Carl Holbrook, ein junger Mann von vortrefflichem Charakter und ausgezeichneter Geschäftsgewandtheit; er hatte ein schönes Haus mit Laden aus gehauenem Granit und zählte zu den ersten Kaufleuten der Stadt. Seine Rechtschaffenheit stand über jedem Zweifel erhaben, seine Intelligenz war eine hervorragende, und in politischer Ueberzeugung gehörte er zu den Ultra-Unionisten. Die Kämpfer nahmen mit Herz und Seele den Kampf auf, die Wette war einmal an der Tagesordnung und jede Partei hoffte zuversichtlich auf Erfolg. Unter den Wetten müssen wir eine hervorheben, die etwas excentrischer Natur war. Dr. H. S. Herrick ging mit R. C. Gridley folgende Wette ein: Würde Buel erwählt, so mußte Herrick einen Sack Mehl von Clifton nach Ober-Austin tragen, eine Entfernung von etwa anderthalb Meilen, und zwar bergauf; würde aber Holbrook gewählt, so mußte Gridley einen solchen Sack von Ober-Austin nach Clifton tragen, wobei er freilich den Vortheil hätte, daß es bergab geht. Die Wahlschlacht war eine aufregende — es wurde auf beiden Seiten tapfer und mit ehrenhaften Mitteln gestritten. Holbrook, der republikanische Candidat, trug eine hübsche Majorität davon — denn das Gefühl des Volkes war ein richtiges, wo es der großen Frage der Aufrechterhaltung der Union galt!

Treu seinem Worte stand Gridley zur festgesetzten Zeit mit seinem Sacke Mehl bereit und eine unzählige Menschenmasse drängte sich in Ober-Austin, um sich die neue Schaustellung mit anzusehen. Es fehlte auf beiden Seiten nicht an Humor und man lachte weidlich, — denn zwischen dem siegreichen und geschlagenen Candidaten waltete das beste Einver-

Digitized by Google

nehmen ob; — wer gewonnen und verloren nahm gleichen Antheil an dem Spaße! — Man bildete eine große Procession, an deren Spitze eine treffliche Musikbande zog, die neuen Beamten, den Herrn Mayor eingeschlossen, folgten zu Pferde den Musikanten, und dann kam der Held des Tages, der furchtbare Gridley, mit seinem Mehlsack auf dem Rücken! An jeder Seite ein Fahnenträger, der die Fahne der Union hoch flattern ließ. Gridley führte seine Aufgabe durch wie ein Mann, nimmer wankend vor dem glorreichen Symbole der Freiheit. Um aufrichtig zu sein, so verehrte er dasselbe in seinem Herzen, mochte er dieses auch in excentrischer Weise an den Tag legen; die Freunde und die Fremden folgten dem Zuge, und niemals hat man ein solches Leben in Austin wieder gesehen. „Vorwärts, Gridley," „Halte fest, Gridley," „Gridley, sage nie, ich kann nicht mehr." — Das waren die Worte der Ermunterung, die ihn von allen Seiten begrüßten. Als er in Clifton eingetroffen, gab irgend ein unternehmendes Genie, dessen Speculationsgeist mit seinem Patriotismus gleichen Schritt hielt, den Rath, daß man den Sack Mehl zum Vortheil der Gesundheits-Commission verkaufen solle — ein Vorschlag, der mit grenzenlosem Beifall aufgenommen wurde ... Flugs wurde ein leeres Faß oder eine Waarenkiste geholt, auf die sich der Auktionar stellte ... Es wurde lebhaft geboten, das Publikum schien aber für den Spaß nicht allzu aufgelegt — denn das Mehl brachte kaum fünf Dollars auf. Da beschloß man denn eine zweite Auktion in Austin zu veranstalten — der Mehlsack wurde wieder unter Prozession zurückgetragen, und zwar unter Aufspielen der „Dixie" Melodie. Die entschiedensten Demokraten waren übergegangen — denn die Sympathie für die leidenden Soldaten hatte alle Parteien vereinigt, — die Republikaner hatten einen politischen Meisterzug damit gethan! —

Die Procession hielt vor dem Ladengeschäfte des ehrenwerthen Mayor, eine unendliche Menschenmenge füllte die Straße, jeder war hinausgeeilt, um sich den Spaß anzusehen ... Die Minenarbeiter waren aus ihren Löchern hervorgekrochen, die Capitalisten kamen aus ihren Holzhäusern, die Geschäftsmänner aus ihren Waarenmagazinen, und Weiber und Kinder gar aus ihren Hütten.

Unter allgemeinem Jubel wurde der Sack Mehl noch einmal auf

Digitized by Google

die Auktion gebracht, und da war es mit dem Bieten ernstlich gemeint. Sie überboten sich um hundert, fünfzig und zwanzig Dollar, in ihrem Eifer überboten sie sich selbst. Republikaner und Demokraten um die Wette, ohne Unterschied. Die beste Stimmung herrschte vor und 3000 Dollar war das glänzende Resultat. Der letzte Ersteigerer schenkte sofort seinen Sack an den Sanitätsfonds zurück, und so wurde denn am folgenden Tage eine dritte Auction abgehalten, die wiederum 1700 Dollar einbrachte. Daß eine so bedeutende Summe zu dem bemeldeten Zweck zusammengekommen, ließ in dem Geiste Gridleys seinen Patriotismus erst recht aufflammen; es war eine glorreiche Sache, die also die Sympathien aller Parteien für sich wachrufen konnte, und so gab sich ihr Gridley mit Leib und Seele hin. Mit diesem Sack Mehl gedachte er eine Anstalt zu schaffen, die ihn verewigen mußte, da er den kranken Soldaten eine glänzende Schenkung und sich selbst einen Namen dadurch machen würde. So zog denn Gridley mit seinem Sack Mehl von dannen. Zu Virginia City brachte er 8000 Dollar auf, zu Sacramento 10 000 Dollar und zu San Francisco sogar 15 000 Dollar. Zu San Francisco war ich Augenzeuge der Procession — es war ein denkwürdiges Ereigniß! Nie bot die Montgomery-Straße einen glänzenderen Anblick dar! Die Schönen und die gute Gesellschaft der Stadt waren versammelt, und so war Gridley in seinem glorreichen Aufzuge derjenige, der von Allen angestaunt wurde! Wer hätte da nicht Gridley sein mögen, als man ihn als den großen Mann der Zeit bewunderte! Wie wären Grant und Sherman in Schatten getreten, wo Gridley ihnen gegenüber stand! So wußte denn Gridley überflüssiges Geld dem freigebigen Publikum aus der Tasche zu locken und damit leistete er der Sache der Freiheit einen guten Dienst, — alle Ehre für Gridley!

Ueber die Erlebnisse des ausgezeichneten Mannes an den Küsten des atlantischen Meeres habe ich wunderbare Zeitungsberichte gelesen. Ueberall wurde er bewirthet und angestaunt, bewundert und bejubelt — in illustrirten Wochenblättern wurde sein Bild vervielfältigt, in die Wolken gehoben und gar scherzhaft als der unwiderstehliche Gridley ausposaunt! — und das große Ende von Allem war, daß er hunderttausend Dollar für die Gesundheits-Commission zusammenbrachte. So

Digitized by Google

ſei denn Gridley immerdar geprieſen; möge er im Munde des Volkes beſungen werden. Es war eine edle Speculation, die auf einem Mehlſacke und der Volksſympathie für eine edle Sache fußte, — die zu Auſtin begann und mit einem Reinertrag von hunderttauſend Dollar für die leidenden Soldaten endete, während ſie den Namen Gridley unſterblich machte. Auf dieſen Ruf hin kam er in Beziehungen zu Herrn John W. Harker und anderen erfahrenen Finanzmännern, und ſo gelang es ihm, hinreichende Capitalien in New-York zuſammen zu bringen, um nach Auſtin zurückzukehren und dort eine Bank zu gründen; das große Bankinſtitut, bekannt unter dem Namen „Erſte Nationalbank von Nevada", iſt nunmehr eines der erſten Geldinſtitute des Landes.

Da Buel in ſeiner Candidatur um die Mayorswürde von Auſtin unterlegen, ſo entſchloß er ſich, als Candidat für die Gouverneurſtelle des Staates aufzutreten, denn der Gouverneur zu Carſon hatte ihn als ſolchen aufgeſtellt. Allein zum Unglück für ihn war der Staat republikaniſch geſinnt, und obwohl mein ehrenwerther Freund bis zuletzt den Muth nicht ſinken ließ und ſelbſt viele Stimmen für ſich hatte, unterlag er dennoch wieder. Möge er das nächſte Mal bei der Wahl ſeiner Partei mehr Glück haben. Er iſt ein ehrenwerther Mann und verdient in einer guten Sache den Preis davonzutragen. Buel iſt freilich noch immer unter den Lebenden — doch politiſch iſt er heute todt!

J. Roß Browne.

Digitized by Google

Die Indianerstadt Zuni in Neu-Mexiko.*)

Das Plateau, welches uns noch von Zuni trennte, zeigte sich als eine wellenförmige Ebene; dieselbe war reichlich mit Cedern bewaldet, welche uns zugleich die Aussicht auf die Zuniberge, oder vielmehr auf die ersten Joche der Rocky Mountains fast beständig raubten, und nur gelegentlich einen Blick auf die hohen, malerischen Felsenthürme und Wälle gestatteten, was aber genügte, mich die Lage der Indianerstadt genau errathen zu lassen.

Zur späten Nachmittagsstunde erhielten wir eine volle Aussicht auf das Thal und die Stadt Zuni mit den prachtvollen Felsformationen im Hintergrunde. Große Schafheerden weideten ruhig nach allen Richtungen hin; auf den Ländereien aber, welche an den Zuni-Fluß stießen, erblickte ich eine bedeutende Anzahl von Männern, die sich wie die Bienen unter einander bewegten und emsig mit der Frühjahrsbestellung ihres Bodens beschäftigt waren. Der dunkle Hintergrund mußte wohl unsere Expedition für die fleißigen Indianer nicht so sehr hervortreten lassen, denn wir waren schon weit ins Thal hineingeritten, als einige der Zunis unsere Annäherung erst bemerkten und die ganze Gesellschaft sich schleunigst in einem Haufen zusammenrottete. Augenscheinlich waren die Leute über unser unvermuthetes Erscheinen erschreckt (wie sie uns später erzählten, hatten sie uns aus der Ferne für feindliche Navahoes gehalten), als ich aber mit Peacock heranritt und sie aufs Freundschaftlichste begrüßte, ihnen den Zweck unserer Reise mittheilte und zugleich nach den beiden Häuptlingen José Maria und José Hatche, sowie nach Pedro Pino, dem Gober-

*) Balduin von Möllhausen. Reise in die Felsengebirge. 2 Bde.

Digitized by Google

nadore fragte, da schwand ihre Besorgniß, und aus meiner Bekanntschaft mit den Namen ihrer vornehmsten Krieger schlossen sie, daß ich schon früher dort gewesen sein müsse. Mit größter Dienstfertigkeit führten sie uns an einen Wasserpfuhl in dem fast ausgetrockneten Flusse, in dessen Nähe wir sogleich unsere Zelte aufschlugen. Die friedliebenden Menschen füllten bald unser ganzes Lager an, denn in der Ueberzeugung, daß sie nichts von unserem Eigenthum berühren, viel weniger noch entwenden würden, rieth ich dazu, ihnen in jeder Beziehung freundlich zu begegnen und nicht das Gefühl von Männern zu verletzen, die sich wie harmlose Kinder um uns schaarten.

Da die meisten der Zuni-Indianer der spanischen Sprache und auch einiger englischen Worte mächtig sind, so war bald nach unserer Ankunft keinem derselben mehr der Zweck unserer Reise fremd. Als die Sonne sich den westlichen Berggipfeln zuneigte, bestiegen sie, augenscheinlich mit der größten Befriedigung über unsere Anwesenheit, zu Zweien und Dreien ihre nahebei weidenden geduldigen Esel, und trabten mit den Waffen an der Seite, den Ackergeräthschaften auf der Schulter, fröhlich ihrer friedlichen Stadt zu, die sich in der Entfernung von sechs Meilen auf einem kleinen Hügel erhob. Nicht wenig erfreut war ich, als kurz vor Abend der Häuptling José Maria auf einem schönen Pferde zu uns ins Lager galoppirte, und mir sogleich unverhohlen seine Freude über das Wiedersehen zu erkennen gab. Wir theilten ihm mit, daß wir vor unserer Abreise nach Fort Defiance einen Tag dort zu rasten wünschten, und am folgenden Morgen die Stadt besuchen, sowie dem Gobernadore unsere Aufwartung machen würden. Der Indianer äußerte, daß wir ihnen willkommen seien, daß von ihrer Seite nichts, was zu unserer Sicherheit und Bequemlichkeit beitragen könne, verabsäumt werden solle, und stellte uns, als Beweis hierfür, einen jungen Krieger vor, den er beauftragt hatte, bei uns im Lager zu verweilen und die Heerde bewachen zu helfen. „Ihr seid jetzt auf dem Gebiete der Zunis," sagte er, „jedes Thier, das Euch hier verloren geht, wird uns angerechnet; da nun die Navahoes, unsere Erbfeinde, jede Gelegenheit suchen, uns in der Meinung der Amerikaner zu schaden, und mit Freuden auf unsere Rechnung Thiere von Euch stehlen, so soll der Zuni bei Euch bleiben, um Euch von dieser

Digitized by Google

Seite aus sicher zu stellen!“ Natürlich erfreute uns José Maria's Benehmen, und sprachen wir unser Bedauern darüber aus, daß wir auf unserer langen mühseligen Reise nichts übrig behalten hatten, womit wir ihn für seinen guten Willen hätten belohnen können. Er schien uns hier mißverstanden zu haben, denn er erwiederte, daß der Wächter nicht von uns bezahlt zu werden brauche, indem derselbe mit zur Erhaltung des guten Rufes der Zunis dienen solle. José Maria empfahl sich endlich, nachdem er uns versprochen hatte, seinen Besuch am folgenden Tage zu wiederholen; der indianische Wächter streckte sich bei uns hin, und wir selbst erfreuten uns an einem Hammelsbraten, den wir der Vorsorge Peacock's verdankten. Unsere Lebensmittel waren nämlich schon so sehr zusammengeschmolzen, daß wir außer Brot und Kaffee nichts weiter mehr in unserer Küche gehabt hätten, wenn nicht Freund Peacock auf die weise Idee gekommen wäre, einige Schafe von den Zunis für einen mäßigen Preis anzukaufen.

Die Nacht verging ohne Störung, wie es nicht anders zu erwarten war; kaum graute aber der Tag, so wurde es doch auch wieder belebt in der Richtung nach der Stadt hin. Denn wie am vorhergehenden Abend die Zunis von ihrer Arbeit heimkehrten, so begaben sie sich in aller Frühe wieder an ihr Tagewerk, nur daß die schwer beladenen Eselchen alle zu einem Umwege an unserem Lager vorbei gezwungen wurden, damit ihre Reiter einen Blick auf unser Treiben werfen und uns zugleich ein Buenos dies oder Handu (How do you do) bieten konnten.

Es war ein schöner milder Frühlingsmorgen, aufs Malerischste beleuchtet, schimmerten die alterthümliche Stadt und die unbeschreiblich erhabenen Felsenketten im Hintergrunde; etwas eigenthümlich Friedliches ruhte auf der ganzen Umgebung, und wie zu einer Festlichkeit freute ich mich auf den Spaziergang nach der Stadt. Auch Peacock und Lieutenant Tipton waren begierig, die Zunis, von denen sie schon so viel gehört hatten, in ihrer Häuslichkeit kennen zu lernen. Lieutenant Tipton besonders wurde durch den ungewohnten interessanten Anblick so sehr hingerissen, daß er sogar den Soldaten, die, wie er sich ausdrückte, so lange in der Wildniß umhergeirrt waren, die Freude eines Besuches der Stadt gönnen wollte. Ich erschrack fast, als er uns dieses mittheilte, und ver-

Digitized by Google

suchte es, ihm das Thörichte eines solchen Benehmens begreiflich zu machen, indem ich darauf hinwies, daß seine Soldaten sich wohl schwerlich um Naturschönheiten und Sitten fremder Völker kümmern würden, und daß ihr gieriges Suchen nach materiellen Genüssen in dem friedlichen Orte zu ernsten Auftritten Veranlassung geben könne; daß ferner die Indianer keine Beleidigung ihres Hauses und ihrer Familie würden ungerächt hingehen lassen, und es unverantwortlich wäre, durch Beurlaubung seiner zum größten Theile zügellosen Bande unnützes Blutvergießen herbeizuführen. Peacock stimmte meinen Ansichten vollkommen bei, doch vermuthe ich, daß unsere Einwendungen gerade das Gegentheil bewirkten, denn noch ehe wir uns zum Frühstück niedersetzten, erhielten die Leute, die unter Lieutenant Tipton's Befehl standen, Erlaubniß, nach Willkür die Stadt in Augenschein zu nehmen.

Wir waren eben im Begriff, uns zum Aufbruch nach der Stadt zu rüsten, als der Gobernador Pedro Pino auf einem Esel in's Lager trabte. Ich erkannte den würdigen Indianer auf den ersten Blick wieder, denn auch nicht eine einzige Runzel seines faltenreichen Gesichtes hatte sich sich seit unserer Bekanntschaft geändert, und ebenso stattlich, wie vor vier Jahren, lenkte er mittelst eines kleinen Stäbchens sein geduldiges Thier, welches kaum hoch genug war, die Füße seines Reiters nicht in Berührung mit dem Boden kommen zu lassen. Als Pedro Pino meiner ansichtig wurde, stieg er ab, kam mit gemessenen Schritten auf mich zu und umarmte mich auf die zärtlichste Weise; darauf ergriff er einen ledernen Sack, der vor ihm auf dem Sattel gelegen hatte, und denselben ausleerend, beschenkte er mich mit indianischem Maisbrot, mit Salz, Zwiebeln und Hülsen von Maiskolben, die in Neu-Mexiko allgemein zu Cigarittos verwendet werden. „Ihr kommt von Kapornin (Californien)," sprach er zu mir, „und habt eine weite lange Reise gemacht; Eure Kleider sind zerrissen, Eure Lebensmittel aufgezehrt, Ihr seid jetzt arm und könnt also bei Eurer Durchreise durch das Land der Zunis keine Geschenke austheilen. Wenn Ihr vom Rio Grande kämet, so würdet Ihr Euch freigebig zeigen, doch jetzt könnt Ihr es nicht. Das hält mich aber nicht ab, Euch von Allem zu bringen, was ich besitze; außerdem lade ich Euch ein, mein Haus zu besuchen, und in demselben mit mir zu essen, zu trinken und zu rauchen."

Digitized by Google

Die aufrichtige Gastfreundschaft des Indianers, die ganz im Einklange mit seinem würdigen Aeußern stand, rührte mich, und lange sann ich vergeblich, ob sich zwischen meinen Sachen etwas befände, womit ich ihm eine Freude machen könne; aber ich hatte nichts, gar nichts, bis ich endlich auf einen schönen, noch wohlerhaltenen türkischen Feß verfiel, den ich gewöhnlich im Lager trug, und den ich einst von einem lieben Freunde, einem berühmten ägyptischen Reisenden, zum Andenken erhalten hatte. Ich entschloß mich kurz, nahm den reichbequasteten Schmuck von meinem Kopfe und drückte ihn auf die schwarzen langen Haare des Gobernador, wobei ich ihm versicherte, daß dieses das einzige Schenkenswerthe sei, was sich noch unter meiner Habe befinde.

Es gehörte nicht viel Scharfsinn dazu, die Wahrheit einer solchen Behauptung zu erkennen, denn die Indianer, die jetzt frei mit uns verkehrten, nahmen sich in ihrer malerischen ledernen Kleidung, die reich mit Knöpfen und Stickerei verziert war, und in ihren buntfarbigen Hemden gewiß vortheilhafter und wohlhabender aus, als wir in dem abgetragenen und unzureichenden Reisecostüm.

Die Freude Pedro Pino's über das unerwartete, und in seinen Augen gewiß außerordentlich reiche Geschenk entschädigte mich für die Kopfbedeckung, an welche ich mich so sehr gewöhnt hatte. Auch grollt mir mein ägyptischer Freund wegen des Verschenkens seines schönen Andenkens ebenso wenig, wie ich ihm, daß er die von mir in gleicher Weise empfangenen Pistolen nicht wieder aus dem Orient zurückgebracht hat. Die eine Pistole liegt tief gebettet im Schlamme des Nils, die andere befindet sich in den Händen eines Arabers; der orientalische Feß ruht zur Zeit noch auf dem Haupte eines würdigen Indianers, mein Freund aber und ich, wir befinden uns wieder in der Heimath, führen statt der Pistolen die Feder, tragen statt der türkischen Mütze einen wohlgebürsteten Cylinder, und erzählen uns gegenseitig unsere Erlebnisse im Morgen- und Abendlande.

Zusammen mit Pedro Pino verließen wir bald darauf das Lager und schritten langsam am Zuni-Flusse hinauf der Stadt zu. Der alte Gobernador war sehr redselig, und oftmals blieb er stehen, um durch wohlkleidende Pantomimen seine ausdrucksvolle Rede, die er in spanischer Sprache führte, zu begleiten. Er erzählte uns besonders viel über die

Digitized by Google

Navahoe-Indianer, wie die Zunis so schwer durch die räuberischen Einfälle dieser Horde zu leiden hätten, und wie ihnen Pferde und Schafe von jenem Stamme gestohlen würden. Ich fragte ihn darauf, ob die Zunis nicht Kraft und Muth genug besäßen, die feindlichen Angriffe der Navahoes zurückzuweisen? „Wir sind stark und muthig," antwortete Pedro Pino, „doch die Navahoes sind so viel zahlreicher, und auf hinterlistige Weise kommen sie während der Nacht, um unser Eigenthum zu rauben. Es sind erst wenige Jahre her," fuhr der Indianer fort, „als eine starke Macht der Navahoes einen Kriegszug gegen unsere Stadt unternahm; wir hatten ihre Annäherung erfahren, und verließen in Folge dessen unsere Mauern, um die Feinde im offenen Felde zu bekämpfen. Wir schlugen uns während des ganzen Tages und gingen siegreich aus dem Kampfe hervor. Während nun alle Krieger fern von der Stadt so beschäftigt waren, näherte sich eine andere starke Abtheilung der Navahoes auf versteckten Pfaden unserer Pueblo, um dieselbe zu zerstören, so wie Weiber und Kinder zu tödten, oder als Gefangene mit fortzuführen. Unsere Weiber, Greise und Kinder waren indessen auf ihrer Hut, sie versammelten sich auf den flachen Dächern der Häuser, und von dort aus schlugen sie die wiederholten Angriffe der Feinde ab, die davonflohen, als sie uns siegreich heimkehren sahen. Seit jener Zeit ist es nie wieder zum offenen Kampfe gekommen, denn die amerikanische Regierung drang ernstlich auf den Frieden, und brachte denselben auch wirklich zu Stande, doch dem Rauben und Plündern vermochte oder wollte sie keinen Einhalt thun, und auf beiden Seiten fallen der Verrätherei der Navahoes noch Opfer genug. Vor einigen Wochen erst wurde in dem Walde hinter Eurem Lager ein erschossener Navahoe gefunden, und Niemand weiß, wer die Schuld an seinem Tode trägt. Wahrscheinlich kam er um zu stehlen, oder war auch im Begriff mit seinem Raube davonzueilen, als ihn die sichere Kugel eines Zuni erreichte."

Allmählich waren wir so weit gelangt, daß die Formationen des kolossalen Plateaus, auf welchem sich die Ruinen des alten Zuni befinden, deutlicher sichtbar wurden, und auf eine, von der steilen Felswand abgesondert stehende Säule deutend, bat ich den gefälligen Indianer, meinen Gefährten die Sage über dieselbe mitzutheilen.

Digitized by Google

Pedro Pino begann sogleich mit Eifer von der großen Flut zu sprechen, und immer lauter wurde seine Stimme, als er die derselben gebrachten Opfer beschrieb. Wie er aber von der Versteinerung des Knaben und des Mädchens sprach, da stand er stille, seine Augen leuchteten in schwärmerischem Feuer, er legte meine Arme um seinen Hals und die seinigen um meine Hüften, und sich zu Peacock wendend, rief er ihm zu: „So standen vereinigt die unentweihte Jungfrau und der Jüngling, als sie von jenem Felsen in die Flut hinabgestürzt wurden, so vereinigt trieben sie auf dem Wasser, ohne zu sinken, und so vereinigt wurden sie in Stein verwandelt, als die Wasser sich verlaufen hatten."

Unter solchen Gesprächen verstrich die Zeit schnell, und kurz erschien mir der zurückgelegte Weg, als wir uns vor der alterthümlichen Stadt befanden und sogleich in die nächste Straße einbogen. Schon früher lieferte ich eine umständliche Beschreibung der äußeren Erscheinung dieser Pueblo; da aber zur Zeit meines ersten Besuchs jener Gegenden die Stadt Zuni aufs Schrecklichste von den Blattern heimgesucht wurde, und ein zu enger Verkehr mit den Bewohnern nicht rathsam war, so bot mir das Innere der eigenthümlichen Baulichkeiten jetzt ebenso viel Neues und Interessantes, wie meinen beiden Gefährten. Mit einer gewissen Andacht folgte ich daher unserem Führer durch die Straßen nach und richtete meine Blicke auf die terrassenförmig über einander liegenden Häuser, auf deren flachen Dächern die Weiber ihren häuslichen Arbeiten oblagen und nackte Kinder muthwillig umherspielten.

Die ganze Umgebung erinnerte mich lebhaft an das Innere eines Bienenkorbes, in welchem die fleißigen Thierchen hinauf und hinunter von Zelle zu Zelle eilen. So auch hier; hinauf und hinunter ging es an den zahlreichen Leitern, bald waren es Kinder, die sich in tollen Sprüngen gegenseitig verfolgten, bald Weiber mit leeren oder gefüllten Thongefäßen auf den Köpfen, oder Männer, die mit der Axt und der Hacke auszogen oder heimkehrten. Aus den Oeffnungen der Dächer tauchten mancherlei braune Gestalten empor, während andere gleichsam in der Unterwelt verschwanden, und auf dunkeln, aber bekannten Wegen der heimischen Zelle zueilten. Wohin ich aber blicken mochte, überall beobachtete ich den

Digitized by Google

Ausdruck der Zufriedenheit und der Behaglichkeit; wilde Ausbrüche froher Laune dagegen nahm ich nur an Kindern wahr.

„Glückliche Menschen!“ so dachte ich, als ich Pedro Pino durch eine Thür zur ebenen Erde in ein würfelähnliches Haus folgte, und mich nach Durchschreitung eines länglichen Vorgemachs in einer geräumigen Halle befand, welche ihr schwaches Licht von oben erhielt.

Was ich zuerst bemerkte, das war die Sauberkeit in den Gemächern selbst, so wie auch die Ordnungsliebe, welche im kleinsten Winkelchen durchblickte. Möbel waren freilich nicht vorhanden, dafür zog sich aber eine niedrige Lehmbank ringsum an den Wänden hin, und als Tisch lag auf dem tennenähnlichen Boden eine zierlich geflochtene Strohmatte ausgebreitet. In dem Winkel nächst der Thür standen mehrere große Thongefäße mit klarem frischem Wasser, und daneben, auf einem rohgezimmerten Bänkchen, phantastisch bemalte Schüsseln und Töpfe von derselben Masse, sowie einige zu Trink- und Füllgefäßen ausgearbeitete Flaschenkürbisse. An den Wänden hingen auf ausgespannten Riemen wohlgeordnet neben einander Bogen, Köcher, Büchsen, Pulverhörner, Jagdtaschen, sowie die Kleidungsstücke der Hausbewohner; auf dem Fußboden dagegen lagen Decken und einfach getrocknete, sowie auch weichgegerbte Häute des Wildes dortiger Gegend aufgeschichtet, welche augenscheinlich dazu bestimmt waren, zur Nachtzeit als Lager ausgebreitet zu werden.

Als wir in das große Gemach traten, kam uns ein junges Mädchen von ungefähr zwölf Jahren, und ein Knabe von etwa vier Jahren entgegen. Nachdem Pedro Pino einige Worte zur ersteren gesprochen, die auf seinen Wink in der kleinen Thüröffnung eines dunkeln Nebengemaches verschwand, stellte er uns den Knaben als seinen Sohn vor, und dann auf eine menschliche Gestalt deutend, die ganz verhüllt unter Decken in einem Winkel lag, erzählte er, daß dort seine Frau liege, die ihm während der letzten Nacht einen kleinen Sohn geboren habe. Nach dieser kurzen Einführung legte er einige zusammengefaltete Decken auf die Lehmbank, lud uns ein, Platz zu nehmen, schob die Strohmatte vor uns hin, und ließ sich dann gegenüber an einem kleinen Holzblock nieder.

Schweigend, wie es sich entfernt hatte, kehrte bald darauf das junge Mädchen zurück, setzte mehrere Schüsseln mit papierdünnem Maisbrot,

Digitized by Google

sowie Salz auf die Matte, legte vor Jeden eine Hand voll Hülsen zu Cigarittos, und begab sich dann geräuschlos zu der Wöchnerin, mit der sie ein leises Gespräch führte.

Auf den Wunsch unseres indianischen Wirthes langten wir zu, ließen uns zu seiner Zufriedenheit das merkwürdige Gebäck vortrefflich schmecken, und lauschten zugleich den lebhaften Erzählungen, mit welchen er uns fortwährend unterhielt. Nachdem wir gespeist und uns durch einen Trunk Wasser erquickt hatten, brachte Pedro Pino seinen kleinen Tabaksvorrath, doch bat ich ihn sogleich, denselben zurückzulassen und mit von dem meinigen zu rauchen. Ich legte sodann allen Tabak, den ich entbehren konnte, und glücklicher Weise bei mir führte, auf die Matte; Peacock und Lieutenant Tipton thaten dasselbe, und bald darauf waren wir emsig damit beschäftigt, feine Cigarittos zu rollen und zu rauchen.

Niemals in meinem Leben fühlte ich das Bittere einer gänzlichen Dürftigkeit mehr, als zu jener Zeit, wo ich die unbegrenzte Gastfreundschaft des wohlwollenden Indianers genoß, und zugleich meine Blicke auf die junge Wöchnerin heftete, die geduldig ihren kleinen Säugling stillte. Wie gern hätte ich das Herz der jungen Mutter oder des alten Vaters durch Geschenke erfreut, doch ich besaß, ebenso wie meine Kameraden, weder Geld noch Gut; selbst unsere Kleidungsstücke waren so sehr abgetragen und zerrissen, daß sie sich nicht mehr zu Geschenken eigneten, und glücklich schätzte ich mich noch, daß ich dem Gobernador eine Flasche Pulver und etwas Blei überlassen konnte.

Als wir in gemüthlicher Unterhaltung da saßen, wurden wir plötzlich durch die Ankunft von zwei anderen Hausbewohnern aufmerksam gemacht. Ein hochgewachsener, aber vor Alter ergrauter Indianer mit einer Hacke unter dem Arme trat nämlich herein, und eine nur wenig jüngere Indianerin, ebenfalls mit einer Gartenhacke gerüstet, folgte ihm auf dem Fuße nach. „Mi padre, mi madre!“ sagte Pedro Pino, indem er auf die beiden alten Leute wies; „sie sind heute früh hinausgegangen und kehren jetzt von ihrer Feldarbeit zurück.“ Da Pedro Pino nicht mehr unter fünfzig Jahre alt sein konnte, so mußten seine Eltern sich schon in den Siebzigen befinden, aber so rüstig und fröhlich bewegten sich die beiden Alten, als ob sie eben erst den Kinderjahren entwachsen

Digitized by Google

wären; dabei entbehrten sie indessen nichts von der schönen Würde, welche gewöhnlich hohes Alter ziert, sondern sie erschienen mir wie Greise mit jugendlichem Herzen. Ich erhob mich und begrüßte die bejahrten Leute mit ungeheuchelter Wärme, und beobachtete dann genau ihr Benehmen, welches so ganz verschieden von alle dem war, was ich bis jetzt unter den Eingeborenen von Nordamerika kennen gelernt hatte.

Nachdem wir uns nämlich der Reihe nach die Hand mit vielmals wiederholtem „Buenos dies" gereicht hatten, stellten die beiden Alten ihre Geräthschaften in die Ecke, begaben sich sodann zu den großen Thongefäßen, gossen sich gegenseitig Wasser über die Hände, wuschen zuerst diese, und demnächst das Gesicht, trockneten sie wieder ab, worauf der alte indianische Herr sich mit dem glücklichsten Gesicht von der Welt vor der Matte zum Essen niederließ, während seine Frau sich zu der Wöchnerin begab, und Mutter und Kind mit einer Innigkeit beobachtete, die man leider nur zu oft in allen Ständen der Civilisation vermißt. „Glückliche Menschen!" dachte ich wieder, „glückliche Menschen mit Eurer Halbcivilisation, möge die volle Civilisation Eurer friedlichen Heimath fern bleiben."

In meinen Betrachtungen wurde ich auf's Harrscheste durch Pedro Pino gestört, der uns mittheilte, daß sich ein Missionär in der Stadt befinde, um zu predigen und zu taufen; zugleich schlug er uns vor, demselben einen Besuch abzustatten, wozu wir natürlich sogleich bereit waren. Wir verließen des Gobernadors Haus, und ihm in eine Seitenstraße folgend, gelangten wir an einen freien Platz, auf welchem sich die alte Kirche, und neben derselben das im neumexikanischen Styl erbaute Pfarrhaus befand.

Für gewöhnlich besitzen die Zunis keinen Geistlichen, doch werden sie während des Jahres mehrere Male von herumreisenden Patres besucht, die es sich dann sehr angelegen sein lassen, gegen Pelzwerk und getrocknete Wildhäute zu predigen und Kinder zu taufen. Dieselben scheinen über ihren geistlichen Verrichtungen ihr eigenes leibliches Wohl nicht zu vergessen, wohl aber das der armen Indianer; denn während sie ihren Mund von Warnungen und Segnungen überfließen lassen, behandeln sie oberflächlich die wirklichen Segnungen, mit welchen die Natur

Digitized by Google

den Menschen vertraut machte, wie z. B. das Impfen der Schutzblattern, wodurch doch so manches Leben der dahinschwindenden Race erhalten werden könnte.

Wir traten durch die Thür des Missionshauses in ein kleines Vorgemach, an welches zu beiden Seiten größere Räumlichkeiten stießen, und wendeten uns der Halle zu, die als Aufenthalt des sehr ehrwürdigen Paters bezeichnet wurde.

Das Erste, was ich erblickte, war der Pater selbst, ein noch ziemlich junger, schmächtiger Mexikaner mit verschmitztem Gesicht, der sich aufs Behaglichste auf einer Matte hingestreckt hatte und uns mit dem Anstande eines Caballero zum Niedersitzen einlud. Während nun Peacock auf eine Unterhaltung mit dem Geistlichen einging und sich nach den letzten Nachrichten über den Mormonenkrieg erkundigte, ließ ich meine Blicke bis in die verborgensten Winkel des Gemachs umherstreifen, um nach meiner gewohnten Weise von den sichtbaren Gegenständen, wenn möglich, auf den Charakter der Bewohner schließen zu können. Außer indianischen Trommeln, Spielapparaten und Waffen, gewahrte ich einen Haufen Pelzwerk, auf welchem sich zwei Diener oder Peons (Leibeigene) des frommen Mannes nachlässig hingeworfen hatten, und wie ihr Herr ihre größte Andacht dem Rauchen widmeten. Zwischen getragener Wäsche und anderen nicht sehr einladenden Gegenständen, welche die Rückenpolster des Geistlichen bildeten, gewahrte ich etwas, das einer vielgebrauchten Bibel oder einem Gebetbuche nicht ganz unähnlich war. Deutlicher erkannte ich einen bedeutenden Vorrath von Tabak und zierlich geschnittene Cigarrenhülsen, vor allen Dingen aber eine Anzahl leerer Flaschen, welche den obern Körper des Verbreiters der christlichen Religion wie ein Heiligenschein umgaben, sowie auch die wohlgepfropften Köpfe einiger noch vollen, die wie neugierig und verwunderungsvoll zwischen den Kleidungsstücken hervorschauten. Was aber in den Flaschen enthalten war, vermag ich nicht anzugeben, ebensowenig wie die Secte, zu welcher der fromme Pater gehörte, denn meine langjährigen, auf vielen Reisen gesammelten Erfahrungen haben mich gelehrt: ebensowenig nach dem Inhalte einer nicht für mich bestimmten Flasche, wie nach dem religiösen Glauben bekannter oder unbekannter Menschen zu fragen, und wie den

Digitized by Google

Wein, beurtheile ich auch den Menschen gleichsam nach seinem Geschmack, d. h. nach dem Eindruck, den er nach genauerer Bekanntschaft auf mich gemacht hat.

Als der Pater sich nach einer Weile anschickte, uns nach der Kirche zu begleiten, wendete sich Peacock mit einem vielsagenden Lächeln zu mir, indem er fragte: „Wie gefällt Ihnen so ein wandernder Heiliger?“ „Es ist hier, wie in der ganzen Welt,“ antwortete ich, „und meine Meinung ist, daß Leute, die sich selbst, die Welt und den Himmel zu täuschen suchen, in meinen Augen die verächtlichsten Creaturen sind. Doch leider: je höher auf den Stufen der Civilisation, um so schwerer ist das Wahre von dem scheinbar Edlen zu unterscheiden, um so künstlicher ist die Hülle, mit welcher angefaulte Gemüther sich zu umgeben wissen, und um so salbungsreicher die Worte, scheinheiliger die Mienen, hinter welchen der Jesuitismus aller Religionen und Sekten sich verbarrikadirt.“ — „Sie haben recht,“ erwiederte Peacock, „aber unhöflich bleibt es doch von dem Pater, daß er uns armen Reisenden nicht einen Schluck aus einer der gekorkten Flaschen anbot, aber ich lasse mich hängen, wenn die Soldaten, die hier in den Straßen umherziehen, den Spiritus nicht wittern und sich zu verschaffen wissen, und heute Abend oder auch morgen früh erst berauscht ins Lager zurückkehren.“

Unterdessen waren wir an die Pforte der alterthümlichen Kirche gelangt, die sich im Wesentlichen nicht von allen anderen Kirchen, welche in Neu-Mexiko von den spanischen Missionären gegründet wurden, unterschied. Hohe dicke Lehmwände schlossen eine länglich-viereckige Halle ein; zwei kleine Thürmchen zierten die Mauerecken zu beiden Seiten der großen Thür; ein altes rohes Heiligenbild vertrat die Stelle des Altars und tiefer Sand füllte den ganzen Raum aus, auf welchem die Besucher knieend, liegend oder stehend, die Zeit während der religiösen Feierlichkeit zubringen konnten. So einfach die Kirche auch war, so erfüllte mich der Anblick derselben doch mit ganz besonderer Theilnahme, denn ich konnte nicht umhin, der Zeiten zu gedenken, in welchen sie mit frommen Absichten gegründet wurde, und mit einer gewissen Wehmuth beobachtete ich ihren jetzigen Verfall, das wahre Bild der alten spanischen Energie.

Wir dankten dem Pater für seine freundliche Begleitung, sowie

Digitized by Google

für die Höflichkeit, mit welcher er die Schadhaftigkeit des Gebäudes entschuldigte, und begaben uns dann mit Pedro Pino zurück nach seiner Wohnung, wo wir dieses Mal das Dach zu unserm Aufenthalte wählten. Dasselbe war ebenso sauber wie die inneren Räume, und ringsum mit einer drei Fuß hohen Mauerbrüstung umgeben. Ich vermochte von dort aus die ganze östliche Hälfte des Thales mit seiner imposanten Felseinfassung zu überblicken. Auf den Mauern saßen einzelne Truthühner und gezähmte Adler und auf der Straße bewegten sich in friedlichem Durcheinander Menschen, Schafe und Esel.

Nachdem ich die Aussicht nach allen Richtungen hin meinem Gedächtnisse eingeprägt hatte, stiegen wir in das Innere der Wohnung herab, sagten ein herzliches Lebewohl der ganzen Familie und begaben uns dann auf den Heimweg nach dem Lager.

Balduin Möllhausen.

Reise in die Felsengebirge. 2 Bände.

Digitized by Google

San Francisco in den Jahren 1879 und 1880.*)

Ein Blick auf die Stadt. — Ein nächtlicher Gang durch die China-Stadt. — Die Chinesen-Frage.

Für den neugierigen Reisenden gibt es in Amerika wenige interessantere Städte als San Francisco, denn die westliche Metropole ist fast die einzige mit einem wirklich eigenthümlichen Gepräge. Amphitheatralisch auf dem Abhange eines Vorgebirges, das sich zwischen dem großen Ocean und einem der schönsten Meerbusen der Welt erhebt, liegt sie weit malerischer als New-York, Philadelphia und andere bedeutendere Städte. Vor einigen Jahren bedeckte sie nur den Abhang am Meerbusen, heute beginnt sie schon den Kamm einzunehmen und wird sich ohne Zweifel bald in den Wogen des großen Oceans spiegeln.

Von ihrer Gründung an kosmopolitisch, ist sie das Stelldichein aller Völker der Erde geworden. Einen besonders eigenthümlichen Charakter geben dieser jetzt 300 000 Einwohner zählenden Stadt das Chinesenviertel oder die Chinastadt (China-Town) und die zahlreichen Holzpaläste.

Man gibt neuerdings San Francisco den Namen City of the wooden palaces (Stadt der Holzpaläste), weil in letzter Zeit die durch die Pacificbahn und namentlich durch die Nevada-Bergwerke schnell reich gewordenen sogen. Eisenbahn- und Silberkönige (railway and silver kings) diese meist einstöckigen Prachtbauten aus Rothholz, einer

*) Nach E. de Laveleye. Revue de Belgique. 1881. und Bénédict Révoil. J. des V. 1880.

Digitized by Google

aller Feuchtigkeit widerstehenden Tannenart, haben aufführen lassen. Die Furcht vor Erdbeben erklärt die geringe Höhe derselben; wie denn mit Ausnahme der Hotels die meisten Privathäuser von Holz und ein-, höchstens zweistöckig sind. Die Verwüstungen des letzten großen Erdbebens vom Jahr 1858 sind noch in aller Gedächtniß und rechtfertigen diese Vorsicht.

Die Speculation, besonders das Börsenspiel, ist in San Francisco mehr wie in jeder andern amerikanischen Stadt, fast zu einer fieberhaften Volkskrankheit geworden. Jedermann spielt an der Börse. Bei meiner Ankunft sprach man von nichts als von den Nevada-Silbergruben, deren Aktien auf 1840 Francs standen, zehn Tage später waren sie auf 290, noch später auf 35 Francs gefallen. Mein Stiefelputzer verlor dabei alle seine Ersparnisse, einige hundert Dollars, mein Wirth 50 000, ein bekannter Speculant 500 000 Dollars. Nirgendwo kann man leichter reich werden, oder wenigstens eine gewisse behagliche Wohlhabenheit (make a pile, sagen die Amerikaner) erwerben als in San Francisco, aber trotzdem sieht man nirgendwo so wenig Leute, welche das Erworbene ruhig genießen und bewahren können.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Einwohners von San Francisco und überhaupt des Californiers ist, daß er noch mehr als die Ostamerikaner dem Alkoholgenusse fröhnt. Schon auf der Pacificbahn hatte ich bemerkt, mit welcher Schnelligkeit die eingestiegenen Californier eine Flasche Brandy und Whiskey nach der andern verschwinden ließen. In San Francisco bekam ich Gelegenheit, die Alkoholfrage und die californische Schnapsseligkeit noch genauer kennen zu lernen.

Morgens beim Verlassen des Bettes nimmt der Californier einen Cocktail*); er muß rasch vollständig munter sein, denn seine Zeit ist kostbarer, als die eines gewöhnlichen Menschen. Ein zweiter Cocktail kurz vor der Arbeit, gibt neue Gedanken, ein dritter, vor dem Lunch, erregt den Appetit, ein vierter als Vorbereitung zur Nachmittagsarbeit, ein fünfter vor Beginn der Hauptmahlzeit, und ein sechster Cocktail —

*) Der Cocktail besteht aus einem Weinglas voll Cognac, Wisky oder Gin mit einigen Tropfen Bitteressenz, einem Stückchen Citronenschale und einigen Tropfen starken Zuckerwassers.

Digitized by Google

wenigstens — beschließt einen wohlausgefüllten Tag. Geht der Herr jedoch Abends in einen der vielen Klubs, so findet er dort sein eigenes Schränkchen mit allen Ingredienzen, die zur Zubereitung der verschiedenartigsten amerikanischen Schnapsmischungen nöthig sind.

Ich hatte die Gelegenheit, durch Vermittelung des Direktors der Telephon-Edison-Gesellschaft das Ghetto von San Francisco, die China-Stadt in Begleitung eines Polizei-Commissars zu besuchen. Ein Fremder, der sich allein in dieses Labyrinth von engen, dunkeln Gäßchen hineinwagte, worin eine fast ebenso gefährliche Bevölkerung wie die der berüchtigten Hunde-Insel in London wohnt, würde schwerlich mit heiler Haut herauskommen. Die Polizei wird jedoch hier außerordentlich respektirt; alle Thüren öffnen sich vor derselben, alle Fragen werden sofort beantwortet.

Ich besuchte zuerst — natürlich Abends, da über Tag fast die ganze Bevölkerung auf Arbeit ausgeht — die Hôtels garnis der besten Klasse, worin das Bett wöchentlich 15 Francs kostet. Nie hat ein Chinese ein Zimmer für sich allein. Oft schlafen 20 in einem kleinen Zimmer, worin jeder einen Raum von 2 m Breite, 3 m Länge und 1 m Höhe einnimmt, denn ein Theil liegt auf Hängenmatten, die über den auf dem Boden Schlafenden ringsum an den Wänden ausgespannt sind. Häufig verpesten Opiumraucher das Zimmer noch mehr.

In den eine Stufe tiefer stehenden Logierhäusern fand ich die Schläfer in einfachen Erdlöchern liegen, deren Wände mit schlecht verbundenen Brettern bedeckt waren. Man steigt in diese Keller auf einer schwankenden, zerfallenen Treppe hinab und muß bei nassem Wetter durch einen Sumpf waten. In einem dieser Löcher sah ich drei Elende auf einer Matte ohne Kopfkissen mit einer zerlumpten Decke kaum bedeckt liegen. Diese Lagerstätten kosten wöchentlich 7 Francs. Hier könnte Zola realistische Studien machen; aber die Düfte, die man hier einathmet, sind ganz anderer Art als die, welche er in „La Faute de l'abbé Mouret" so weitschweifig beschreibt.

Hierauf besuchte ich eine Kneipe, worin man Domino spielte, eine Art von Halbkeller mit nackten schmutzigen Mauern. Um einen alten Tisch, von einigen Talglichtern erleuchtet, saßen die Spieler, den Kopf auf die Hand gestützt, und folgten mit fieberhafter Aengstlichkeit dem

Digitized by Google

klappernden Geräusch der großen hölzernen Täfelchen, die als Dominosteine dienten. Kein Ausruf, kein Wort wurde laut. Nur zuweilen verrieth ein erstickter Laut die Verzweiflung eines Verlierenden oder die Freude eines Gewinners. Zwei unförmlich dicke, schmierige Weiber, die mit ihren unverhältnißmäßig kurzen, hin- und herfahrenden Armen wie Fettgänse von den Malouinen-Inseln aussahen, besorgten die Bedienung.

Ich betrat hierauf ein gewöhnliches Restaurations-Lokal, einen Keller, worin die langbezopften Gäste an kleinen Tischen mit ihren Stäbchen Reis aßen oder auch Suppe mit porzellanenen Löffeln. Einige verzehrten Fleisch, den eckelhaften Abfall der Metzgereien. Im Hintergrunde lagen Opiumraucher auf Matten.

In einem besseren Restaurant fand ich dieselben Esser, dieselben Speisen, aber statt der Talglichter vergoldete Laternen, die Mauern mit chinesischen Malereien in schreienden Farben bedeckt, die Opiumraucher im Hintergrunde auf bunten Teppichen.

Wir werfen nun einen Blick in einen chinesischen Tempel, eine jämmerliche Bretterbude, worin vor einem Götzen, der die Gewalt haben soll, jeden mit schlimmen Absichten Eintretenden sofort in Staub zu verwandeln, eine ewige Lampe brennt. Eine hölzerne Katze, die einen alle bösen Geister verscheuchenden Tiger darstellen soll, steht vor einem Altare, auf dem sich mehrere ungeheuerliche Götzenfiguren befinden. Man darf alle diese Gottheiten berühren, nur nicht den Tiger. Als ich ihn unbedacht von der Stelle rückte, wurde er von dem uns führenden Bonzen sofort unter vielen Kniebeugungen richtig gestellt. Man verkauft Gebetzettel zu 1 Franc, deren cabbalistische Worte Sündenvergebung bewirken.

Einige Schritte weiter öffneten sich rechts und links verdächtig aussehende dunkle Straßen. Aus halbgeöffneten Thüren oder Fenstern blickten Köpfe spähend uns nach oder auf uns herab. Man schien den Polizeimann erkannt zu haben, denn Thüren und Fenster schlossen sich sofort. Wir wollen nicht weiter gehen, sagte der Polizeikommissär, denn Vorsicht und sittliches Gefühl verbieten uns, jenen grausenhaften Straßenknäuel zu betreten, wo ich es schwerlich hindern könnte, daß der Abschaum der weiblichen Bevölkerung Sie gewaltsam in seine Spelunken zöge,

Digitized by Google

die nur zu oft der Schauplatz ungestrafter Verbrechen sind. Wir kehrten um und ich war froh, als ich mit heiler Haut das Chinesenviertel hinter mir hatte.

Nach einer solchen Wanderung muß man den Widerwillen, ja den Haß der Californier gegen die Chinesen wenigstens begreiflich finden. Die Chinesen kommen nur nach Californien, um Geld zu verdienen und damit nach China zurückzukehren. Ihre Ausgaben für Nahrung und Kleidung sind unglaublich geringfügig; sie verdrängen daher eine Menge Amerikaner, die nicht so billig arbeiten können, aus vielen Gewerbszweigen. Es gibt hier jetzt über 100 000 Chinesen, die 1879/80 mehr als eine Million Dollars aus dem Lande heimgeschleppt haben. Sie sind allerdings tüchtige Arbeiter und ihre Kraft daher werthvoll für das Land. Als Schneider, Schuster, Cigarrenfabrikanten, Barbiere, Metzger, Matrosen, Erdarbeiter u. s. w. arbeiten sie billiger und eben so gut, wie Amerikaner. In den Bankhäusern gibt es viele chinesische Buchhalter und Cassierer, welche unfehlbar rechnen, die falsche Münze am Gefühl erkennen und sich als sehr ehrlich bewähren.

Aber die gegenüber stehenden socialen und sittlichen Nachtheile der Chineseneinwanderung sind höchst bedeutend. Die Chinesen stehen unter einer infernalisch organisirten geheimen Leitung, die in jeder Beziehung einen Staat im Staate bildet, ein eigenes Tribunal besitzt, das selbst Todesurtheile fällt, ein fürchterliches Vehmgericht, dessen Befehle unweigerlich und blindlings überall respektirt und ausgeführt werden.

Daß die Chinesen für allgemeine Angelegenheiten, für das öffentliche Wohl nicht das geringste Interesse haben, ist selbstverständlich. Dazu kommt noch, daß die chinesische Einwanderung sich großen Theils aus der Hefe der Seehäfen des himmlischen Reiches recrutirt, welche die scheußlichsten Laster mit hinüberbringt und weiter verbreitet. Unter den 100 000 Chinesen gibt es kaum 4000 weiblichen Geschlechtes, und keine anständige Chinesin wandert aus.

In San Francisco sind daher Verbrechen unter den Chinesen an der Tagesordnung. Alte kranke oder arbeitsunfähige Männer wirft man herzlos auf die Straße und läßt sie verhungern, ein Schauspiel, welches man allwöchentlich in San Francisco hat. In der „Chinastadt" ist ein

Digitized by Google

Mord eine so geringfügige Kleinigkeit, wie Revoil berichtet, daß er gar keine Aufmerksamkeit erregt. Nimmt man dazu die zahlreichen Spielhäuser und Opiumbuden, sowie die unbeschreiblichen Lasterhöhlen anderer Art, so erscheint das Chinesen-Ghetto in San Francisco als eine die ganze sittliche Atmosphäre verpestende Cloake, deren Beseitigung immer dringender nöthig wird. Mit humanitären Phrasen läßt sich hieran nichts ändern noch umdeuteln. So steht es mit der chinesischen Frage in San Francisco; ob sie, wenn das Uebel noch weiter steigt, wie die Sklavenfrage mit gewaltsamer Hand wird gelöst werden, kann kein Mensch wissen.

Digitized by Google

Die Verbrecherwelt in San Francisco.*)

I.

Die Hoodlums. — Die Erdroßler. — Die Postwagenräuber.

Die californische Metropole hat niemals den Ruf einer stillen, gemüthlichen Stadt gehabt und die öffentliche Sicherheit ist zu keiner Zeit besonders groß gewesen. In den ersten Jahren ihrer Existenz übernahmen es die Vigilanz-Comités mehrmals, die Stadt von den Strolchen zu säubern, die auf die geringste Veranlassung zum Bowie-Messer oder zum Revolver griffen. Man hing einige der schlimmsten ohne Umstände auf, worauf etliche Dutzend anderer, die nicht viel besser waren, das Weite suchten. Sie kehrten allerdings nach San Francisco zurück, verschwanden aber allmählich in einigen Aufläufen, wobei sie eine Rolle spielten. Dieses Loos traf unter andern zwei jener Banditen, welche schon lange die Bevölkerung in Schrecken gesetzt hatten. Der eine, der sich vor den Verfolgern in einem Hotel verbarrikadirt hatte, wurde von den Polizisten mit Karabinerschüssen getödtet, nachdem er zwei Menschen getödtet und von den Fenstern aus mehrere verwundet hatte. Der andere

*) Die Berichte vieler Reisebeschreiber über die Sittenzustände in Californien sind übertrieben günstig und oft nicht objectiv genug, weil eine längere Beobachtung fehlte. Schrieb doch Fröbel, der San Francisco zur Zeit, wo die Vigilanz-Comité's und Lynchjustiz nöthig waren, besuchte, diese Stadt wäre so sicher wie jede europäische. Edmond Louba (La Californie. Souvenirs et Impressions. Paris 1882), der in der Lage war, genauere Kenntniß von den Sittenzuständen zu nehmen, spricht sich ganz anders aus. Sein Bericht dürfte um so mehr interessiren, da er aus allerneuester Zeit ist. B.

Digitized by Google

wurde mitten auf der Straße von einem Gambler (gewerbmäßigen Spieler) ohne hinreichenden Grund ermordet. Die Vigilanz-Comités traten zurück, als die Polizei endlich geneigt schien, ihre Pflichten energisch zu erfüllen. Mehrmals gedachte man jedoch sie wieder herzustellen, besonders als die Polizei sich machtlos gegen die „Erdroßler" erwies, sowie noch neulich, als die große Strikbewegung, bei welcher der Bahnhof von Pittsburg verwüstet wurde und in Chicago große Unordnungen entstanden, in Californien auszubrechen drohte.

In San Francisco hat sich unter Leitung einiger ehrgeizigen Männer eine große Partei aus brodlosen oder arbeitsscheuen Arbeitern und der Hefe des Volkes gebildet. Diese Partei wühlt scheinbar unter dem Deckmantel einer heftigen Opposition gegen die Chinesen, in Wirklichkeit aber arbeiten in ihrem Schooße die schlimmsten demagogischen Leidenschaften in Verbindung mit dem reinsten Socialismus. Diese Partei hat ohne Zweifel noch keine sehr tiefen Wurzeln geschlagen und wird wohl allem Anscheine nach auseinander fallen, denn sie weiß, daß Volksaufstände schlechte Aussichten haben und baldigst niedergeschlagen würden; auch verlangen die Führer derselben nichts weiter als erkauft zu werden. Aber San Francisco besitzt nichtsdestoweniger eine ganze zahlreiche Klasse oder vielmehr Brüderschaft von Uebelthätern, welche die Polizei und die verdienten Strafen sehr häufig nicht erreichen können. Diese Klasse von verworfenen Menschen besteht aus den sogenannten „Hoodlums" beiderlei Geschlechts im Alter von 14 bis 18 oder 20 Jahren.

In den großen europäischen Städten existirt auch eine Species dieser Klasse, junge Strolche und Straßenbummler aus den niedrigsten Volksschichten, die, von ihren Familien auf die Straße geworfen oder denselben freiwillig entlaufen, von Kindesbeinen an täglich Beispiele aller Laster vor Augen gehabt haben.

Der „Hoodlum" dagegen, fast immer ein Irländer, ist meistens der Sohn irgend eines Arbeiters oder Krämers und hat Unterricht, wenn auch keine feinere Erziehung, genossen. Er lebt noch oder hat wenigstens gelebt unter dem Dache seiner Eltern bis zu dem kritischen, in Nordamerika so frühzeitig eintretenden Momente, wo der junge

Digitized by Google

Mensch die schlechten Gewohnheiten und Laster der Erwachsenen mitmachen will.

Manche haben freilich in ihren Familien keine guten Beispiele gesehen und Scenen gemeiner Trunksucht und Lüderlichkeit unter ihren Eltern beigewohnt, aber sie sind niemals vollständig sich selbst überlassen gewesen und ihre Bildung mußte sie schon von schlechten Wegen ablenken. Aber nur zu bald, fast noch als Kinder, schütteln sie das elterliche Joch ab, ergeben sich dem Straßenleben, um in Gesellschaft mit ältern Genossen alle Verbrechen vom Diebstahl bis zum Meuchelmorde zu begehen.

Der „Hoodlum" verbindet sich gewöhnlich mit einem ebenso verworfenen Mädchen gleichen Alters, welches ihm bei der Verübung aller Verbrechen, welche sie zusammen planen können, hülfreiche Hand leistet.

Die Polizei wagt kaum einzugreifen, da sie diese Klasse von Hallunken mehr fürchtet, als die so zahlreichen alten Verbrecher, von denen manche im Staatsgefängniß von Saint Quentin, auf der andern Seite der Bai von San Francisco, mehr als eine Strafzeit abgesessen haben. Nicht selten hat auch die Justiz, wegen des jugendlichen Alters der Angeklagten, nicht die Mittel, sie nach Verdienst zu züchtigen und die Stadt von ihnen zu befreien.

Der „Hoodlum" ist stets mit mehreren seines Gelichters zusammen. Er greift bei Tag und bei Nacht, bald hier, bald dort ruhig heimkehrende Einwohner an, sucht Frauen zu beschimpfen, bringt in irgend ein Magazin, eine Trinkstube ein, wo er sich aufwarten läßt, ohne daß der Eigenthümer, der voraus weiß, daß er keine Bezahlung erhalten wird, es wagt, ihm etwas abzuschlagen. Sollte er es dennoch thun, so wird sein Magazin, seine Trinkstube geplündert und verwüstet und er kann von Glück sagen, wenn er ohne gründliche Prügel davon kommt. Der „Hoodlum" vollbringt Unheil mehr aus Bosheit und Schadenfreude, als um zu stehlen; er ist nie glücklicher, als wenn er einen Tumult veranlassen kann, bei dem er Messerstiche oder Hiebe mit dem Todtschläger austheilen kann.

Diese jungen Banditen, die immer Messer, Todtschläger oder Revolver in der Tasche tragen, bedienen sich bei den geringsten Veran-

Digitized by Google

lassungen ihrer Waffen, ohne zu beachten, ob sie tödten oder nicht. Diese Thatsachen ereignen sich täglich und namentlich sind die harmlosen Chinesen ihre Schlachtopfer. Sie verfolgen dieselben unaufhörlich mit Steinwürfen oder Messerstichen. Will ein Vorübergehender, den diese Scenen gemeinster Feigheit empören, die Vertheidigung des Schwachen übernehmen, so wird es ihm schlecht bekommen: die ganze Schaar der „Hoodlums" fällt über ihn her und er kommt nie mit heiler Haut aus einer Prügelei, welche die jedesmal zu spät kommende Polizei schwerlich verhindern könnte. Uebrigens fürchten diese Strolche die Polizei durchaus nicht und spielen derselben, so oft sie die Ueberzahl haben, übel mit. Der angefallene Vorübergehende kann nichts Besseres thun, als sich seiner Waffen zu bedienen, wenn er deren bei sich trägt. Letzteres ist aber nicht mehr allgemein gebräuchlich, nicht aus Achtung vor dem Gesetze, welches das Tragen verborgener Waffen verbietet, sondern weil Jeder in einer Stadt wie San Francisco für seine Sicherheit fast nichts zu fürchten hat; natürlich nicht in den von den „Hoodlums" und andern Strolchen am meisten heimgesuchten Straßen und Stadtvierteln.

Freilich macht die Polizei regelmäßig Razzias unter der Brüderschaft, allein es gibt deren so viele, und die Polizei zählt in einer Stadt von mehr als 300 000 Einwohnern kaum 150 Mann, die fest angestellt sind. Sie muß sich also nicht selten Reservemannschaften holen unter entschlossenen, kräftigen Leuten, die keinen Augenblick schwanken, wenn es gilt, bei Angriffen mit Revolver oder Messer dieselben Waffen zu gebrauchen, mag es nun gegen die „Hoodlums" oder gegen die Verbrecher und entlaufenen Sträflinge der „Barbarei-Küste" sein, jenes Stadtviertels, das, zum Theil von Chinesen bewohnt, in seinen elenden Spelunken den Abschaum der californischen Bevölkerung birgt. Da dieser Stadttheil nahe beim Centrum der Stadt liegt, so gehen ortsunkundige Leute aus dem Innern des Landes und namentlich Reisende vom Dampfschiffe und dem Bahnhofe aus häufig ohne Mißtrauen hinein. Kaum haben sie eine jener Schenken oder Tingeltangels und Tanzsäle betreten, so kredenzt ihnen ein Aufwartsmädchen irgend ein betäubendes Getränk und die nobeln Stammgäste der Lokalität können dann nach ihrer Bequemlichkeit ihre Opfer ausplündern. Nachdem dieses Geschäft abgemacht ist,

Digitized by Google

wird der Beraubte auf die Straße geworfen, wo er seinen narkotischen Rausch ausschläft, bis ihn etwa zufällig die Polizei entdeckt und nach der „Calabonse“ (Polizei-Gewahrsam) schafft. Sollte er Lust haben, die Diebe ergreifen oder wenigstens den Wirth, bei dem er beraubt wurde, vor Gericht ziehen zu lassen, so ist alle seine Mühe vergeblich. Gelingt es ihm, seine Diebe arretiren zu lassen, so findet er keine Zeugen, um ihre Verurtheilung zu bewirken, und der Wirth wird hoch und heilig schwören, daß der Beraubte niemals sein Lokal betreten habe. Die Richter sind vom Gegentheil vollkommen überzeugt, aber sie müssen aus Mangel an Beweisen die Sache fallen lassen. Allerdings könnte die Polizei manchmal diese Beweise herbeischaffen, aber sie findet mehr Vortheil dabei, die Schuldigen laufen zu lassen.

Wenn der Fremdling, der sich in diese Spelunken hineinwagt, auch nicht jedesmal beraubt wird, so geht er doch sehr oft einer Balgerei entgegen, aus welcher er mit einem tödtlichen Messerstiche in der Brust auf die Straße fliegt.

Die Policemans führen immer Revolver bei sich und bedienen sich derselben leider zu oft ohne viele Umstände. Laufen sie einem Verbrecher nach und will dieser nicht stehen bleiben, so kann man wetten, daß er eine Kugel in den Leib erhält, es müßte denn ein harmloser Vorübergehender statt seiner dieselbe bekommen. In den ersten zwei Wochen meines Aufenthaltes in San Francisco hätte ich auf dem Trottoir einer der Hauptstraßen beinahe diese schlimme Erfahrung gemacht. Ich hörte plötzlich eine Kugel an meinem Ohre vorbeipfeifen und wurde in demselben Augenblicke von einem Banditen überrannt, der von einem Policeman verfolgt wurde. Kaum hatte ich mich unter der Thüre eines Magazins in Sicherheit gebracht, als der Policeman dreimal hintereinander feuerte; er verfehlte den Flüchtling, aber eine der Kugeln fuhr einem nichts ahnenden, zwischen beide getretenen anständigen Bürger in das Bein.

Eines der gewöhnlichsten Vorkommnisse in Californien ist die gewaltsame Plünderung der Postwagen im Innern des Landes. Diese Wagen haben oft Gelder der Expreß-Compagnien, der Wells-Fargo-Compagnie, Gold- und Silberbarren und andere Werthsachen in dem

Digitized by Google

weiten Gebiete zwischen dem Felsengebirge und dem stillen Ocean zu überbringen. Haben die Diebe erfahren, daß der Wagen eine solche Werthladung führt, so stellen sie sich mit Rifles und Revolvern bewaffnet, die Gesichter mit Masken verdeckt, an einer Stelle des Weges auf, wo der Postillon des aufsteigenden Bodens wegen die Pferde langsamer gehen lassen muß.

Auf den Ruf: Hand down that box! (Werft uns die Kasse herab!) wird der Wagenführer in zehn Fällen neun mal willig gehorchen; er wird ja nicht bezahlt um das Geld von Wells Fargo zu hüten und hat somit keinen Grund, sich dafür von den Herrn Dieben unsanft behandeln zu lassen. Die Passagiere, meistens ebenfalls bewaffnet, werden eben so wenig suchen, sich der Vollbringung des Verbrechens zu widersetzen: sie wissen, daß sie selten von den Banditen belästigt und durchsucht werden, dieselben müßten denn versichert sein, dabei ein gewinnreiches Geschäft zu machen.

Nachdem die Kasse erbrochen und ihres werthvollen Inhaltes entleert worden ist, kann der Wagen weiter fahren. Einige Tage darauf kann man in den Zeitungen lesen, daß eine Belohnung von 500 bis 1000 Dollars von Wells Fargo für die Ergreifung der Räuber angeboten wird. Es kommt auch in seltenen Fällen vor, daß die Reisenden die Aufforderung der Spitzbuben übel aufnehmen und ihnen einige Kugeln zusenden, was dieselben gewöhnlich in die Flucht treibt; aber die meisten Ueberfälle von Wagen sind für die Banditen ebenso gefahrlos wie einträglich.

Auf seiner Forschungsreise erfuhr L. Simonin*) durch seinen Wirth in Nevada die genaueren Einzelnheiten einer jüngst solchen Straßenräubern zu Theil gewordenen exemplarischen Züchtigung, welche kurz vorher die Runde durch alle amerikanischen Zeitungen gemacht hatte.

„Die goldreiche Grafschaft Nevada wurde damals durch eine Menge von Abenteurern unsicher gemacht, welche in den Minen von Virginia-City nicht mehr ihre Rechnung gefunden hatten und sich nun in Verzweiflung auf Mord und Straßenraub verlegten. Am 15. Mai 1869

*) L. Simonin, à travers les États-Unis. Paris 1875.

Digitized by Google

wurde der Wagen, der den Dienst zwischen North San Juan und Nevada versah, in der Nähe des letztern Ortes von drei mit Revolvern bewaffneten, vermummten Männern angehalten. Der Kutscher mußte halten und die Pferde ausspannen, die Reisenden aussteigen. Die Räuber sprengten mit Pulver den Wagenkasten und nahmen daraus alles Geld: 7900 Dollars. Hierauf befahlen sie dem Kutscher, wieder anzuspannen und fortzufahren.

Bei Ankunft des Wagens zu Nevada verbreitete sich die Nachricht von diesem kühnen Handstreich mit Blitzesschnelle. Der Sheriff forderte vier entschlossene Leute zur Hilfeleistung auf und eilte mit ihnen nach der Angriffsstelle. Eine genaue Besichtigung des Bodens ließ sie bald finden, daß die Räuber die Richtung nach dem Flusse zu eingeschlagen hatten; sie theilten sich, um von verschiedenen Seiten her die Gegend abzusuchen.

Venard, einer der Begleiter des Sheriffs, der beste Schütze des Landes, folgte allein der Spur der Räuber $1^1/_2$ Meile weit durch Wald, Felsen und Gestrüpp, und drang zuletzt in eine auf den Yubafluß führende, sehr enge Schlucht, durch welche ein Bach über Felsen und Gerölle tosend hinabstürzte. Mit vieler Mühe erreichte er einen Felsblock mitten im Bergwasser, von wo aus er Umschau halten konnte. Er war mit einem vorzüglichen Henrykarabiner bewaffnet.

Plötzlich erblickte er kaum zehn Schritte vor sich einen der Räuber, den Anführer, wie sich später herausstellte, der auf dem Boden saß und eben den Revolver zog. Venard zielt auf ihn, aber in demselben Augenblick sieht er, wie ein anderer Bandit, an einen Felsen gelehnt, seine Waffe auf ihn richtet. Ohne sich dadurch ablenken zu lassen, gibt Venard Feuer; der Anführer fällt, in's Herz getroffen. Der andere verbirgt sich hinter einem schützenden Felsen und zielt, nur ein Auge zeigend, auf's neue. Bevor er schießen konnte, durchbohrt Venard's Kugel seine Stirn. Es war noch der dritte Räuber übrig, den er nicht erblickte, und der plötzlich auf ihn schießen konnte.

Venard lief zur Stelle, wo der erste gefallen war, fand dort das Geld, nahm den Revolver des Gefallenen und eilte dem dritten Banditen nach. Er setzte von neuem über das Bergwasser und erkletterte den Felsen.

Digitized by Google

Hundert Schritte vor sich sah er den Mann am Rande der Schlucht fliehen. Er zielte, der Bandit fiel und sein Körper stürzte in die Tiefe.

Hierauf suchte Venard seine Gefährten auf. Alle fanden sich zusammen; man nimmt das Geld mit und am selben Tage um 2 Uhr lieferten der Sheriff und seine Leute das am Morgen geraubte Geld wieder an das Postbureau zu Nevada ab.

Inzwischen hatte gleich nach Bekanntwerden des Raubes das Haus Wells-Fargo, als Eigenthümerin des Postwagens, 3000 Dollars auf die Wiederbringung des geraubten Geldes gesetzt. Venard erhielt nicht blos diese Summe, sondern auch noch einen prachtvollen, mit Gold ausgelegten Rifle, dessen Inschrift seine muthvolle That bekundete. Der Gouverneur von Californien stellte den Helden des Tages als „Oberstlieutenant an als Belohnung für ausgezeichnete Dienste im Gefecht". —

Der Anführer der Banditen hieß Georg Shanks, er führte aber, wie viele seines Gelichters, auch einen zweiten Namen: Jack Williams.

Ich habe selbst, sagt Simonin, Venard zu Nevada gesprochen. Er ist ebenso bescheiden, wie muthvoll, und kann die Bewunderung, welche er erregt, nicht begreifen. Wenn es sein muß, wird er es gern nochmals thun."

II.

Die Gamblers.

Unter allen Städten der Vereinigten Staaten ist San Francisco sicherlich die sittenloseste. Man wird dieses natürlich finden, wenn man berücksichtigt, daß hier, in der einzigen großen Seestadt der Westküste die heterogensten Elemente der Bevölkerung zusammenströmen: alle Abenteurer, alle Desperados, welche diese weiten kaum bekannten Gegenden ausbeuten, alle verwegenen Minenarbeiter, die durch ihre Arbeit Geld erworben haben, alle Individuen, die, von der Hand in den Mund lebend, zu allem aufgelegt sind, um Geld zu machen, die aber die ange-

Digitized by Google

botene Arbeit zurückweisen, und müßig an den Straßenecken oder in den Whiskey-Kneipen herumlungern, warten, als wenn ihnen die gebratenen Tauben in's Maul fliegen müßten. Es fehlt nicht an Arbeit in Californien, namentlich beim Ackerbau und bei der Urbarmachung der Wälder, selbst noch bei der Ausbeutung der Minen, aber man sieht täglich, wie Auswanderer, die aus Europa kommen, wo die Löhne so niedrig sind, hier in Californien sofort ihre Ansprüche so hoch schrauben, daß sie mit einer doppelten und dreifachen Löhnung kaum zufrieden sind. Viele treiben sich in der Stadt herum, bis ihre kleine Habe fort ist und der Wirth des Boarding-Hauses sie vor die Thüre setzt, denn für arme Teufel existirt hier kein Creditgeben. Trotzdem nehmen viele Irländer und Deutsche keine Stelle auf dem Lande an, wo sie überall für mäßige Arbeit monatlich 30 Dollars nebst guter Nahrung erhalten können, und belagern lieber wochenlang die zahlreichen Stellenvermittelungs-Bureaus in San Francisco. Namentlich Frauen und Mädchen wollen lieber in der Stadt bleiben, denn auf einer Farm kann man sich nicht putzen und keine Bälle u. dgl. mitmachen.

So gibt es denn in San Francisco eine ungemein große Zahl von Beschäftigungslosen ohne Existenzmittel, die auf den Hauptstraßen, an den Thoren der Magazins oder vor den Bar-rooms sich herumtreiben. Eine Hauptrolle spielen darunter die Gamblers, d. i. gewerbsmäßige Spieler. Diese Menschenklasse, welche in gleicher Beschaffenheit keine europäische Spielhölle, selbst nicht Monaco besitzt, übt in Californien ohne Scheu, öffentlich und unbehindert, ihre raffinirten, frechen Betrügereien und Prellereien. Allerdings befinden sich zahlreiche Gamblers in allen westlichen Staaten, aber San Francisco ist immer der Lieblingssitz dieser langfingrigen Gentlemens gewesen, und zwar nicht, weil hier das Bankspiel mehr geduldet wird als in den östlichen Staaten, sondern weil die Küste des stillen Oceans den Ruf hat, vorzugsweise das Land der Spielwuth und der zügellosesten Speculation zu sein. Es steht übrigens noch der berüchtigten Zeit nahe, wo das eben erschlossene Goldland mehr Abenteurer und Ausgestoßene als ehrliche Leute zählte und die Spielhäuser, im Besitze der schrankenlosesten Freiheit, den Schutz der Einwohner besaßen vom seßhaften, verantwortlichen Großhändler

Digitized by Google

an bis zum verkommenen Marquis, der die Stiefel wichste oder das Geschirr spülte.

Der Gambler ist selbstverständlich in allen Spielen erfahren. Er wird auch geschickt dem Glücke nachhelfen, wenn seine Mitspieler es ihm ermöglichen. Wird er auf Betrügerei ertappt, so entsteht noch lange kein Skandal; die Mitspieler wissen meistens, daß sie mit einem Gambler zu thun haben und begnügen sich damit, sich den unrechtmäßig erworbenen Gewinn herausgeben zu lassen, worauf gewöhnlich das Spiel mit größerer Aufmerksamkeit fortgesetzt wird. Zuweilen wird die Geschichte jedoch unangenehm, wenn der Gambler nichts herausgeben will, oder seine Gegner sich nichts gefallen lassen und grob werden. Alsdann gibt es eine gehörige Balgerei, bei welcher die Revolver mitspielen.

Die Bank- und Hazardspiele sind in Californien verboten; aber das Verbot bleibt wirkungslos. Zuweilen wenn durch irgend ein Gambler-Skandal das Gefühl des Publikums zu sehr verletzt wird, beginnen die Zeitungen einen Kreuzzug gegen die Spielhäuser und öffnen der Polizei, die alles Vorgehende genau weiß, die Augen; ja sie geben nicht selten die Straße, die Hausnummer, den Namen des Eigenthümers der Spielhölle an. Gelingt es letzterem nicht, das Stillschweigen der Reporters zu erkaufen, so nimmt endlich die Polizei eine Razzia vor, wobei selten einer der Spieler erwischt wird. Der Wirth bezahlt eine Geldstrafe und die Sache ist abgemacht. Einige Tage nachher wird das Spielhaus wieder eröffnet oder nach einem andern Stadttheile verlegt.

Die Polizei muß übrigens aus politischem Interesse die Spielhäuser mit ihren zahlreichen Gamblers und noch weit zahlreichern Spielern gewöhnlicher Art schonen, denn bei den Wahlen der Polizei-Chefs fallen ihre Stimmen bedeutend in's Gewicht. Eine solche Stelle ist mit einem Gehalte von 4000 Dollars dotirt und muß noch ansehnliche Nebenemolumente haben, da dieselbe bei den Wahlen eine Ausgabe von 20—25000 Dollars zum Erkaufen von Stimmen erfordert, aber trotzdem nach Ablauf der vierjährigen Amtsdauer dem Inhaber gestattet mit einem kleinen Vermögen abzutreten. Es geht ja ähnlich so mit den Stellen der „Supervisors" (Stadträthe), der Deputirten u. s. w.

Hat der Gambler Glück gehabt, so gibt er sich den kostspieligsten

Digitized by Google

Launen hin. Er erscheint in einem nagelneuen Phantasie-Costüm, mit großer goldener Kette, blitzenden Diamantknöpfen und kostbaren Ringen. Für den Nothfall bilden diese Juwelen seine Reserve: er trägt sie in eins jener Pawne-Offices (Pfandhäuser), die in San Francisco zu 4 % monatlich Geld ausleihen. Sind alle seine Hilfsquellen erschöpft und die letzten Dollars fort, so findet der Gambler immer Hilfe bei seinen Genossen und es müßte das Schicksal ganz besonders ungnädig sein, wenn ihnen, vereint, nicht bald irgend eine Bauernfängerei, irgend eine Ausplünderung eines neu angekommenen Fremdlings gelänge.

Das Leben eines Gamblers ist schlimmer als das eines Zigeuners, der immer noch ein Laster weniger hat; selten gelangt einer zu einer sicheren Existenz; die meisten finden den Tod bei einer Balgerei oder sterben elendiglich auf einem Strohlager.

Digitized by Google

Eine californische Riesenfarm.*)

Wie Alles, was der Californier unternimmt, den Charakter des Monströsen trägt, so betreibt er auch den Anbau des Weizens, des Hauptstapelartikels seines Landes, in großartigem Stile, und er ist so sehr gewohnt, nur dem Ungewöhnlichen seine Aufmerksamkeit zu schenken, daß die Produktion der kleinen Farmer, die nur ein Areal von 100 bis 300 Acres ihr eigen nennen, kaum in Betracht gezogen wird, wenn man den Weizenexport ziffermäßig zu beleuchten sucht. Nur demjenigen Grundbesitzer, der seine 1000 bis 20 000 Acres in einem Stück mit dieser Fruchtgattung bestellt hat, gibt man die stolze Bezeichnung „Weizenfarmer" und „Weizenkönig". So ist der Farmer Glenn der größte Weizenzüchter der Erde, denn er hat in diesem Jahre ungefähr 1 000 000 Acres, also 150,000 Morgen, mit Weizen eingesät. Sein Ernteergebniß verschifft er auf eigene Rechnung nach Liverpool und chartert sich zu diesem Zwecke eine kleine Flotte.

Es ist noch niemals nachgewiesen worden, daß er in einem der fünf Welttheile einen Rivalen habe, der ihm seine Weizenkönigskrone streitig machen könnte. Seine größten Farmen liegen in den beiden größten, nebenbei bemerkt, ungesunden Thälern des Sacramento und San Joaquim, sowie in den südlichen Thälern, in denen vor 15 bis 20 Jahren große Landflächen für lächerlich geringe Preise gekauft werden

*) Diese anschauliche Schilderung einer jener großen californischen Riesenfarmen, deren Massenproduction Europa in Besorgniß gestürzt hat, ist dem Werke: „Die wahre Bedeutung und die wirklichen Ursachen der nordamerikanischen Concurrenz in der landwirthschaftlichen Production," von Heinrich Semler in San Francisco (1881) entnommen.

Digitized by Google

konnten. Um auf solchen Gütern den Weizenbau zu einem rentablen Geschäft zu machen, muß das Bewirthschaftungssystem auf's Sparsamste geregelt werden. Der Besitzer lebt gewöhnlich in einer nahen Stadt oder auch wohl in San Francisco und läßt nur Verwalter in dem Oekonomiegebäude hausen. Wenn ich sage „Oekonomiegebäude", so mag diese Bezeichnung vom deutschen Standpunkt aus wie bittere Ironie klingen; denn solche Gebäude sind in Wirklichkeit nur mit Kalkwasser angestrichene Bretterschuppen hinter einem sogenannten Haus, das aber auch nur eine große wohnbar gemachte Bretterhütte ist. Dank dem milden californischen Klima erfüllen diese primitiven Gebäude ihren Zweck so ziemlich. Naht die Säezeit heran, die mit dem im November eintretenden Regen beginnt, dann begibt sich der Verwalter oder der Besitzer nach dem nächsten Städtchen, um Arbeiter zu engagiren, wenn er es nicht vorzieht, die Hülfe eines Stellenvermittlungs-Bureau's in San Francisco in Anspruch zu nehmen.

In jedem Gasthaus niederen Ranges lungern stets Arbeiter herum; denn der californische Farmarbeiter befindet sich, durch die Verhältnisse gezwungen, ewig auf der Wanderschaft. Eine Anzahl der nöthigen Arbeiter wird auch wohl auf der Landstraße aufgegriffen; aber immer bleibt doch das Gasthaus das eigentliche Stelldichein für Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Sind die erforderlichen Kräfte, gewöhnlich zum Lohne von 8 bis 10 Mark mit Beköstigung pro Tag, angeworben, dann folgt die kleine, aus allen Nationalitäten zusammengewürfelte Schaar, mit der wollenen Decke auf dem Rücken, oft ihrer einzigen Habe, dem Verwalter, in Californien Vormann genannt, um das Farmland so rasch wie möglich einzusäen. In einer Bretterhütte, durch die „der Wind spielt und pfeift", sucht sich der Arbeiter aus Stroh oder Heu ein Lager zu bereiten; mitunter ist auch der Besitzer so human, ihm einen Strohsack zu verabfolgen. Die Decke zum Zudecken hat er sich aber in allen Fällen selbst mitzubringen, daher man auch jeden Farmarbeiter, und sei er auch noch so arm, eine wollene Decke tragen sieht.

Die Thätigkeit beginnt in der Regel mit dem Einfangen der Maulthiere, die man nach der letzten Ernte einfach in's Gebirge gejagt hatte, um sich dort auf eigene Faust und Rechnung ihre Nahrung zu

Digitized by Google

ſuchen, eine Methode, die nur in einem weſtlichen Staate, wo noch viel herrenloſes Gebirgsland liegt, ausführbar iſt. Nicht leicht iſt dieſes Geſchäft des Einfangens; denn das Maulthier iſt verſchlagen und ſtörriſch, und hier, an die Freiheit gewöhnt, begreift es ſehr gut, um was es ſich handelt, wenn es thalwärts getrieben werden ſoll. Doch dieſe Hinderniſſe werden überwunden, und wenn alle Maulthiere auf der Farm vereinigt ſind, ſo werden ſie angeſchirrt und vor die Gangpflüge geſpannt. Es ſind das Pflüge, die mit ſechs bis acht Schaaren zugleich arbeiten und gewöhnlich an ihrem hinteren Theile eine Säemaſchine tragen. Auf jedem Pfluge iſt ein Kutſcherbock angebracht, auf welchem der Fuhrmann ſitzend zugleich ſeine ſechs Maulthiere lenkt, pflügt und ſäet, während mit einem andern Geſpann das Eggen beſorgt wird. Sorgloſe Farmer, namentlich wenn ſie leichten ſandigen Boden haben, laſſen gar nicht einmal eggen. Von einem Pfluge wird als Durchſchnitts-Tagesarbeit erwartet, daß er 12 Acres pflüge und beſäe. Da die großen Güter mit 15 bis 20 ſolcher Gangpflüge arbeiten, ſo iſt unſchwer zu berechnen, daß das Säegeſchäft in vier Wochen beendet ſein kann.

Nach beendeter Saatbeſtellung werden die Maulthiere wieder in das Gebirge gejagt und ſämmtliche Arbeiter entlaſſen, ſo daß der Verwalter mutterſeelenallein auf dem großen Gute zurückbleibt. Es iſt ein ödes, verlaſſenes Leben, das er hier zu führen gezwungen iſt; denn die anbauernde Regenzeit macht den Verkehr mit der Außenwelt faſt zur Unmöglichkeit. Auch ſeine Ernährungsweiſe iſt eine dürftige, da die Farm ihm bei der Einſeitigkeit der Bewirthſchaftung nichts zu bieten vermag und er daher Alles, was er zur Leibesnahrung bedarf, ſogar die Milch, käuflich zu erwerben gezwungen iſt.

Mit dem ſonnigen Mai beginnt das große, unabſehbare Weizenfeld ſich zu färben und nun müſſen auch ſchon die Vorbereitungen für die Ernte getroffen werden, da dieſe die zehnfachen Arbeitskräfte erfordert, wie die Einſaat. Wieder werden die Arbeiter auf der Landſtraße angehalten und angeworben, wieder werden die Gaſthäuſer der umliegenden Städtchen, Dörfer, nach deutſchen Begriffen nach „Farmhänden“, abgeſucht; aber der bedeutende Bedarf an ſolchen kann doch gewöhnlich in der Nähe nicht gedeckt werden, und ſo bleibt nur übrig, nach San

Digitized by Google

Francisco, diesem Mekka aller californischen Arbeiter, an ein Stellenvermittlungs-Bureau zu schreiben, das die fehlende Hülfe sicher zu senden vermag. Dort auf dem Bureau werden die passenden Arbeiter ausgemacht und mit einer „Marschordre" versehen, um, je nach der Entfernung, nach einem oder zwei Tagen zu Vervollständigung der Mannschaft auf der Farm zu erscheinen.

Das ist nun ein buntes Völkergemisch, das da zusammen ist, sich mit einander vertragen und mit einander arbeiten soll. Da sind Deutsche, Irländer, Amerikaner, Skandinavier, Spanier, Mexikaner, Schotten und Portugiesen, lauter heterogene Elemente, unter denen ein friedliches Einvernehmen nicht immer vorherrschend ist. Für eine so große Anzahl ist die als Arbeiterwohnung bezeichnete Bretterhütte selten geräumig genug und die meisten, in manchen Fällen sogar alle Arbeiter, müssen auf der Mutter Erde unter dem blauen Baldachin ihre Schlafstelle suchen. Angenehm ist ein solches Nachtlager eben nicht; denn die Nächte in Californien sind im Allgemeinen kühl, wenn auch trocken.

An einem großen Feldkessel in der Nähe des Arbeitsplatzes steht ein bezopfter Chinese und bereitet die Speisen, die von erschreckender Eintönigkeit sind und nur dreimal täglich eingenommen werden. Schweinefleisch, Kartoffeln und Weißbrod mit Kaffee ohne Milch, das ist der unabänderliche Speisezettel, der für jede Mahlzeit, für jeden Tag, für die ganze Woche gilt. Es ist nicht eben eine besondere Liebhaberei dieser Arbeiter, einundzwanzig Mal in der Woche Kartoffeln und Schweinefleisch zu essen, im Gegentheil, diese Einförmigkeit der Ernährung — ohne Whisky, ohne Bier, ohne Wein bei schwerer Arbeit und brennender Hitze — wird ihnen oft recht unangenehm. Oft genug machen sie ihrem Mißmuthe Luft, aber sie wenden sich gewöhnlich an die unrechte Adresse; denn der schweißtriefende Chinese ist unschuldig an ihren Leiden und antwortet deshalb auch auf alle Vorwürfe, deren Sinn er nur zu errathen vermag, mit einem stoischen „non sabe".

Bevor die eigentlichen Erntearbeiten beginnen, müssen die Maulthiere eingefangen, die „Headers" in Ordnung gebracht und die zu diesem Zwecke engagirten Dampfdreschmaschinen an ihren Platz gestellt werden. Die „Headers" eröffnen dann den Reigen. Es sind dies Mähmaschinen,

Digitized by Google

die speciell für Californien erfunden wurden, und auch nur hier oder in einem Lande, wo das Stroh ebenfalls keinen Werth hat, Verwendung finden können. Der „Header", dessen Name schon bezeichnend ist: „Köpfer", ist eine breite Maschine, die nach hinten einen Rahmen hat, in welchem 5 bis 8 Maulthiere oder Pferde ziehen, und zwar so, daß die Maschine vor ihnen herläuft. Auf einem Balken des Rahmens steht der Fuhrmann, der die Zügel um einen Pfosten schlingt und mit einem Rade die Bewegung der Maschine lenkt, so ungefähr, wie der Steuermann sein Schiff regiert. Die Aehren werden durch verstellbare Messer nur mit drei oder vier Zoll langem Stroh abgeschnitten und fallen auf eine Plattform, die vermittelst eines Elevators bis zur Höhe eines nebenher fahrenden Kastenwagens, in welchen die Aehren fallen, gehoben wird. Es sind in der Regel mehrere solcher Kastenwagen vorhanden, damit die Arbeit keine Unterbrechung erleidet, und ihr Zweck ist, die Aehren zur Dreschmaschine zu bringen, wo sofort der Drusch vorgenommen wird. Die „Headers" sind von verschiedener Größe, doch werden sie gewöhnlich so gebaut, daß sie 18—24 Acres täglich schneiden können. Das ist gewiß eine gewaltige Arbeitsleistung, mit andern Worten: eine große Kraft- und Zeit-, also Kostenersparniß. Doch will ich hier einschalten, daß in neuerer Zeit die californischen Farmer eifrige Diskussionen über den Werth des „Headers" geführt haben, und nicht wenige, freilich vorzugsweise die kleineren, Farmer der Mähmaschine mit Selbstbinder den Vorzug geben.

Gedroschen wird auf freiem Felde und man bedient sich dazu der Lokomobilen von 15 Pferdekraft. Die Dreschmaschinen reinigen auch zugleich den Weizen, der in einen angehefteten Sack fließt, und dieser wird, wenn angefüllt, sofort zugenäht. Eine sinnreiche Vorrichtung gibt an, wie viel Buschels gedroschen sind, denn die Zahl derselben wird dem Maschinenbesitzer vergütet. Eine Dreschmaschine größter Construction erfordert zu ihrem ununterbrochenen Betriebe 7 „Headers", 21 Kastenwagen, 56 Arbeiter und 75 Maulthiere. Aber die Arbeit fördert auch; wo am Morgen noch ein Aehrenfeld wogte, da liegen am Abend schon hohe Haufen von Weizensäcken, welche gewöhnlich eine Woche später auf dem Wege nach Europa sind; denn man braucht die Gefahr des Schwitzens

Digitized by Google

nicht zu besorgen, welches sonst das Verschiffen des Getreides, das in feuchtem Klima gewachsen und ausgedroschen ist, verhindert.

Unmittelbar nach Beendigung der Erntearbeiten werden sämmtliche Erntearbeiter entlassen und auf der Farm tritt wieder die alte Todtenstille ein, die keine Unterbrechung erleidet, bis im Spätherbst die Saatbestellung auf's Neue ihren Anfang nimmt.*)

Heinrich Semler
(in San Francisco).

Die wahre Bedeutung und die wirklichen Ursachen der nordamerikanischen Concurrenz in der landwirthschaftlichen Production. 1881.

---

*) Mit dieser californischen Riesenfarm läßt sich die Dalrymple Weizenfarm bei Fargo in Dacota vergleichen. Dieselbe umfaßt 47 engl. □Meilen, also fast $2^1/_2$ deutsche □Meilen. Die 30 000 Acres in 5 Divisionen je unter einem „Oberst" eingetheilt, werden von 800 Arbeitern mit 200 Mähmaschinen und 30 Dampfdreschmaschinen bearbeitet. Die Arbeiter erhalten monatlich 30 Dollar, bei der Ernte täglich 2 Dollar. Reingewinn der Farm über 250 000 Dollar jährlich, das Sechs- oder Siebenfache des Einkaufspreises. — Der ganze Betrieb ist ein vollendeter Raubbau, der schließlich zur Vernichtung der Production und damit auch der Concurrenz mit Deutschland führen muß. Die Frage ist nur, wie vorläufig der Landwirth in Preußen und selbst in Ungarn gegen solche Concurrenz aufkommen kann. (Aus Ills. Staatszeitung, nach der Deutsch-Amerik. Zeitung, Nov. 1881.) — B.

Digitized by Google

Originelle Bilder.

I.

Dienstmädchen-Bureau in Cincinnati. — Doctor Emmerich.

Eines Tages machte meine junge Frau mir den Vorschlag, ein deutsches Dienstmädchen zu miethen; sie hatte einen unbesiegbaren Widerwillen gegen die schwarzen Gesichter, seit sie in einer englischen Zeitung gelesen, daß die Neger eine Verlängerung des Rückgrats hätten, also eine Mittelstufe zwischen Affen und Menschen wären. Da mir selbst weiße Dienstboten lieber waren, als schwarze, ließ ich mich gern bereit finden, in einem Dienstbotenbureau Erkundigungen einzuziehen.

Meine Frau schrieb mir die Eigenschaften auf, welche das Dienstmädchen besitzen sollte: „Ehrlichkeit, Reinlichkeit und Sittsamkeit verbunden mit erträglichem Aeußern und gesundem Menschenverstande". „Nimm nur nicht die erste beste," rief sie mir noch auf der Treppe nach, „keinen Elephanten, der das Haus zittern macht, und auch keine Schwärmerin — ein ordentliches, nettes Mädchen."

Mit diesen schriftlichen und mündlichen Verhaltungsmaßregeln ausgerüstet, begab ich mich in ein Nachweisungsbureau, das mir besonders gerühmt worden war. Als ich eintrat, watschelte mir eine dicke Frau entgegen, die mich mit einer von Fett überwachsenen Stimme fragte, was ich suche. Es ist seit jeher mein größtes Vergnügen gewesen, solche Personen zu studiren, die, von der Natur mit einem plumpen Aeußern und rohem, frechen Innern ausgestattet, in eine Stellung versetzt worden, in welcher sie Dinge sprechen müssen, die über ihren Horizont gehen. Die Madame, die mich mit ihren großen bleiernen Augen anglotzte,

Digitized by Google

hatte für Kaffee, Grog und Schweinebraten Intereſſe; war ſie mit Leuten zuſammen, vor denen ſie ſich nicht zu geniren brauchte, ſo waren ihre Reden von der ordinärſten Art. Sie erkannte in meinem feinen ſchwarzen Tuchrock und meinem hübſch gebügelten Hemde einen Gentleman, bemühte ſich alſo, die Lady zu ſpielen.

„Womit kann ich Ihnen denn dienen, Sär?“ fragte ſie, während ſie einen unächten Ring mit ihrer Schürze putzte, der ihr in den dicken Zeigefinger tief eingewachſen war.

„Ich wünſche ein Mädchen,“ entgegnete ich — „und da Sie, Madame, in dem Ruf ſtehen, die beſten Mädchen der Stadt zu haben, ſo bin ich ſo frei, Sie um Ihre Vermittlung zu bitten.“

„So? wer hat Sie denn hergeſchickt, Sär?“

„Der Wirth zum Elephanten.“

„Ja ſo! Nun freilich, ich habe dem Elephanten ſchon manches Mädchen geliefert — aber es bleibt kein ordentliches Mädchen in dem Hauſe — wiſſen Sie, die Koſt iſt gar zu ſchlecht — nur zwei Mal des Tages Fleiſch — Mittags und Abends, wiſſen Sie — und dann Sonntags den Troubel und das Geſchimpfe, wenn ein Liebhaber einmal auf Beſuch kommt — und Sie wiſſen ja, ſo ein armes Mädchen hat auch ſeine Gefühle — und der Elephant verletzt die Gefühle von den Mädchen ſo!“

„Wirklich?“

„Was ich Ihnen ſage! Da habe ich ein Mädchen, es iſt eine Preußin, wiſſen Sie — ſauber und reinlich, hält was auf ihre Perſon und verſteht ihren Dienſt — nä ſo ein Mädchen — ich kann es Ihnen gar nicht ſagen. Na und was meinen Sie, wie lange die beim Elephanten geblieben iſt? Drei Tage, und dann iſt ſie fortgegangen. — Was wollen Sie denn haben? Eine Köchin? Ein Stubenmädchen? oder ein Mädchen für Alles?“

„Ein Mädchen für Alles — ſittſam, reinlich, ehrlich, nicht dumm, willig — mit einem Worte ein braves, nettes Mädchen. Haben Sie wohl ſolch ein Mädchen bei der Hand?“

„Ich habe von allen Sorten, wollen Sie nur einen Augenblick gefälligſt Platz nehmen.“

Die Madame entfernte ſich, kehrte aber gleich darauf mit drei

Digitized by Google

Mädchen zurück. Wie soll ich Worte finden, diese drei Grazien zu beschreiben! Drei dicke, vollblütige, rotharmige Mecklenburgerinnen, denen man noch den Kuhstall ansah, standen in Reifröcken, Tüllkleidern, durchbrochenen weißen Strümpfen und fein gewirkten Handschuhen vor mir. Ein Duft von Moschus, Vanille, Eau de mille Fleurs und Eau de Cologne wehte mir entgegen.

In Deutschland ist es Sitte, daß die Herrschaft sich nach den Eigenschaften der Dienstboten erkundigt; in diesem gesegneten Lande ist die Sache umgekehrt — hier erkundigt sich der Dienstbote nach den Eigenschaften des „Masters".

„Sind Sie verheirathet?" fragte mich die größte der drei Grazien, ein wahrer Dragoner im Reifrocke.

„Jawohl, Ihnen zu dienen," antwortete ich höflichst.

„Wie viel Kinder haben Sie?"

„Noch gar keine."

„Wie ist die Frau? Ist sie streng? Kommt sie viel in die Küche?"

„Nein, sie ist ein Muster von Güte und Nachsicht."

„Ist sie eigen mit dem Ausgehen?"

„Eigen mit dem Ausgehen? Wie verstehen Sie das?"

„Nun, ich meine, ob man gleich nach Tisch fortgehen und bis zum Abendbrod wegbleiben kann? Habt Ihr Sonntags warmes Essen?"

„Ich glaube schwerlich, daß wir uns verständigen würden," sagte ich im gereizten Tone.

„Wie viel Lohn gebt Ihr?" fragte Grazie Nummer zwei.

„Acht Dollars im Monat."

„Das ist nichts für mich, da hätte ich in Deutschland bleiben können," erwiederte die Dame und drehte mir schnippisch den Rücken zu.

„Habt Ihr alle Tage frisch Fleisch?" fragte jetzt Grazie Nummer drei. — „Ist mir der Lohn auch sicher? Habt Ihr Geld auf der Bank? Wer wäscht für Euch?"

„Schon gut," fiel ich ein — „ich danke Ihnen, Madame! Wenn Sie keine andern Mädchen haben, dann werde ich mich wo anders erkundigen —"

„Doch, doch, ich habe noch mehr — fahren Sie doch nicht gleich

Digitized by Google

so auf, Sär, wir sind hier nicht in Deutschland — hier ist free Country, wo ein armes Dienstmädchen auch sein Recht hat — vielleicht wollen Sie etwas Feines? Da habe ich eine junge Wittwe mit einem Kinde an der Brust — ist eine saubere Frau und näht wunderschön. Es ist auch eine Wiener Köchin hier, die will aber fünfzehn Dollars im Monat und schafft nicht länger, als bis zum Mittag; da muß die Frau selber aufwaschen und Stuben rein kehren."

„Das ist aber Alles nichts für mich. Ich will ein ordentliches deutsches Mädchen haben, das die Arbeit im Hause verrichtet, gerade wie sie es in Deutschland gethan hat."

„Ja, wenn Sie das gleich gesagt hätten — die gibts hier nicht, Sär — wissen Sie, hier ist alles anders — Sie möchten so eine, die die Arbeit thut, damit die Frau nichts zu thun braucht — no, Sär — das kennt man hier in Amerika nicht! Das Mädchen ißt und trinkt mit der Herrschaft, sitzt im Sopha, wiegt sich im Schaukelstuhl, geht in Gesellschaft und überläßt der Hausfrau die groben Arbeiten, wissen Sie — deshalb sind wir ja in Amerika. Oder glauben Sie, daß die armen Leute hier auch Sklaven sind, wie die Schwarzen? Nä, nä! Gott sei Dank, Sär, hier ist ein freies Land, Sär! Und wenn Sie heute auch Geld haben, so haben Sie vielleicht morgen keins — und dann können Sie vielleicht selbst einen Dienst suchen! Soll ich Ihnen meines Mannes Karte geben, Sär? Kommt Toni, Mina und Stina, der Herr braucht Euch nicht — es ist recht Schade, hehehe! Leben Sie recht wohl! Grüßen Sie Ihre liebe Frau!"

„Wie schnell doch die Luft die Leute hier in Amerika selbständig macht," sagte ich zu mir selbst, als ich verdrießlich die Straße hinab schritt. „Ich bin überzeugt, daß die drei Dragoner erst seit drei Monaten Mecklenburg verlassen haben, wo sie für zwölf Thaler im Jahre die schwersten Feldarbeiten verrichteten. Wie schnell sind diese Mädchen veredelt worden! Wie schön standen ihnen die Reifröcke und Tüllkleider! Wie gesund sind diese Amoretten! Wie glücklich muß der Mann sein, der ein solches Wesen heimführt! Wie oft wird ihm Gelegenheit gegeben werden, zu beten: Erlöse uns vom Uebel!"

Ich war in Gedanken versunken von der Hauptstraße abgekommen

Digitized by Google

und als ich meinen Irrthum gewahr wurde und umkehren wollte, fiel mir ein Schild in die Augen, auf welchem in großen goldenen Lettern stand: H. C. Emmerich, Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer. „Heinrich Carl Emmerich," murmelte ich — Heinrich Carl Emmerich — sonderbar! — War nicht ein Schuster in unserm Dorfe, dessen Sohn Heinrich Carl Emmerich hieß? Wanderte der Taugenichts nicht aus?" — Während ich mein Gedächtniß anstrengte, mir die Züge des Schustersohnes zu vergegenwärtigen, hatte mich, ohne daß ich es bemerkte, der edle Doctor von seinem Zimmer aus betrachtet — und erkannt. Er öffnete das Fenster und rief hinab:

„Peter Tütt! Bist Du es? Komm herauf, Peter."

Meine Freude kannte keine Gränzen. In so weiter Ferne ist ein Landsmann und Jugendgespiele gleich einem Meteor in dunkler Nacht. Kaum hatte ich Heinrich Carl Emmerich zum dritten Male umarmt, als mir alle Bewohner unsers Dorfes deutlich vor die Seele traten, vom Schulzen an bis auf den krummen Hannes, der im Verdachte stand, Katzenfett in die Apotheke zu verkaufen oder verkauft zu haben, und deshalb in die Reichsacht erklärt war.

„Bist Du aber groß geworden, Heinrich Carl Emmerich, und dick und fett! Was machst Du denn hier? Was treibst Du? Bist Du der Doctor und Geburtshelfer, der da unten auf dem fürchterlich großen Schilde steht?"

„Ja, der bin ich, mein lieber Peter."

„Wie bist Du aber dazu gekommen, Doctor zu werden? In unserm Heimathdorfe lerntest Du ja die Schusterei?"

„Sprich nicht so laut, Peter; wenn das meine Frau hörte, ließe sie sich noch heute von mir scheiden. Was Du von meinem frühern Leben weißt, das behalte hübsch für Dich, Peter; ich habe eine ausgedehnte Praxis, die ich augenblicklich verlieren würde, wenn die Leute erführen, daß ich in meinen Flegeljahren den Pechdraht geschwungen habe. Darum sei verschwiegen, Peter."

„Mein Wort darauf, es soll kein Wort über meine Lippen kommen, was Dich compromittiren würde, obschon ich nicht einsehe, wie es Dir hier in Amerika, wo die Arbeit so hoch in Ehren steht, schaden kann,

Digitized by Google

wenn die Leute erfahren, daß Du früher dem Arbeiterſtande angehörteſt."

„O himmliſche Einfalt," erwiederte der Doctor — „die Arbeit, meinſt Du, ſtände hier in Ehren? O Peter, Peter, biſt Du noch ſo dumm?"

„Ja, was weiß ich? Ich ſehe fortwährend in den Zeitungen Männer zu den wichtigſten Poſten vorgeſchlagen, welche früher das Maurer- oder Zimmermannshandwerk getrieben haben, und da dachte ich denn, daß Maurer und Zimmerleute hier zu Lande ganz beſonders bei Beſetzung von Geſandtſchaftspoſten und ähnlichen Aemtern berückſichtigt würden. Es hat mir gefallen, daß ein gewöhnlicher Handlanger Miniſterreſident in Berlin oder Wien werden kann, und es freut mich, daß ein Schuſterjunge Doctor und Geburtshelfer wird. Nur thue mir den Gefallen, Freund, mir niemals mit deinen Recepten in die Nähe zu kommen; ich traue Dir erſtens keine Kenntniſſe zu, und zweitens habe ich eine Bouteille Cacalia Americana, die Wunder wirkt."

„Glaubſt Du an dieß Humbugmittel?"

„Wie an die ſieben Todſünden!"

„Warum glaubſt Du denn nicht an meine Mittel?"

„Das thue ich auch; ich glaube an ſie, wie an das ewige Leben. Da ich dieß aber noch nicht kennen zu lernen wünſche, ſo bitte ich Dich, mich zu verſchonen."

„Peter, Du biſt ſchrecklich! Immer noch der leibhaftige Mitteldeutſche! Du warſt ſchon als achtjähriger Knabe ein Philiſter und Spießbürger und haſt gute Anlagen, ſelbſt hier im Lande irdiſcher Vollkommenheit Spießbürger zu bleiben. Höre mich an, Peter.

„Mit der Schuſterei ging es hier nicht. War Dir da erſt in Maſſachuſetts — wohnen lauter Schuſter in dem Lande — ſcheußlich, ſage ich Dir. Well, ich trete in eine Fabrik und frage nach Arbeit. Gut, ſagt der Baas, kannſt Arbeit haben, acht Dollars die Woche und Ueberſtunden extra bezahlt. Gut, ſage ich und will Arbeit. Was geſchieht? Dreihundert Dutzend Schuhe bekomme ich einzufaſſen; wenn ich das gelernt hätte, ſollte ich Abſätze aufnageln, Abſätze ſchneiden, blank putzen und ſo weiter. Einen regelmäßigen Schuh nach der Manier zu nähen und umzuwenden — gar keine Spur, Peter. Es gibt Dir Leute, die

Digitized by Google

auf der Schusterei arbeiten und dreißig Jahre lang nichts gethan haben, als Absätze aufnageln. Nä, sagte ich und grüßte das Handwerk. Da wurde ich denn ein Doctor. Es war gerade Cholera vorhanden; ich gab ihnen was ein, sie starben wie die Mücken — im Handumdrehen, sage ich Dir, na und je mehr Patienten einem Doctor sterben, desto mehr Zulauf bekommt er. Am ersten Tage, wo ich in Boston die Praxis anfing, starben mir neun Patienten. Da nannten sie mich den Neuntödter und machten schlechte Witze über mich in den Zeitungen, bis ich toll im Hirn wurde und nach Cincinnati übersiedelte."

„Und welches Glück hattest Du hier?"

„Erst wollte es gar nicht. Ich gab mich für einen Augendoctor aus, was immer sehr rathsam ist, Peter, weil die Augenkranken gut bezahlen und nie wieder gesund werden — wenigstens sind meine Patienten bis auf Einen stockblind geworden."

„Heiltest Du diesen Einen?"

„Nein, er heilte sich selbst; er fiel nämlich in eine offen gelassene Cisterne und ward erst nach zwei Monaten gefunden. — Da es mit der Augendoctorei nicht gehen wollte, kaufte ich mir ein Skelett und stellte es in meiner Officin so auf, daß man es von der Straße aus sehen konnte. Nun strömten die Menschen herbei. Jeder, der eine alte Schwiegermutter oder einen tauben Großvater zu beerben hoffte, suchte bei mir Hilfe. Mein Geschäft kam in Aufschwung; ich heirathete die Schwester eines Sargmachers, trat mit ihm in Compagnie und erspare mir jährlich eine hübsche Summe Geldes. Mein Schwiegervater ist Prediger, zwei Vettern meiner Frau sind Leichenbitter und ein Neffe meiner Frau hält Trauerwägen und acht Trauerpferde, so daß wir zusammen ein ganz hübsches Armeecorps des Todes ausmachen. Schade, daß wir vor einer Woche den Todtengräberposten besetzt haben! Das wäre ein Platz für Dich gewesen, Peter!"

„Ich danke Dir für Deine freundlichen Gesinnungen, mein Lieber, freue mich aber zugleich über mein günstiges Geschick, welches mir einen bessern und meinem Geschmacke mehr zusagenden Posten angewiesen hat. Ich bin Rechnungsführer eines reichen Pflanzers und glücklicher Gatte der unvergleichlichen Eva Schneider aus Fulda."

Digitized by Google

„Nun, das freut mich von Herzen," erwiederte der Doctor; „vielleicht erlaube ich mir, Deiner lieben Frau einen Besuch zu machen; für jetzt mußt Du mich entschuldigen, ich habe in dem Lazareth einen Kranken, dem ich ein Bein amputiren muß."

„Na, Gott sei der armen Seele gnädig," sagte ich lächelnd, während ich dem Doctor die Hand zum Abschiede reichte.

„Du bist ein Narr," antwortete er — und wir trennten uns, um uns wenigstens für's Erste nicht wieder zu sehen.

Da ich gerade von amerikanischer Arzneikunst spreche, so muß ich doch erzählen, was ich einige Zeit später erlebte.

Ich spazierte in Saint-Louis auf der Straße und sah mit Verwunderung das Trottoir mit unzähligen kleinen Zetteln bedeckt. Unwillkürlich hob ich eins von der Erde auf und las: Dr. med. Thompson hat seine Office in der siebenten Straße Nr. 1108 und bietet seine Dienste allen Denen an, welche von andern Aerzten schon aufgegeben wurden. Alle Krankheiten werden von ihm durch ein einfaches aber sicher wirkendes Mittel geheilt; selbst Lungenleiden im zweiten Stadium, Bronchitis und Luftröhrenschwindsucht werden unfehlbar kurirt. Für Damen ist die Office von elf Uhr Vormittags bis zwei Uhr Nachmittags offen."

An den Straßenecken befanden sich große Plakate, auf denen zu lesen war: „Freuet Euch, Ihr Leidenden! Er ist da! der lang erwartete Doctor Thompson ist gekommen, um Eure Leiden von Euch zu nehmen, neuen Lebensbalsam in Euer Herz zu träufeln. Kommt, Ihr Tausende, die Ihr von Pfuschern um Eure Gesundheit und Euer Geld gebracht seid, kommt zu Eurem Freunde Thompson, und könnt Ihr nicht selbst kommen, so schickt eine Flasche mit Eurem Wasser, damit ich daraus den Zustand des Leidenden entdecken kann. Ich heile jede Krankheit für einen Dollar; in einzelnen Fällen, wo die Heilung wegen zu weit vorgeschrittener Krankheit nicht erfolgen sollte, wird das Geld zurückgezahlt. Ich bin der einzige lebende Arzt, der die Heilung garantirt."

Dieser Mann schickte seine Agenten voraus, um seine Zettel vertheilen zu lassen; er beklebte alle Straßecken mit seinen Ankündigungen, hatte ungeheuern Zulauf und verdiente gewiß innerhalb eines halben Jahres, in welcher Zeit er die Vereinigten Staaten abkloppte, ein bedeutendes Vermögen.

Digitized by Google

Wäre es nun wohl möglich, daß solche Genies in den Vereinigten Staaten Anerkennung fänden, wenn das Volk nicht eine hohe Stufe von Bildung erreicht hätte? Die freien Söhne der Republik sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß „das Leben der Güter Höchstes nicht ist", und deswegen erlauben sie aufstrebenden Genies, ihnen Calomel, Chinin und Opium ad libitum einzutrichtern. Während das Volk auf diese Weise seine hohe Bildung an den Tag legt, beweisen die vielen Quacksalber Amerika's zugleich, daß das hiesige Klima ein sehr gesundes sein muß.

Wo in jeder großen Stadt ganze Fabriken bestehen können, in denen nichts als Medicinen gemacht werden, in jeder Straße eine oder mehrere Apotheken angetroffen werden, wo endlich jeder Kaufladen auf dem Lande Medicinen verkauft, da muß wahrlich eine gesunde Luft wehen!

Wer irgend einen Zweifel über das Klima in Amerika hat, der nehme die Sterbelisten zur Hand und vergleiche sie mit den europäischen. Einige Gegenden sind gesund: Wisconsin, Minnesota, Jowa und Michigan. Wird es hier auch heiß in den Sommermonaten, so sind die Nächte doch kühl und erlauben dem ermatteten Menschen, zu ruhen. Dafür sind die Winter aber lang und kalt; eisige Stürme ziehen über die endlosen Flächen, unendlicher Schnee bedeckt die erstarrte Erde. Wer also Vergnügen daran findet, von zwölf Monaten sechs zu leben und die andern sechs im Schlitten zu fahren, der findet in den nördlichen Regionen der Vereinigten Staaten was sein Herz begehrt. Wer aber im Sommer eine warme Brüthitze, eine feuchte, qualmige Atmosphäre, plötzlichen Wechsel der Temperatur, quälend heiße Nächte und unergründlichen Dreck in den Wintermonaten liebt, der in einem Tage schmilzt, friert und wieder schmilzt und friert; wer ferner kaltes Fieber, heißes Fieber, congestives Fieber, Nervenfieber, Gallenfieber, Schleimfieber, Faulfieber, Cholera, Ruhr, und einige andere Störungen des „Gemeinbefindens" kennen zu lernen wünscht, der findet in den Stromgebieten des Missouri, Mississippi, Ohio, Illinois, Potomac, Susquehanna und wie die Ströme alle heißen mögen, ein reiches Feld für seine Forschungen.

Ich würde mich übrigens einer groben Sünde schuldig machen, wenn ich verschweigen wollte, daß wir in Amerika Universitäten haben, auf denen Aerzte gebildet werden. Pope's College in Saint Louis nimmt

Digitized by Google

einen bedeutenden Rang unter den Universitäten ein, ebenso das Humboldt-Institut unter der Leitung des Professor Hammer. Leider müssen die jungen Leute sechs volle Monate und, wenn es thunlich ist, zwei ganze Wintersemester auf der „Universität" zubringen, bevor sie das Doctordiplom erhalten können. Die meisten dieser Heilkünstler machen erst einen praktischen Cours bei einem Landdoctor durch, reiten mit ihm auf Praxis, gewöhnen sich an das Vergängliche im Leben und die Schrecken des Todes und treten endlich als Studenten in's College. Sie sind natürlich so gründlich vorbereitet, daß sie nach sechs Monaten als promovirte Aerzte den Lebensfaden zu amputiren verstehen.

Es ist nicht meine Absicht, das Humboldt- und andere deutsche Institute zu persifliren. Sie sind durch die Bemühungen gebildeter Deutschen entstanden in der Absicht, dem öffentlichen Skandal doch einigen Einhalt zu thun, werden aber vom Publikum zu wenig unterstützt, um ihren schönen Zweck vollständig zu erreichen.

Die jungen Leute auf den deutschen Lehranstalten haben deutsche, durch und durch gebildete Lehrer, lernen somit etwas. Die Studenten auf den amerikanischen „Colleges" haben meistentheils amerikanische Lehrer, die sich mit einem oberflächlichen Firniß begnügen.

Im Osten Amerika's findet man natürlich vollkommen gebildete amerikanische Aerzte und vortreffliche Lehranstalten, und es kann mir nicht einfallen, diesen Männern ihr Verdienst rauben zu wollen; was ich daher oben über die Lehranstalten gesagt habe, bezieht sich auf die „westlich und südlich von Newyork und Philadelphia gelegenen." Die größte Quacksalberfabrik in den Vereinigten Staaten befindet sich in Philadelphia — Beweis genug, daß dort wie hier die Medicin keine Wissenschaft, sondern ein Handwerk ist, bei dem der Patient als Rohmaterial, die Arznei als Werkzeug und der Tod als Produkt auftreten. Der Doctor ist der Contractor, der für ein Gewisses die Bearbeitung des Rohmaterials übernimmt.

Graf A. Baudissin.
Zustände in Amerika.

Digitized by Google

II.

Schillers Räuber in Amerika.

Wir stiegen bei einem Städtchen am Missisippi ans Land und fuhren in's Theater. Ein Theaterzettel von circa fünfzehn Fuß Länge und sieben Fuß Breite war auf eine Art von Schilderhaus geklebt. Die Räuber von Schiller wurden aufgeführt, wie Eva richtig angezeigt gesehen hatte.

Mr. Cocktail spielte den Franz. Sein Name war mit drei Fuß hohen Buchstaben in rother Tinte gedruckt; er wurde the first Tragedien of the Age genannt, the wonder of the world, the proud of the Univers.

Neben ihm paradirte in gelber Tinte und zwei Fuß hohen Buchstaben Mr. Tallow, the favorite Tragedien of London, Paris and Muskau, from the Imperial Royal Theatre of his Majesty the Emperor of Russia.

Amalia wurde von Mrs. Snuffbox gegeben; sie erschien in grünen Buchstaben von anderthalb Fuß Höhe. Sie war the trilling and charming American wonder, the delight of two hemispheres.

„Wenn ich den Zettel meinem Vater schickte," sagte ich zu Eva, „was würde wohl die Folge davon sein? Würden sie in Kurhessen glauben, daß hier solche Zettel gedruckt werden? Oder würden sie annehmen, ich sei übergeschnappt?"

„Man würde Dich in contumaciam ins Irrenhaus verurtheilen, lieber Peter. Schreibe nicht einmal, daß Du den Zettel gesehen hast, Dein Vater möchte Dich für einen Windbeutel halten, und das würde mich sehr kränken. Laß uns hineingehen und Platz nehmen."

Wir kauften uns zwei Sperrsitze, ließen uns an unsere Plätze führen, und hatten uns kaum gesetzt, als der Vorhang aufging.

Ja, wer beschriebe diese Aufführung? Der alte Moor heulte wie ein hungriger Kettenhund, Amalie rollte die Augen und deklamirte, daß ich das Aergste zu befürchten begann; Franz spielte wie ein Puter und kollerte sehr natürlich, das Schrecklichste war aber Carl und Spiegelberg. Die Räuber nannten Carl „de Moor" (Muhr) und den Spiegelberg

Digitized by Google

nannten sie Speigelberg. „J know you, Speigelberg,“ wirkte betäubend auf mich. Und wie die Kerle alle aussahen! Die Leipziger Studenten trugen schwarze seidene Strümpfe, feuerrothe Puffröcke, Revolver und Glacehandschuhe. Keiner von ihnen war unter achtundvierzig Jahren. Sie liefen auf einem Brüsseler Teppich herum und übertrieben im Deklamiren wahrhaft scheußlich. Hätte Hamlet diese Bande angetroffen, er würde sie sicherlich nicht engagirt haben, seinem Stiefvater die Mausfalle vorzutragen.

Ich fühle und weiß es sehr wohl, daß ein Erzähler nicht übertreiben darf, und oft schon habe ich mir Zwang angelegt, wenn ich meine Erinnerungen aus Amerika niederschrieb, weil ich fürchtete, der deutsche Leser würde sagen: „Tütt, Tütt, übertreibe nicht.“ So geht es mir jetzt wieder. Ich sehe da einen fetten Assessor, der Gerstäcker und Ruppius auswendig weiß und alle drei Monate von seinem Vetter in Chicago einen Brief bekommt, über meine Schilderung die Nase rümpfen. Was soll ich mit dem Assessor anfangen? Glauben schenkt er mir nicht, denn in den Regulatoren steht nichts von solchen Dingen, wie Tütt beschreibt, und der Ruppius ist auch ein ganz anderer Kerl und steckt voll Poesie und schöner Schilderungen, während der langweilige arrogante Tütt da Dinge erzählt, die man glauben kann oder auch nicht glauben kann. Sind Sie fertig, Herr Assessor? Reisen Sie mal her, wenn es Ihnen gefällig ist, sehen Sie sich den de Moor und den Speigelberger an — aber von Anfang bis Ende, und wenn Sie am folgenden Tage eine Lebensversicherungsgesellschaft finden, die Sie aufnimmt, dann will ich Ihre Reisekosten vergüten.

III.

Deutsche und amerikanische Barbiere.

Ein blauweißrother Pfahl mit der goldenen Kugel kündigte dem erfahrenen Weltbürger schon von weitem an, daß hier ein Barbier-Atelier sei, in welchem man die Haare rasirt, frisirt und „champoont“

Digitized by Google

kriegen konnte. Ehe ich den deutschen Leser in dies Heiligthum einführe, will ich ihn bitten, bei einem deutschen Barbier vorzusprechen. Ueber der Thür hängt ein Bartbecken, eine Flasche mit Blutegeln steht im Fenster, die Barbierfrau strickt an einem langen blauen Strumpf für den Lehrjungen, der Barbier mischt in der Ecke des Zimmers eine Mixtur für einen Schneiderjungen, der sich mit kalten Kartoffeln den Magen verdorben hat; der Lehrling liest in einem alten Buch Recepte zu Hühneraugenpflaster, Lavements und sonstigen Dingen. Der erste Lehrling ist auf Kundschaft aus. Für zehn Silbergroschen pro Monat rasirt er seine Kunden; davon bekommt er einen Silbergroschen, der Meister acht und einer geht für Seife drauf. Er kommt eben aus dem Hause des Bürgermeisters. Mit einem langen Satz ist er mitten auf der Straße; er gießt das Becken aus, die Bürgermeisterhaare fliegen in den Rinnstein; er hat die Aermel aufgekrempelt, die Mütze sitzt nachlässig auf der Bierlocke, der alte grüne Frack glänzt vor Fett; er trabt durch die Straße und grüßt Alles, was da lebt und webt. Ein Kunde tritt in die Barbierstube. „Möchte wohl rasirt werden," sagt er, und löst die Halsbinde ab — „aber schnell!" Der Lehrling springt auf, bringt kaltes Wasser, schlägt einen dicken Schaum, schmiert den fremden Herrn ein und kratzt mit einem breiten Messer unbarmherzig drauf los. Die Barthaare springen aus, hin und wieder ein wenig Blut, der fremde Herr sagt nichts, zahlt einen Groschen und geht. Das Schwatzen der Barbiere ist außer Mode gekommen; sie sind schweigsam geworden, halten sich einen Pudel oder Pensher, auf dem der Lehrbursche seine ersten Versuche macht, stehen unter dem Pantoffel ihrer Frau, haben aber selten Leibesnachkommen. Unter hundert deutschen Barbieren haben keine zehn einen Erben. Ein deutscher Barbier wohnt nicht in der Hauptstraße, sondern in einer Sackgasse; er hat kein Atelier, sondern eine dumpfe kleine Stube. Das Rasiren ist bei ihm Nebensache geworden. Schröpfen, Aderlassen und Blutegelsetzen sind die drei Stufen des Wissens, die er mit Ehrfurcht zu erreichen strebt. Nur bei besonderen Gelegenheiten überwindet er die Furcht vor dem Kreisphysikus und gibt einem Kranken ein Mittel. Ich habe einen Barbier gekannt, der ein wahrer Herkules war. Er schwitzte immer, selbst bei 18 Grad Kälte. Eines Tages kommt ein Bauer zu

Digitized by Google

ihm, der eine Balggeſchwulſt auf der Backe hat. „Können Sie mir den Knoten vertreiben?“ frägt der Bauer. „Wollen's verſuchen,“ antwortet der Barbier, „mit der Sympathie. Legen Sie die linke Backe hier auf den Tiſch; ich will die Bibel auf die Geſchwulſt legen und einen Spruch ſagen, der gewöhnlich hilft.“ Der Bauer legt das Geſicht auf den Tiſch. Der Barbier holt einen ungeheuren Folianten, in Schweinsleder gebunden, legt ihn behutſam auf die Balggeſchwulſt und ſagt in tiefem Baß: „Abera cadabera,“ führt aber bei der letzten Sylbe einen Hieb mit der geballten Fauſt auf den Folianten, daß der Bauer ohnmächtig zur Erde fällt. Die Balggeſchwulſt war weg — ſpurlos verſchwunden. „Es macht acht Groſchen,“ ſagte der Barbier zu ſeinem Patienten, der bleich wie der Tod im Munde nachfühlte, ob die Zähne noch feſt ſäßen. „Aber das iſt ein Spruch,“ murmelte der Bauer, als er um die Ecke bog — „Herr Gott von Bentheim, das Feuer iſt mir aus den Augen geflogen.“

Solche Barbiere kennt man hier nicht. Treten wir zu Bob Fergus ein, dem Barbier zum goldenen Elephanten. Sein Atelier iſt groß, hell, elegant. Spiegelgläſer rings an den Wänden, Marmorwaſchtiſche, Teppiche, Kupferſtiche in breiten goldenen Rahmen und drei Barbierſtühle erregen unſer Erſtaunen. Es ſind hohe, mit Purpurſammt überzogene Lehnſtühle, deren Lehne auf- und niedergebogen werden kann, damit der größte wie der kleinſte Kunde ſich vollſtändig ausſtrecken und ſeinen Kopf gehörig anlehnen kann. Vor dem Stuhl ſteht ein ebenſo großer, ebenfalls mit Sammt überzogener Schemel, auf welchen man die Füße legt. Ein Dandy ſitzt im Stuhle, Bob Fergus tritt flüſternd auf ihn zu, wiſpert ihm in's Ohr: „Wont shaving?“ — „Yes,“ antwortet der Dandy. Bob Fergus, ein großer feiſter Neger, geht gravitätiſch an den Marmortiſch, holt Seife, kleine viereckige Papierfetzen und ein Meſſer. Er ſtellt ſich hinter ſeinen Kunden, legt die Papierfetzen auf die linke Schulter deſſelben, nachdem er vorerſt ein blendend weißes Handtuch darüber gehängt hat, und taucht nun das vorderſte Glied des Zeigefingers in den Seifenſchaum. Iſt dies geſchehen, ſo fängt er an das Geſicht mit dieſem Zeigefinger zu ſtreicheln, zu tüpfeln, zu liebkoſen und zu magnetiſiren; ſieht er, daß die Seife verrieben iſt, holt er mehr und bleibt bei peu à peu das Geſicht mit Schaum zu imprägniren. Dieſe Arbeit dauert zehn Minuten.

Digitized by Google

Bob Fergus wäſcht nun die Hände mit Eau de Cologne, ſtreicht das Meſſer zweimal durch die orangegelbe Handfläche, faßt die Naſenſpitze des Dandy leicht an und thut einen Strich mit dem dünnen, ſchmalen, ſcharfen Meſſer. Der ſilberne Klang tönt durch's Zimmer. Bob wiſcht das Meſſer ab an einem Papierfetzen, zieht es wieder durch die Hand und thut einen zweiten Strich. Der Dandy fängt an einzuſchlafen. Bob ſchabt, wetzt, kratzt mit einem Ernſt und einer Feierlichkeit, die uns an eine Hinrichtung erinnert. Endlich iſt der Bart ab, er iſt unter der Haut hervorgeholt. Jetzt wird der Dandy gewaſchen. Mit Eau de Cologne-Waſſer wird die Haut gebadet, mit einem feinen weißen Tuch abgetrocknet. Darauf holt Bob einen Quaſt aus Schwanendunen, tunkt ihn in Puder und betüpfelt das Geſicht damit. Wieder erfolgt eine leiſe Abreibung mit dem Tuch und der Dandy iſt raſirt. Die Arbeit hat eine halbe Stunde gedauert, er ſchläft feſt. Bob weiß, daß der Dandy champoont werden will. Er reibt ſich ein Gemiſch von Pottaſche, Pomade und wohlriechenden Oelen in die Hand, tritt hinter den Schlafenden und fährt mit den zehn Fingern in's Haar. Die zehn Finger fangen auf der Kopfhaut merkwürdige Manoeuvres an; ſie kratzen, jucken, ſtreicheln, tupfen, reiben und ſcheuern die Haut, bis auch die letzte Spur von Staub losgerieben iſt. Es bildet ſich ein Schaum im Haar, etwas Eau de Cologne hilft zur Beförderung des Schaumes. Bob ſpritzt Eau de Cologne auf den Kopf des Dandy. Er knetet das Haar, wendet und dreht es, flicht es, biegt und beugt es, hätſchelt und liebkost es. Endlich iſt der Staub entfernt, das Haar muß gewaſchen werden. Eine Röhre, die unter dem Plafond hinläuft, wird über des Dandy Kopf dirigirt, ein feiner Strahl lauwarmen Waſſers läuft heraus und ergießt ſich über den Schaum. Bob Fergus arbeitet ſchnell, damit das Waſſer nicht in den Nacken des Kunden läuft. Er reibt, walzt, ſcheuert, wäſcht — dreht den Hahn um, legt ein Tuch auf den Kopf und fängt an zu trocknen. — Ein neugeborener Prinz kann nicht vorſichtiger abgetrocknet werden, als Dandy's Kopf. Es iſt eine förmliche Liebkoſung, die ihm zu Theil wird. Das Haar iſt trocken, jetzt geht es an's Kämmen, Scheiteln, Parfümiren. Der Kamm darf nur zwanzig Haare auf einmal faſſen; dieſe werden über die Finger gerollt und extra eingeölt. So geht es um den Kopf

Digitized by Google

herum, und wenn endlich der Dandy fertig iſt, hat er eine Stunde verſchlafen, um die ihn ein Kaiſer beneiden könnte.

Es iſt gerade kein anderer Kunde da. Bob holt ſeine Geige hervor und ſpielt; ſein Nachbar, ein Apfelſinenhändler, ſpielt die Mandoline, ein kleiner Spanier ſtimmt den Triangel an und das Concert nimmt ſeinen Anfang. Melodie iſt keine vorhanden — wäre auch Schade darum — der höhere Yankee doodle wird in aller Glorie vorgetragen. Die beiden Neger ſehen den olivenfarbenen Spanier an; der olivenfarbene Spanier lacht den Negern in's Geſicht; alle reißen das Maul auf und zeigen ſchneeweiße Zähne, alle trampeln und zappeln vor Vergnügen, wie galvaniſirte Laubfröſche; der Takt wird immer ſchneller, wüthender, leidenſchaftlicher. Da tritt ein neuer Kunde ein. Er will champoont werden. Der Apfelſinenhändler ſetzt ſich neben ſeinen Korb, der Spanier holt eine Zwiebel aus der Taſche und beide warten auf den Augenblick, wo Bob Fergus von Neuem die Violine ergreifen wird.

Bob Fergus macht gute Geſchäfte; er zahlt ſeine Rente regelmäßig, ernährt ſeine zahlreiche Familie anſtändig und hat Geld in der Bank.

Digitized by Google

Der Mörderbund der Molly-Maguires.

Das Geheimbündler-Wesen ist in Amerika, dem gepriesenen Lande der Oeffentlichkeit, weiter verbreitet und weit gefährlicher für die Gesittung und selbst das Leben der Bürger als in irgend einem europäischen Staate, wo die Politik allein dazu Veranlassung gibt. Italien ist vielleicht auszunehmen, obgleich die „Camorra“ ein wahres Kinderspiel gegenüber dem entsetzlichen Bunde von Verbrechern, den wir jetzt nach einer Correspondenz aus dem „Journal des Débats“ vom 29. November 1876 schildern wollen, genannt werden kann.

Gegen Ende des Monats August 1876 wurde Pennsylvanien und durch die Presse auch ganz Nordamerika im höchsten Grade überrascht und erschreckt durch den gerichtlichen Nachweis der Existenz eines weitverzweigten Mörderbundes, unter dem besonders die Grafschaft Schuylkill und die benachbarten Gegenden zu leiden hatten.

Die Grafschaft Schuylkill ist eine Kohlenregion und seine Bevölkerung hat, wie die aller Steinkohlen producirenden Gegenden ihre besonderen Sitten.

Seit mehr als zwanzig Jahren kamen dort Meuchelmorde vor, deren Urheber, wenn auch nicht unbekannt, dennoch jedesmal unbestraft blieben. Diese Morde wurden an braven, anständigen Leuten begangen, die nach der allgemeinen Meinung keine Feinde hatten, meistens an Bergwerksdirektoren und Werkführern von Bauplätzen, seltener an Arbeitern. Jedesmal wenn ein Individuum als Thäter eines solchen Mordes arretirt und vor Gericht gestellt wurde, sah man vor dem Gerichtshofe eine ganze Schaar von Zeugen erscheinen, welche alle beschworen, daß der Angeklagte an dem Tage des Verbrechens anderswo war. Fanden die Geschworenen

Digitized by Google

das Alibi nicht hinlänglich erwiesen und bejahten die Schuld des Verbrechers, so befreite bald darauf die Milde des Gouverneurs den Verurtheilten.

Man dachte wohl, daß alle diese Verbrechen von einem Verbrecherbunde herrührten, welcher seine angeklagten Mitglieder aus der Klemme zöge, indem er ihnen zur Flucht verhalf, oder Entlastungszeugen stellte, oder ihre Begnadigung erwirkte. Dieser Bund war sogar im Lande unter dem Namen der Molly-Maguires bekannt; am Tage des heiligen Patrick, dem Hauptfeste der Irländer, hielt er ja einen pomhaften Aufzug in den Städten und Flecken des Landes. Allein man hatte keine Beweise in Händen, und der von diesem Bunde eingeflößte Schrecken war so groß, daß weder die Leute aus dem Volke noch die der am meisten dabei interessirten Klasse der Mineneigenthümer und Direktoren die Initiative dagegen zu ergreifen wagten. Man darf übrigens nicht vergessen, daß in einem freien Lande wie Amerika, ebenso wie in England, die Associationsfreiheit gilt und geheime wie öffentliche Gesellschaften Existenzberechtigung haben.

Indessen vor drei Jahren beschlossen einige kühne Bürger, deren Geduld zu Ende war, diesem unerträglichen Zustande der Dinge ein Ende zu machen. Sie sahen zugleich ein, daß das Unheil nur nach einer gründlichen geheimen Nachforschung abgestellt werden konnte, und wandten sich daher an die von Herrn Pinkerton gegründete Privat-Polizei-Anstalt, deren Hauptsitz sich in Chicago befindet, die jedoch zu Philadelphia eine Agentur besitzt. Herr Pinkerton sandte einen gewandten Detective, Namens Mac-Parlan, der außerdem zwei, wie wir später sehen werden, höchst wichtige und nützliche Eigenschaften besaß: er war ein Irländer und katholisch.

Mac-Parlan ließ sich im Lande unter dem falschen Namen Mac-Kenna nieder. Er besuchte fleißig die Whisky-Buden und hatte bald mit den Besuchern dieser Häuser nähere Beziehungen angeknüpft. Nach kurzer Zeit wurde er in den Bund der Molly-Maguires aufgenommen und erhielt sogar das Amt eines Sections-Secretärs. Um seine Aufnahme zu erleichtern, hatte er erzählt, daß er von Buffalo käme, wo er einen Mord begangen habe; er ließ, um seinen Müßiggang, seine Ausgaben

Digitized by Google

und Reisen zu erklären, schlau errathen, daß er mit Falschmünzern in Verbindung stehe und deren falsche Greenbacks oder nachgemachte Banknoten vertreibe; natürlich brauche er bei so reichlichem Verdienst nicht zu arbeiten.

Mac-Parlan durfte den Einwohnern, die seine Thätigkeit veranlaßt hatten, durchaus nicht bekannt sein; auch durfte er, im Falle er die Festnahme von Verbrechern bewirkte, nicht als Zeuge vorgeladen werden, denn das hätte die Fortsetzung seiner Nachforschungen unmöglich gemacht. Er sandte also fast jeden Tag seine schriftlichen Berichte an die Agentur in Philadelphia.

So brachte der Detective 2½ Jahr mitten unter den Molly-Maguires zu, freundschaftlich mit ihnen verkehrend, an ihren Versammlungen, Berathschlagungen und Beschlüssen theilnehmend, aber während dieser Zeit keinen einzigen der Urheber der fortwährend verübten zahlreichen Verbrechen in das Gefängniß bringend. Es gelang ihm, allerdings mit vieler Mühe, der persönlichen Theilnahme an einem Morde zu entgehen.

Im März 1876 verbreitete sich plötzlich im Bunde das Gerücht, Mac-Kenna sei ein Detective; das Oberhaupt der Grafschaft Schuykill versammelte einen Convent, worin die Todesstrafe über den Verräther verhängt wurde. Es wurden sofort, denn die Zeit drängte, Mitglieder zur Ausführung dieses Beschlusses bezeichnet. Mac-Kenna wußte zu viel.

Indessen wurde er durch Mac-Andrew, das Oberhaupt einer andern Grafschaft, gerettet, der den Verurtheilten hinderte, sich zu seinem Boarding zu begeben, welches von Verschworenen umstellt war, und der ihm sogar in seinem Hause eine gastliche Zufluchtsstätte gab.

Mac-Parlan vertheidigte sich sehr lebhaft; er verlangte mit Gegenüberstellung der Zeugen gerichtet zu werden; man versprach es ihm; aber es geschah nicht. Im Verlaufe dieses Zwischenfalles kam eine sonderbare Thatsache vor. Rehoe, der Molly-Maguire-Chef Mac-Parlans antwortete ihm auf seine Unschuldsbetheuerungen: „Gehen Sie doch zum Pater O'Connor!" Es war einer der katholischen Geistlichen der Gegend. Dieser Pfarrer hatte zu wiederholten Malen gegen die Molly-Maguires gepredigt, aber, wahrscheinlich aus einem Gefühle unüberlegter Menschlich-

Digitized by Google

keit, wollte er nicht, daß die Hand der Gerechtigkeit seine dem schrecklichen Bunde angehörenden Pfarrkinder ergreife. Aus dem Prozesse scheint hervorzugehen, daß er es war, der Rehoe gewarnt hatte. Mac-Parlan ging zu ihm, obschon er wußte, daß einer der mit seiner Ermordung beauftragten Männer sich ohne Vorwissen des Pfarrers in ein Nebenzimmer eingeschlichen hatte und die Unterredung hören würde. Aber er richtete sich darauf ein. Anstatt dem Geistlichen, als er sich mit ihm allein befand, als seinem Seelsorger die volle Wahrheit zu sagen, betheuerte er ihm hoch und heilig und mit großem Wortschwall, daß er kein Detective sei, daß er ihm, dem Mann Gottes, ja gewiß die Wahrheit sagen würde, daß die entsetzliche Verläumdung an den Tag kommen müsse 2c., so daß der Pfarrer, überzeugt von seiner Unschuld, ihn zu einem andern Geistlichen, dem Pater O'Reilly, schickte, der zuerst die falsche Mittheilung gemacht habe. Der Detective erklärte, hingehen zu wollen, und entkam ungefährdet aus dem Hause; aber er erkannte trotzdem, daß die Lage für ihn zu gefährlich werde, und reiste schleunigst nach Philadelphia.

Jetzt begann eine ganze Reihe von Criminalprocessen gegen die Molly-Maguires, wobei Mac-Parlan oder vielmehr Mac-Kenna, der nun dieselben nicht mehr täuschen konnte, als Zeuge auftrat. Wie viele Prozesse vorkamen, kann ich nicht sagen, da jeder Mord oder Mordversuch den Gegenstand eines besondern Prozesses bildete und viele Untersuchungen sich noch in der Schwebe befanden.

In Potsville lernte ich den Richter Walker kennen, von dem ich vorzugsweise die Nachrichten und gerichtlichen Documente erhielt, nach welchen ich erzähle. Ich besitze das Protokoll über die Geschichte der Molly-Maguires. Bevor ich darüber spreche, gestatte man mir, nach den Akten noch ein Wort über die oben erwähnten Thatsachen.

Auf einem Convente der Bundeshäupter in der Grafschaft Schuylkill wurde ein Mann Namens Daniel Dougherty aus Mahanoy eingeführt, der mittheilte, er habe Georg Major ermordet, sei vor Gericht freigesprochen worden, werde aber von den Brüdern und Freunden des Ermordeten in der Absicht, ihn zu tödten, rastlos verfolgt. Dabei zeigte er die von den Kugeln seiner Verfolger in seinen Kleidern gemachten Löcher. Er verlangte, um ruhig leben zu können, von den beiden über-

Digitized by Google

lebenden Brüdern Major und von einem Manne Namens William Thomas befreit zu werden. — Der Präsident Rehoe war schon sehr aufgebracht gegen die Einwohner von Mahanoy, welche sich seit einiger Zeit gegen das Joch der Molly-Maguires höchst widerspenstig zeigten und erklärt hatten, sie wollten es sich nicht länger gefallen lassen. Er nannte sie Modocs und hatte früher schon einmal seine Absicht erklärt, die Bundesmitglieder der ganzen Grafschaft zusammen zu rufen und gegen die Modocs am hellen Tage loszuschlagen. Wenn sie nicht kämpfen wollten, so sollte man sie tödten überall, wo man sie treffen würde.

In Folge der Klage Doughertys wurde die Ermordung der beiden Brüder Major und des Thomas beschlossen. Die Vertreter zweier Districte wurden aufgefordert, Zusammenkünfte ihrer Genossen zu veranstalten und in jedem Districte zwei Leute von gutem Willen zu verlangen, die es übernähmen, Thomas zu tödten. Das Oberhaupt von Mahanoy versprach, ihnen Tisch und Wohnung in einem Boarding zu verschaffen. Ebenso wurden die Maßregeln ergriffen, um die Gebrüder Major aus dem Wege zu schaffen.

Nach verschiedenen Versuchen wurde Thomas im Stalle der Mine, worin er arbeitete, überfallen; er erhielt fünf schwere Verwundungen, aber es gelang ihm, sein Leben zu retten, indem er sich hinter das Pferd flüchtete, welches getödtet wurde. Man merke wohl, daß dieses bei hellem Tage vorging. Die Mörder, welche ihre Arbeit vollendet zu haben meinten, gingen unbehelligt fort. Die Brüder Major wurden durch Mac-Andrew gewarnt und gerettet, sie verließen die Gegend.

Diese Thatsachen ereigneten sich im Monat Juni, aber erst im August 1876 wurden zwei von den vier Mördern und die Mitglieder des Conventes, auf dem der Mord beschlossen wurde, im Ganzen neun Personen, vor den Assisenhof zu Potteville gestellt, wo die Aussage Mac-Parlans ihre Verurtheilung ermöglichte.

Im Verlaufe des Prozesses bemühten sich die Advokaten, den Verbrecherbund selbst aus dem Spiele zu ziehen und die Aufmerksamkeit nur auf einzelne Individuen zu richten; aber da es ihnen nicht gelang, versuchten sie den Beweis zu führen, daß die Molly-Maguires nur eine vom reinsten Geiste der christlichen Nächstenliebe beseelte Wohlthätigkeitsgesell-

Digitized by Google

schaft sei. Es las deshalb einer derselben die Statuten des „Alten Ordens der Hibernier" vor; so lautete nämlich der offizielle Namen der Molly-Maguires. Höchst bemerkenswerth sind in diesen Statuten folgende Artikel:

10. Keiner kann Mitglied dieses Ordens werden, wenn er nicht ein Irländer oder Abkömmling eines Irländers, und ein von römisch-katholischen Eltern geborner römischer Katholik ist.

23. Die Mitglieder jeder Abtheilung in jedem Staate sind gehalten, jährlich wenigstens zweimal in corpore in der Pfarrkirche oder in irgend einer andern dazu bezeichneten Kirche an der heiligen Communion Theil zu nehmen.

Nichts sieht unschuldiger aus als diese beiden Artikel, welche, wie die Einleitung der Statuten besagt, abgefaßt sind, um Freundschaft, Einigkeit und christliche Nächstenliebe praktisch zu üben. Aber Mac-Parlan hat festgestellt und bewiesen, daß hinter dieser Maske der Bund, wenigstens in Pennsylvanien, keinen andern Zweck verfolgte, als gegenseitige Unterstützung bei der verbrecherischen Ausbeutung ihrer Mitbürger durch Schrecken und Mord.

Wenn ein Mitglied des Bundes sich um eine gute Stelle bewarb und man ihn abwies, so wurde der Bergwerksdirektor oder der Vorgezogene ermordet. War ein Mitglied bei einem Unternehmen durch einen Profanen gehindert, so wurde dieser aus dem Wege geräumt. Die Molly-Maguires gaben sich sogar mit Politik ab und verschafften durch den Schrecken, den sie einflößten, bei den Wahlen den Sieg entweder ihren eigenen Kandidaten oder der Partei, welche ihren Beistand nachgesucht hatte. Sie hatten Mitglieder unter der Polizei und bei der Verwaltung der Städte, worin sie selbst wichtige Aemter bekleideten; ja man versicherte, sie hätten sogar in den Criminalgerichtshof Bundesmitglieder als Richter hineingebracht; wenigstens erklärte bei einem Prozesse gegen Thomas Munley, den Mörder des jungen Werkführers Thomas Sanger, der Staatsanwalt Gowen, es wäre ihnen beinahe gelungen. Er erklärte dabei, daß einer der früheren Gouverneure des Staates ein Bundesgenosse der Molly-Maguires gewesen sei.

Nach den Untersuchungen Mac-Parlans ist der Orden der Hibernier

Digitized by Google

in Pennsylvanien, sowie in Amerika überhaupt, nur ein Zweig einer geheimen Gesellschaft in Irland, Schottland und England, welche durch einen höchsten Rath den „Board of Erin“ geleitet wird. Dieser Rath ändert alle drei Monate die Paßworte und Erkennungszeichen, welche dieselben den verschiedenen Comité's der großen Abzweigungen mittheilen, die sie ihrerseits den Unterabtheilungen und so in hierarchischer Ordnung weiter bis zum letzten Mitgliede übermitteln. Mac-Parlan gab einige dieser verschiedenen Paßworte an. Zwei derselben, die wir mittheilen wollen, beweisen, daß der Bund mit der politischen zugleich eine religiöse Maske annahm. Vielleicht ist außerhalb Pennsylvaniens diese Gesellschaft ausschließlich politisch und religiös, so daß demnach die oben geschilderten Ausschreitungen nur localer Art wären. Folgendes waren die Paßworte oder wie es in der Bundessprache heißt „Die Waaren“ des mit April 1874 beginnenden Trimesters: „Der Kaiser von Frankreich und Don Carlos von Spanien verbinden sich und halten die Rechte des Papstes aufrecht.“ Die Paßworte der Grafschaftsmeister im Oktober desselben Jahres lauteten: „Frage: „Möge der Präsident von Frankreich, der so große Feldherr ...“ Antwort: Alle Ketzerei verbannen und Irland befreien.“

Die Irländer waren große Bewunderer Mac-Mahons und bauten auf seine Präsidentschaft chimärische Hoffnungen. Der „Board of Erin“ schmeichelte dieser Stimmung, was ihn jedoch nicht hinderte, je nach den Zeitumständen auch carlistisch oder bonapartistisch zu sein.

Der alte Orden der „Hibernier“ ist wahrscheinlich der Nachfolger des Ordens der „Ribbonier“, der zu Anfang dieses Jahrhunderts in Irland bestand und dort unter dem Vorwande der Politik ebenso wie die „Molly-Maguires“ in Pennsylvanien verfuhr. Die „Ribbonier“ führten übrigens auch schon den Namen „Molly-Maguires“, weil sie sich auf ihren Zügen als Weiber verkleideten. Die „Ribbonier“ stammten selbst von einem seit der englischen Eroberung in Irland bestehenden Geheimbunde.

Schließlich noch eine interessante Einzelnheit. Die Molly-Maguires haben ein „Streitpaßwort“, damit es nicht zu Kämpfen unter Mitgliedern komme. Sie müssen dasselbe in Frage und Antwort, jedesmal wenn Streitigkeiten handgreiflich zu werden drohen, aussprechen. Man kennt

Digitized by Google

den kampflustigen Charakter der Irländer, und in Beziehung hierauf erinnerte Gowen, selbst ein geborener Irländer, an den berühmten Ausspruch eines irländischen Verschwörers, zu dem einer seiner Collegen sagte: „Aber mit wem werden wir uns denn nach Vertreibung der Sachsen schlagen?“ — „Wir werden uns untereinander schlagen,“ war die Antwort.

Mr. Gowen betheuerte, daß die ehrliche, arbeitsame irländische Bevölkerung Amerika's, die unermeßliche Dienste ihrem Adoptiv-Vaterlande geleistet habe, nicht verantwortlich sei für die Thaten einer Handvoll Verbrecher, welche sich verborgen hielten, um unter dem Scheine der Menschenliebe ihre Genossen zu werben. Er erinnerte daran, daß den Katholicismus ebenfalls keine Schuld treffe, und wies nach, daß der Clerus die Molly-Maguires verflucht und der Bischof von Philadelphia und der Papst sie excommunicirt haben. Es liegt nahe, Beziehungen der Molly-Maguires zu den I. R. B. (Irish Republican Brotherhood) und den Feniern zu vermuthen.

Digitized by Google

Eine komische Heirathsgeschichte aus Pennsylvanien

in amerikanisch-deutscher Mundart.*)

Der Capitain Joseph Jones in Pinesville war bis über die Ohren in die hübsche Märy Stolling verliebt, aber zu schüchtern, sie um das Jawort zu fragen oder, wie's von den Leuten genannt wird, „die Frage zu stellen," obgleich er wußte, daß sie ihm recht gut war. Mehr als zwanzigmal schon hatte er sich vorgenommen, sie bei nächster Gelegenheit anzusprechen; aber es war kurios, sobald er mit ihr allein war, lag's ihm wie Blei auf der Zunge und er konnte kein Wort darüber vorbringen. Nach manchem Sinnen und Trachten, wie er das Ding anfangen sollte, ging ihm plötzlich ein Licht auf und er heckte einen Plan aus, dessen Ausführung wir ihn nun selbst erzählen lassen. Er wollte der hübschen Märy seine eigene Person zum Christgeschenk anbieten.

Es war am Abend vor'm Christtag — erzählte der Capitain, — ich hatte mich sehr sauber balbirt und eine ganz neue Suth[1]) angezogen und ich sah so schlick[2]) aus wie ein Bügeleisen. Nun ging ich hinüber zu der alten Wittfrau Stolling. Sie waren Alle zu Hause: sie und die drei Mäd saßen am Ofen. Wie ich in die Stube trete, fangen Sally und Kitty an zu lachen, wie all nix Guts.

„Well nau,[3]) do ist jo der Joseph! Hab ich's net gesagt, er thät noch kumme?" riefen alle beide.

„Was ist los, Sally, wo fehlts, was habt ihr mit mir?" frug ich erstaunt.

*) Aus den „Westlichen Blättern von St. Louis".

[1]) Suit, Anzug. — [2]) Sleek, glatt. — [3]) Well now (gut nun), ach! Sieh' da!

Digitized by Google

„Ei, die Märy hat ein Hinkelbein[1]) über die Thüre gehängt und du bist drunter hereinkumme, Joseph. Ich will doch wetten, sie hat gewißt, daß Du kumme thätst.“[2])

Märy wurde feuerroth im Gesicht.

„Schwätz doch kein so dumm Zeug, Sally, ich hab an so ebbes gar net gedenkt.“

„Verleegnes doch net, Märy,“ fing nun Kitty an, „ich hab Dich's ja selber thun sehe — und Du gehörst nun natürlich dem Joseph zu, so schur als eppes.“[3])

„Jetzt hätte ich gute Gelegenheit gehabt, mit der Frage gerade herauszuplumpen, aber Märy sah so verschämt aus und war so über und über roth geworden, daß ich mir kein Herz fassen konnte. Ich stieg stillschweigend auf einen Stuhl, langte das Hinkelbein herunter und steckte es in den Sack.

„Was willst Du mit dem alten Knochen im Sack, Cäptin?“ fragte Märy.

„Aufheben will ich ihn, so lang ich lebe, als ein Christtagspräsent vom schönsten Mädel in ganz Pinesville,“ antwortete ich. Wie ich das sagte, wurde sie noch röther.

„Nau,[4]) Cäptin, thust Du Dich net schäme, so eppes zu sage?“ Und dabei blickte sie mich so schelmisch an, daß mir's ganz warm um's Herz wurde.

„Joseph,“ sagte Sally, „Du mußt der Märy nau auch ein Christkindchen geben, das sie ihr Leben lang aufheben soll.“

„Wie ich jung war,“ fing jetzt die alte Frau an, „da hingen wir unsere Strümpf auf —“

„Ei, Mammy,“[5]) riefen die Mäd, „wer wird denn so vor Mannsleuten von Strümpfen schwätzen?“

Die Mäd waren ganz roth geworden vor Scham von wegen den Strümpfen.

„Aber Fiddelstick,“[6]) sagte die alte Frau, „mit Eurer Ueberschamhaftigkeit! Ich möcht doch wissen, warum's letz sein soll, von Strümpfen

[1]) Hühnerbein, pfälzisches Liebeszaubermittel. — [2]) Alle Pennsylvanier duzen sich wie die Tyroler. — [3]) So gewiß (sure) als etwas. — [4]) Now, nun. — [5]) Mammy (Mama), Mutter. — [6]) Fiddle stick, Violinbogen, fig. Papperlapap.

Digitized by Google

zu schwätzen? Aber heut zu Tag sind die Leut so überzärtlich, daß sie sich schämen, eine Sache beim rechten Namen zu nennen, und sie sind doch net a Bit[1]) besser, als die Leut vor Alters waren. Wie ich so jung war wie Du, Kind, da hing ich Abends meine Strümpfe auf und am Morgen waren sie voll mit lauter Christtagspräsenten."

Die Mäd lachten dermaßen, daß ihnen die Augen davon übergingen.

„Never meind,"[2]) sagte Märy, „der Cäptin wird mir schon eppes geben zum Christkindchen."

„Gewiß," sagte ich, „ich werde doch halten was ich versprochen hab — ich hab's schon in Bereitschaft for Dich, Märy; aber es ist so groß, daß es einen Drei-Buschel Sack nimmt, um's zu halten. Wenn Du mir nau versprichst, daß Du's Dein Leben lang behalten willst, so sollst Du's morgen früh haben."

„Well, Cäptin, dø is mei Hand, ich versprech Dir's."

„Nau," sagt ich zu der Sally und Kitty, „Ihr seid Witniß,[3]) Ihr habt unsern Bärgen[4]) gehört."

„Ich will's gewiß gut ufhebe — aber was is es denn?" fragte jetzt Märy.

„Never meind," sagte ich, „häng nur den Sack uf und morgen früh wirst Du's schon ausfinden."

„Und ist's gewiß, daß Du eppes in den Sack thust, wenn ich ihn aufhäng?"

„Ja, wenn Du mir versprichst, daß Du's nachher Dein Leben lang behalten willst."

„Well, ich will, Joseph, denn ich denk, Du wirst mir nix anbieten, das des Behaltens nicht werth ist."

Die alte Frau war unterdessen auf dem Stuhle eingeschlafen und da die Uhr eben neun schlug, so sagte ich gute Nacht und ging schnell nach Hause.

Ich wartete bis nach Mitternacht, wo ich denken konnte, daß sie Alle im Bett waren; dann schlich ich mich leise durch die Hinterthür im Garten ans Haus, und richtig, auf der hintern Portsch[5]) baumelte ein großer Mehlsack, der mit einem Strick an einem der Querbalken fest-

[1]) Bischen. — [2]) Never mind, laßt's gut sein. — [3]) Witness, Zeuge. — [4]) Bargain, Handel. — [5]) Porch, Vorhalle.

Digitized by Google

gemacht war. Er hing zu hoch, um gut hineinkommen zu können, aber ich war fest entschlossen, mich nicht austhun zu lassen. Ich nahm ein Paar Stühle und stellte sie auf die Bank, worauf ich mich mit Hilfe des Strickes ganz sachte in den Sack hinunterließ. Wie ich drin war, fing er an, hin und her zu schwingen und traf die Stühle, die mit einem gräulichen Gepolter herunterfielen. Niemand wurde jedoch durch den Lärm wacker[1]) gemacht als der große Hofhund, der wie unsinnig jetzt im Hofe herumsprang und that, als ob er Alles verreißen wollte. Er schnuffelte überall herum, aber ich drückte mich im Sacke zusammen, als wenn ich's friere hätte, denn ich getraute mir nicht, mich viel zu bewegen, weil ich befürchtete, der Strick möchte reißen und ich herunterfallen, welches ganz gegen meinen Plan gewesen wäre. Ich dachte, der Tag wolle nimmer kommen; wäre ich nicht so glutheiß in die Märy verliebt gewesen, ich glaube, selle Nacht[2]) wäre ich erfroren, denn das einzige warme Stück in meinem ganzen Leibe war nur noch mein Herz. Aber was geschieht? Wie ich so ruhig in meinem Sack hocke und mich durch das Denken an die Märy warm zu halten suche, führt der Schinder den alten Mingo wieder auf die Portsch; der fängt nun an am Sack zu schnuffeln und eine Jagd zu machen, als wenn er einen Fuchs aufgespürt hätte, und „Wau! Wau! Wau!" ging das Bellen aufs Neue los. Jetzt fing er gar an gegen den Sack zu springen. „Pack' dich, Mingo!" rief ich ihm nun, aber freilich nur mit ganz leiser Stimme zu, um von Niemand im Hause gehört zu werden; aber „Wau! Wau! Wau!" war Alles was er sagte. „Willst Du nun gleich heim gehen, Du Schlingel!" rief ich in halber Todesangst, denn mir wurde bang, er möcht beißen und mich vielleicht an einem Platz anpacken, wo ich's nicht gern hätt; aber es half nichts, und er klaffte in einem Stück fort. Ich wollt's nun mit guten Worten probiren und wisselte[3]) ihm ganz sachte; aber prost die Mahlzeit! er blieb auf der Wacht und lärmte die ganze Nacht durch. Ihr dürft mir's glauben, daß ich froh war, als ich die Hahnen krähen hörte, woran ich merkte, daß es bald Tag sein mußte; denn in der That, wenn ich eine Stunde länger im Sack hätte bleiben müssen, ich glaub, ich wär nicht lebendig herausgekommen.

[1]) Pfälzisch f. wach. — [2]) Selbige Nacht, pfälzisch. — [3]) V. Whistle, pfeifen.

Die alte Frau war die Erste, wo auf den Portsch kam.

„Was der Taufig hat der Joseph do in der Märy ihren Sack geschafft?“ sagte sie. „Es muß eppes Lebendiges sein oder der Mingo thät keinen solchen Lärm machen.“

Sie ging wieder ins Haus, die Mäd zu rufen. Bald kamen sie all uf die Portsch, beguckten den Sack von hinten und vorne, getrauten aber nicht, ihn anzuregen.

„Was in aller Welt kann da drin sein?“ fragte die Märy.

„'s is eppes Lebendiges“, sagte Sally.

„Komm, Sally,“ sagte Kitty, „wir wollen den Sack losmachen und langsam herunterlassen.“

„Aber paßt auf, daß Ihr ihm keen Schaden thut,“ sagte Märy, „wer weeß, was drin ist.“

Die zwei Mäd stiegen nun auf die Bank, machten den Strick los und ließen den Sack sachte herunter. Sie machten gewaltige Augen, als ich nun aus dem Sacke krappelte, denn ich war von Kopf zu Fuß ganz mit Mehlstaub gepudert.

„O mei!“ schreit die Märy und schlägt die Hände über'm Kopf zusammen, „es ist der Käptin selber.“

„Ja,“ sagte ich, vor Lieb und Kält schüttelnd, „ich bin's selber, Märy, und nun denk an Dein Versprechen, daß Du mein Christkindchen all Dein Lebtag behalten willst.“

Die Mäd wollten sich schier todtlachen über den Spaß und meinten, sie wollten den Sack nun an jedem Christtage aufhängen, damit für sie auch ein Mann hineinschlupfen thät. Märy lachte tüchtig mit und sagte ganz freundlich zu mir: „Well, ich stick[1]) zu meinem Wort,“ aber das Blut schoß ihr doch dabei in die Wange. Wie schön sah sie aus als sie das sagte, und wenn ich zu einem Eiszapfen gefroren wäre, ein Blick in ihr freundliches Gesichtchen hätte mich wieder aufgethaut.

Ein Paar Tage nach dieser Begebenheit wurden wir getraut und seitdem leb' ich mit meiner Märy in der glücklichsten Ehe. Es hat mich noch niemals gereut, daß ich ihr zu lieb beinahe in einem Mehlsack erfroren wäre.

[1]) Stick, beharren, bleiben bei.

Digitized by Google

Gefährliche Volksklassen in New-York.

Scenen aus dem Volksleben.

I.

New-York, das Eldorado der Verbrecherzunft. — Die Docks und ihre Schrecken. — Die Flußpiraten. — Die Fährbooträuber.

Jede große Seestadt, zumal wenn sie den Charakter einer Hauptstadt trägt, hat das wenig beneidenswerthe Glück, der Sammelplatz von Schaaren derjenigen Menschenklassen zu sein, die der Engländer so treffend mit dem Namen „Outlaws", das heißt „außerhalb des Gesetzes Stehenden" bezeichnet. Solche Großstädte bieten dem Verbrecher einen reichen Spielraum und die leichteste Gelegenheit, in dem täglich landenden Menschengewirr die eigene Spur zu verwischen und der verfolgenden Gerechtigkeit ein Schnippchen zu schlagen.

Neben London, der großen englischen Hauptstadt, ist von jeher der Boden der Vereinigten Staaten das Eldorado der Verbrecherzunft gewesen. Und unter allen Städten der Union ist New-York die begnadete, nach der sich der Strom dieser transatlantischen Einwanderung lenkt. Wer nur erst einmal hier gelandet und den noch verhältnißmäßig heißen Boden des Schiffes verlassen hat, dem ist es ein Leichtes, in dem Häuser- und Menschengewirr zu verschwinden, um von einem sichern Orte aus die „Sache" eine Zeit lang ruhig mit anzusehen und Gras über die Geschichte wachsen zu lassen.

Wenn jedoch das Verbrechen ein solches war, welches nur Blut sühnen konnte, wenn ein Mord das bange Gewissen des Schuldigen be-

Digitized by Google

lastete, so trug ihn das Dampfroß nach dem fernen uncivilisirten Westen, wo kein Mensch sich um seine Vorgeschichte kümmert. Hier, unter den Bewohnern der Wildniß, bedurfte es nur kühner, frecher Menschen, die vor Nichts zurückschreckten, die Nichts fürchteten. Alles Andere war Nebensache. Freilich haben in letzter Zeit theils der Telegraph, theils der Abschluß von Auslieferungsverträgen zwischen den verschiedenen Regierungen den Besuch des früher so sicheren Landes ziemlich mißlich gemacht und erschwert, und Mancher, der schon glücklich entronnen zu sein glaubte, wurde angesichts des rettenden Hafens festgenommen, wohl verwahrt und bewacht und mit eisernen Armbändern kostenfrei zurückspedirt.

Obwohl nun mancher Verbrecher in New-York festgenommen und zurückspedirt wird, gelingt es dennoch einer großen Anzahl durchzuschlüpfen und im Lande der Verheißung Hütten zu bauen, wo sie dann mit des Satans Hülfe ihr trauriges Gewerbe weiter treiben. Und es gibt wenige Städte der Welt, wo das Verbrechen so frech und ungescheut auftritt und wuchert, wie in New-York, wo viele dunkle, furchtbare Unthaten begangen werden, ohne daß „die Sonne sie an den Tag bringt."

Einer der schlimmsten Tummelplätze des Verbrechens sind die New-Yorker Docks, welche die Stadt von Süden, Westen und Osten umgürten. Was hilft es, daß hier und da Polizeipatrouillen diese Gegend durchstreifen und viele Polizei-Agenten hier angestellt sind. Oede und finster, mit ihren zahllosen Schlupfwinkeln liegen die Docks da. Die Wogen der Bai schlagen plätschernd an die ankernden nach allen Welttheilen bestimmten Schiffe und nehmen gurgelnd die Unvorsichtigen auf, die sich hier verlaufen und dem Verbrechen zum Opfer fallen. „Der Leichnam eines unbekannten Mannes wurde aus den Wassern der Bai gefischt," heißt es dann in den Zeitungen. Die Leiche wird in die Morgue geschafft, wo sie einige Tage liegt, ohne natürlich identificirt zu werden, bis endlich das Gericht die Todtenschau gehalten und den weisen Spruch abgegeben hat: „Tod durch Ertrinken." Dann kräht kein Hahn mehr nach dem Todten, der ohne Sang und Klang begraben wird, während in der Ferne vielleicht ein angstvolles Mutterherz sich nach dem Verlorenen grämt und abhärmt und lange Jahre hindurch hoffend und harrend die Rückkehr des Lieblings erwartet, der ihre einzige Stütze

Digitized by Google

war. Nie, nie mehr wird er in die sehnenden Arme der Mutter zurückkehren.

Auf den die Hafenstadt umgebenden Gewässern der Bai, des Hudson River und des East River, jenes schmalen Meeresarmes, der Long Island, die „lange Insel", von dem Continente trennt, treiben die Flußpiraten ihr gesetzloses Handwerk. In stürmischen Nächten durchkreuzen sie in ihren kleinen, flinken Booten die Fluthen, stehlend, schmuggelnd oder raubend, und wehe dem, der sich ihnen in den Weg zu stellen versucht! Selbst der Hafenpolizei liefern sie bisweilen kleine Schlachten, in denen es selten ohne größeres Blutvergießen abgeht.

Zu den Schaaren derselben gehörten auch die beiden in diesen Tagen zu so großer Verrufenheit gelangten Hallunken Mosher und Douglaß, die frechen Räuber des kleinen Charlie Roß aus Germantown, der Vorstadt Philadelphias. Ungeheures Aufsehen in ganz Amerika hatte diese That gemacht, da sie am hellen Tage, gleichsam im Angesichte aller Bürger, ausgeführt worden war. So gut geplant hatten indessen diese Beiden das Verbrechen, daß sie trotz der eifrigsten Nachforschungen der gesammten Polizeimacht unentdeckt blieben. Am Tage in einer Spelunke von New-York verborgen, durchkreuzten sie in dunklen, stürmischen Nächten den East River auf ihrer kleinen Barke, mit seltener Keckheit ihre Verbrechen ausführend und den Raub auf einer der unzähligen kleinen Inseln des Sundes bergend. Endlich aber hatte auch ihre Stunde geschlagen. Bei einem Ueberfalle der Villa des Richters Van Brunt in Bay Ridge wurden beide erschossen. Bis jetzt aber ist noch keine Spur des unglücklichen Knaben aufgefunden worden, dessen Vater dem Wahnsinne nahe ist.

Eine dritte Klasse von Mördern — und diese sind die gefährlichsten — sind diejenigen, die auf den Fährbooten in der Nacht ihr fürchterliches Gewerbe betreiben. Wehe dem Leichtsinnigen, der sich mit goldener Kette oder einem in die Augen fallenden Goldschmucke aus der sichern Kajüte hervorwagt! Im Nu wird er rücklings gefesselt und beraubt, und mit halb ersticktem Schrei stürzt der Ueberraschte über Bord. Wann wäre wohl je einer dieser zahlreichen Morde an's Tageslicht gekommen? Das Boot fährt ruhig seine Bahn fort, und der Unglückliche ist verloren.

Digitized by Google

Wieder gibt die Jury ihren Spruch ab: „Tod durch Ertrinken. Ursachen unbekannt“ — und Alles ist vorbei.

Alexander Wallner.
(1875.)

II.

Die „Rough-Boys“ und Preiskämpfer. — Die „Bowery-Boys“. — Die „Rabbits“.

Roughs, Bowery-Boys und Rabbits, zu deutsch: Grobe Flegel, Bowery-Jungen,*) todte Kaninchen, sind drei zahlreiche Gesellschaften gesetzloser, liederlicher und verkommener, meist junger Männer, die keinem anderen Berufe folgen, als dem, in der Straße herum zu lungern, sich gegenseitig mit Faust, Knittel, Messer und Pistolen zu bekämpfen, Faustkämpfen beizuwohnen und der Gesellschaft feindlich gegenüber zu stehen. Unsere Leser werden fragen wie es komme, daß die Polizei einer Stadt von 814 000 (jetzt mehr als eine Million) Einwohnern, deren Polizei-Budget über eine Million Dollars beträgt, solche Verbindungen gestatte. Die Antwort ist leicht gegeben. Die Politiker benützen sie, um die Wahlen zu ihren Gunsten zu controliren; sie sind meist selbst Wähler, erwählen Richter, Repräsentanten für die Congresse, Abgeordnete und Senatoren für die Staatsgesetzgebung, Mayors, Aldermen**) und Councilmen***); und solche, die ihre Hülfe erwählt, sind aus Dankbarkeit nur zu geneigt, ein Auge oder beide zu schließen.

Wir schreiten nun zu einer Schilderung der genannten Klassen. Ein Mitglied derselben erblickte gewöhnlich innerhalb eines der berüchtigten Stadttheile das Licht der Welt.

Der „Rough-Boy“ hat einen Kopf, den ein Schmiedehammer nicht zu brechen vermag, Fäuste wie Stein und Muth wie ein Bullen-

*) Jungen aus der Bowery-Straße. — **) Stadträthe. — ***) Gemeinderäthe.

Digitized by Google

beißer. Er trotzt dem Gesetze wie den Behörden ungestraft, denn er übt durch seine Faust und seine Gesellschaft einen eben so großen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, als seine Fäuste auf die Gesichter der Menschenkinder. Die Gesellschaft verabscheut ihn und er lacht darüber. Das Gefängniß droht ihm, aber er hat Einfluß genug, dessen Gitter zu brechen. Er ist nicht besser als ein blutdürstiges Thier, eine Bestie, in der auch nicht ein Funke von menschlichem Gefühl wohnt, sobald er seine wilden Gelüste befriedigen kann; er ist ein Schrecken für den achtbaren ruhigen Bürger und eine Schande für sein Geschlecht. Er ist der Ismaelit seiner Zeit, seine Hand erhebt sich gegen Jedermann, und Jedermanns Hand erhebt sich gegen ihn. Er hat die Natur eines Menschen abgelegt und ist unter die Natur eines Thieres herabgesunken, und in der Gestalt des edelsten Wesens der Schöpfung hat er nur die Instinkte Jener, zwischen denen und dem Menschen ewige Feindschaft besteht.

Der Preiskämpfer ist der höchste Grad, den er in diesem ruchlosen Orden erreichen kann; bis er dazu gelangt, so waren Jahre vorher blaue Augen und zerbrochene Beine das Lehrgeld für die Meisterschaft, die er erringen wollte. Er war verpflichtet, mit allen Arten von Leuten zu kämpfen, ob er nun vorbereitet hiezu war oder nicht; in den Straßen, Groghöhlen, bei Wettrennen oder im Ringe, bis er endlich als Mann und vielleicht auch als der Erste seiner Race (Champion) anerkannt wird. Ist letzteres der Fall, so wird er einen Trinksalon halten, in welchem seine ihn bewundernden Schüler um ihn sind, und manchmal auch Männer, die zwar mit Abscheu auf die Wissenschaft des Faustkampfes blicken, aber diese modernen Gladiatoren besichtigen wollen. Dieser Salon wird ein Ort sein, in welchem man jede Art von geistigen Getränken haben kann, einige Tische für Hazardspiele; und an den Wänden hängen Abbildungen von berühmten Faustkämpfern, schnellen Pferden und merkwürdigen Hunden. Das Gespräch dreht sich in solchen Salons gewöhnlich um Faustkämpfe, Wettrennen und Politik, es ist gemein, lärmend und endigt meistens mit dem Niederschlagen Jener, die sich erlauben, anderer Meinung zu sein, als der ehrenwerthe Wirth.

Bei Tag streichen diese Individuen in den Straßen herum, trinken,

Digitized by Google

spielen oder schlafen; bei Nacht da fängt erst ihr eigentliches Leben an, und sie sind emsig beschäftigt, den öffentlichen Frieden zu stören.

Der Preiskämpfer indeß ist kein gewöhnlicher Mann. Wenn er Skandal anfängt, so geschieht dieß immer in großartigem Maßstabe, und findet dieß zufällig in irgend einer Wirthschaft statt, so ist die gewöhnliche Folge davon, daß die ganze Einrichtung nebst Fenstern zertrümmert und der Wirth auf die Straße geworfen wird.

Zu andern Zeiten steht er da als der Gegenstand der Bewunderung einer ihn umgebenden Menge; er hat einen Ruf, der aufrecht erhalten werden muß, und Meinungen, die nicht zu Diensten von Jedwedem stehen. Seine Behauptungen werden als Gesetze betrachtet, und sein Lächeln als eine Gnade. Sein Ton ist nicht besonders mild, wohl aber scharf, gebieterisch und beleidigend. Männer, die sehr wohl in der Kunst des Faustkampfes erfahren und geübt, sind nicht immer geneigt, sich mit dem Preiskämpfer zu befassen, und in Folge dessen erhält er nicht die Gelegenheit, so oft zu kämpfen, als er zu seinem Wohlbefinden für nothwendig hält; und so wird er freigebiger mit seinen Herausforderungen und Beleidigungen, bis er endlich einen Kunden findet, der ihm eine gehörige Tracht Prügel verabfolgt, und aller Wahrscheinlichkeit nach unter solchen Männern, die ihn lang als ihren Meister betrachtet hatten.

Ist nun dieser Champion einmal besiegt, so wird er ein Gegenstand des Mitleids. Anstatt bewundert und gefürchtet zu werden, ist er gehaßt und verachtet. Er ist ein todter Löwe und man achtet ihn weniger, als einen lebendigen Hund. Er mag allerdings noch mit solchen kämpfen, die ihn in seinem Salon verhöhnen, oder mit jungen Anfängern, die, nachdem sie sich bestialisch betrunken, Skandal anfangen; aber kein Kämpfer von einigem Rufe wird sich herablassen, mit ihm seine Zeit zu verlieren. Er ist indeß noch immer von einigem Nutzen für Politiker, und zwar für Demokraten, die seine Faust miethen, um bei den Wahlen für ihre Candidaten zu wirken. Er ist stets bei der Hand bei Vorversammlungen, und bei Wahltagen hält er achtbare Stimmgeber, von denen er weiß, daß sie gegen seine Principale stimmen werden, mit seiner Faust so weit wie möglich vom Wahlkasten. Dieser Mann stirbt gewöhnlich als ein Bettler oder am Galgen, während er, wäre es ihm gelungen, seine

Digitized by Google

Stelle als Champion zu behaupten, wohlhabend geworden und bei seinem Tode von seinen Genossen betrauert worden wäre.*)

Die fröhlichsten Tage des Preiskämpfers sind die, in denen er sich zu einem Kampfe vorbereitet. Es liegt allerdings die Aussicht vor, eine tüchtige Tracht Prügel oder selbst eine tödtliche Verletzung zu erhalten und zudem der Verlust von Geld und Ruf. Doch was ist ihm dies Alles gegenüber der Bedeutung der Stunde des Kampfes? In den Vereinigten Staaten und in der Fremde spricht man von dem bevorstehenden Kampfe und dem möglichen Ausgange desselben, und die Männer, welche daran Theil nehmen, werden von ihres Gleichen als glückliche Helden betrachtet. Die Zeitungen berichten von ihren Einübungen, von der Diät, die sie beobachten müssen, und der Stundenzahl, in denen sie schlafen dürfen. Diese Männer befinden sich auf dem Lande, und der Ort, wo sie wohnen, wird von Leuten aus allen Klassen besucht, in der Hoffnung, den gewaltigen Raufbold zu sehen.

Die Freunde von jeder Partei sind Willens, in Wetten auf den Erfolg des Kampfes ihren letzten Dollar einzusetzen, und sobald sie von irgend einem neuen Beweis seiner Gewandtheit oder Ausdauer hören, gerathen sie in Entzücken und versichern ihn ihrer lebenslänglichen Freundschaft. Manche ehrenwerthe Herren entsetzen sich über die Vorbereitungen zu dem Kampfe und erkundigen sich, ob die Behörden nicht beabsichtigen, dagegen einzuschreiten. Diese selben Herren jedoch nehmen aller Wahrscheinlichkeit nach ein reges Interesse an der Sache selbst, wenn das Publikum allmählich in Aufregung darüber geräth, und was die Mitglieder der Behörden anbelangt, so wagen sie aller Wahrscheinlichkeit nach ihr Geld in Wetten über den Ausgang des Kampfes, anstatt Verhaftsbefehle gegen die Urheber und Theilnehmer desselben zu erlassen.

Mitglieder des Congresses sind nicht abgeneigt, solche Kämpfe zu

*) Als Beweis dessen führen wir an, daß William Pool, der bekannte Faustkämpfer, als er von dem ehemaligen Polizeibeamten Baker erschossen wurde, ein Leichenbegängniß hatte, bei dem Tausende seiner Leiche folgten, und mit einem Prunke, wie er in Europa nur bei Begräbnissen von Fürsten und sonstigen großen Herren üblich sein mag.

Digitized by Google

ihrem Vortheil zu benützen, und sie erhalten in dem Verhältniß bei der Wahl Stimmen, in dem sie solche Männer beschützen. Kaufleute, Mechaniker, Arbeiter und Bummler nehmen alle mehr oder weniger bei solchen Anlässen ein reges Interesse daran, und es geschieht nur in dieser Weise, daß solche schamlose Akte der Brutalität innerhalb eines gebildeten Gemeinwesens geduldet werden. Handlungen, die gemein und niederträchtig sind, werden zu Thaten der Ehre und des Ruhmes erhoben.

Als der berüchtigte Faustkämpfer Thomas Hyer nach seinem Kampfe mit Sullivan vor einer Versammlung in Philadelphia erschien, so zeigte er ihr eine große goldene Kette, mit der er als Sieger beschenkt worden war, und sagte: „Dies sind die Ketten, mit denen sie mich binden."

Thomas Hyer hat eine bittere Wahrheit gesprochen und es wäre Zeit, daß die Behörden darüber nachdächten und demgemäß handelten.

Der „Bowery-Boy". Er steht in der Straße, in seinem Munde eine Cigarre, die beinahe senkrecht aufrecht steht, und sein Hut oder seine Kappe ruht beinahe ganz auf einer Seite des Kopfes. Er ist unwissend, ein Faustkämpfer und Raufbold, und er steigt oder fällt in der Wage der Achtbarkeit nach der Zahl seiner Siege oder Faustkämpfe; und selbst die Frauenzimmer, die er kennt, beloben oder tadeln ihn, wenn er siegt oder unterliegt. Furcht ist ihm fremd und man mag ihn blutig schlagen, so wird er sich doch nicht einen Augenblick dadurch einschüchtern lassen. Er tritt alle Gesetze und gesellschaftlichen Ordnungen mit Füßen und doch liegt in seinem Charakter Vieles, was männlich und edel ist; er ist großmüthig, oft bis zu Verletzung seiner eigenen Interessen, und wenn er eine alte Mutter oder Schwester hat, so wird er sie erhalten, auch wenn er selbst dadurch Noth leiden müßte.

Die Bowery und ihre Schlupfwinkel sind sein regelmäßiger Aufenthalt. Fremde, die in die Stadt kommen, verlangen ihn zu sehen. Volksthümliche Knittelverse verkünden seine Tugenden und Thaten und er fühlt, daß er einigen Einfluß hat. Er liebt das Theater, und die Eigenthümer solcher, die er besucht, befragen ihn über die Wahl der Stücke und lassen meistens nur solche Stücke aufführen, wo viel Blut und Pulver verschwendet wird.

Der „Dead Rabbit" (todtes Kaninchen) ist zu gleicher Zeit ein

Digitized by Google

Raufbold und Vagabund. Er ist schmutzig, zerlumpt, arm und ein Dieb; er schleicht sich von Straße zu Straße, stiehlt, wenn es irgendwo brennt, sucht sich stets bei irgend einer Rauferei zu betheiligen, führt ein Messer und ist ein Feigling. Wenn man ihn finden will, so kann man ihn in schamlosen Häusern, Gefängnissen, an Bord von Fährbooten, die Passagiere prügelnd und ihre Taschen bemausend, betrunken bei Tag und blutbefleckt bei Nacht finden. Wenn ihrer viele bei einander sind, dann sind sie tapfer; sind es ihrer jedoch nur wenige, so fliehen sie wie ein gehetzter Hirsch.

Der Bowery-Boy stellt sich seinem Feinde kühn gegenüber; der Dead Rabbit greift ihn von rückwärts an. Er ist ein regelmäßiger Gast in der Strafanstalt (Penitentiary) oder dem Arbeitshause, und die Polizei macht es sich zum Vergnügen, wenn er sich der Verhaftung widersetzt, seinen Schädel zu zerbrechen. Er ist ein Ausgestoßener von Geburt an und sein zerlumptes Aussehen, der bösartige Charakter seiner Züge, sowie seine Laster haben mitleidige und menschenfreundliche Personen veranlaßt, sich würdigere Gegenstände ihrer Mildthätigkeit zu erwählen; und so hat man ihn auf diese Weise der Schule des Lasters und dem Elend überlassen. Wenn er in der Stimmung, sich zu bessern, vor die Thüre eines Bürgers kam, so schickte man ihn fort; wenn er seine Noth klagte, so fand er ein taubes Ohr, und so wuchs er unter dem Schatten der zahlreichen Schulen, Kirchen und wohlthätigen Anstalten als ein Candidat für das Armenhaus, Gefängniß und den Galgen auf. Er stiehlt das Eigenthum der Bürger, stört die nächtliche Ruhe in den Straßen und rächt sich dadurch an Jenen, die ihn zurückgewiesen.

Diese gefährlichen Klassen könnten bei entsprechender Behandlung einer gründlichen Besserung entgegengeführt werden. Ein protestantischer Geistlicher Namens Charles Pease begab sich unter dieselben mit einem edlen Muthe und dem Sinne eines praktischen Mannes, und er hat große Erfolge bewirkt. Seine Hände brachten ihnen nicht nur Bücher, um daraus zu lernen, sondern auch Brod. Es dauerte nicht lange, bis jene, die ihm bisher gedroht, ihn achteten und liebten und sich nicht mehr weigerten, von denselben Lippen, die mit Mitleid und Mitgefühl zu ihnen sprachen, auch die Lehren eines besseren Lebenswandels zu hören.

Digitized by Google

Einige weitere Versuche dieser Art, auch von Andern unternommen, würden solche Menschenklassen gänzlich verschwinden machen, aber die Lehren einer reinen Moral können nur wenig Einfluß auf Männer haben, die ihren Arm ausstrecken, um das zu nehmen, was sie vom Hungertode rettet.

Wenn erst jene christlichen Weltweisen, die große Summen zu Bekehrung der Heiden im innern Afrika, der Mongolei, der Tartarei hergeben, anfangen werden zu denken und abzuhelfen dem Unglücke und Elend, dem sie jeden Tag auf der Straße begegnen, dann wird es auch keine solche gefährlichen Genossenschaften mehr geben.

Die Dead Rabbits und die Bowery-Boys leben in keineswegs freundschaftlichen Verhältnissen, und es kommt zuweilen vor, daß die eine Partei oder die andere den Krieg nach Afrika versetzt. Werden in einem solchen Falle die Dead Rabbits zurück getrieben, so zeigen sich sofort alle Anzeichen eines tödtlichen Conflicts. Sie verbarrikadiren sofort die Straßen mit Wägen, Fässern und Kisten, und laden ihre Gewehre. Werden sie von einer Barrikade zurückgetrieben, so ziehen sie sich hinter eine andere; werden sie von den Straßen vertrieben, so begeben sie sich hinter die Häuser, und von den Häusern auf die Dächer, auf denen sie wie Katzen herumklettern und von den Schornsteinen gedeckt auf ihre Gegner feuern.

Wir gehen zu einer andern Klasse über, nämlich zu dem „Short-Boy". Er ist von kurzer Statur, aber muskulös und wild. Von der Bullenbeißer-Race abstammend, verbeißt er sich in seinen Gegner; wo seine Faust hinfällt, schlägt er alles zu Brei und seine Stöße sind gefährlicher, wie die eines wilden Pferdes. Hat der Leser irgend ein altes Unrecht zu sühnen, so wird der Short-Boy es ihm abnehmen, und ihm noch dafür danken. Beleidiget ihn irgend Jemand und er ruft seine Vermittlung an, so wird er ihm sofort Genugthuung verschaffen. Er erklärt, er sei kein Raufbold, wie so viele Andere, aber entschlossen, auf Aufrechthaltung des Rechts zu sehen und die Sache des Schwachen gegen den Starken zu verfechten. Er behauptet nicht, ein Faustkämpfer von Profession zu sein, er prahlt nicht mit seiner Gewandtheit oder seiner Kraft, aber er gestattet Niemand, ihn oder seine Freunde zu beleidigen,

Digitized by Google

denkt aber, er sei immer der Mann, für jedes Unrecht schnell Genugthuung zu erlangen. Er hat nicht den mürrischen und finstern Charakter der Dead Rabbits oder Bowery-Boys, sondern liebt einen guten Scherz, und freut sich, wenn er irgend Jemanden einen lustigen Streich spielen kann. Er ist indeß nicht von Grund aus verdorben, und denkt oft daran, ein anderes Leben zu führen. Er hört auf freundlichen Rath, erkennt, sieht ein, daß er ein schlimmes Leben führt und nimmt sich vor, einen bessern Lebenswandel zu führen. Der Fluch der schlechten Gesellschaft jedoch und der Genuß geistiger Getränke reißt ihn wieder in den verhängnißvollen Wirbel des Lasters, und mit seinen guten Vorsätzen ist es zu Ende. Wenn er gereizt wird, so ist er unzugänglich für jeden Rath und kämpft mit der Verzweiflung eines Tollen; er ist dann gedankenlos, brutal und blutdürstig. Er ist ein Tiger im Geist, und ein Riese an Kraft. Je mehr Schläge er empfängt, desto rasender kämpft er; je schneller sein Blut fließt, desto rascher fallen seine Schläge, und erst wenn er nicht mehr fähig ist seine Faust zu schwingen — und nicht eher — ist er willens, sich zu ergeben. Er hat manchen Dienst durch seinen stets bereiten Beistand geleistet, und manchen Prahlhans durch eine tüchtige Tracht Prügel zur Besinnung gebracht.

Er scheint in Anbetracht der Unwirksamkeit der Polizei ein nothwendiges Uebel zu sein und ein angemessener Züchtiger für die, welche keine andere Hand so gewaltig erreichen kann. Der Short-Boy ist meist ein Feuermann und als solcher höchst brauchbar und gewandt. Er ist gewöhnlich der Erste beim Strick und der Letzte bei der Pumpe; wenn Andere ermüdet sind, arbeitet er desto emsiger, und wenn seine Gefährten erschöpft nicht mehr arbeiten, so versucht er ihre Arbeit zu thun und die seinige dazu.

In diesem freien unabhängigen Lande, wie die Ver. Staaten sind, mögen solche Männer doch immer noch auf Aemter Anspruch machen, und sie thun es auch. Nehmen wir an, er sei in dem Distrikt, in dem er wohnt, ein Raufbold, ein Inwohner des Polizei-Wachthauses gewesen, und habe an der Wand jeder Zelle desselben seinen Namen zurückgelassen, so sollte dies natürlich ihn abhalten, nach irgend einer Anstellung zu streben, die ihm die Regierung oder das Volk verleihen kann. Dies ist

Digitized by Google

jedoch im Gegentheil nur eine Schule, in der er sich für die Erlangung politischer Auszeichnung vervollkommnet.

Es gibt einige Distrikte, die nicht ohne rechtschaffene und einsichtsvolle Inwohner sind, welche ihre Beamten solchen vorziehen, die bloße Raufbolde und Faustkämpfer sind, und die politische Windfahne als die besten Gesetzgeber betrachten.

Es geschieht nicht nur in der Stadt New-York, sondern selbst in der Bundes-Hauptstadt der Union, daß die Faustkämpfer angesehenen Beamten gegenüber ihre Fäuste drohend schütteln und ihnen frech andeuten, daß sie dies oder jenes politische Verfahren beobachten müssen, wenn sie nicht die Gunst der Partei verlieren wollen. Der Präsident dieses mächtigen Volkes wird nicht selten von den Drohungen dieser politischen Eisenfresser eingeschüchtert, und die Minister seines Cabinets zittern in ihrer hohen Stellung aus Furcht, die muskulösen Vagabunden des Landes zu beleidigen.

F. Fenner von Fenneberg.
Transatlantische Studien.

III.

Die Gauner von Five-Points und deren Raubanfälle.

1881.

Die vorstehenden Mittheilungen über die gefährlichen Volksklassen New-Yorks finden eine höchst treffende Ergänzung aus allerneuester Zeit. Die „Weltpost", Blätter für deutsche Auswanderung, Kolonisation und Weltverkehr (September 1881) bringen „Bilder aus Amerika von einem, der drüben war;" hier lesen wir II. Seite 105:

Die Arbeitsnachweisungsbureaux New-Yorks befinden sich fast alle am untern Ende der Stadt, in der allerverrufensten Gegend. Greenwich- und Washingtonstreet wimmeln förmlich davon. Hier haben die Gauner und Spitzbuben New-Yorks ihre Schlupfwinkel. Laternenpfähle sind nur selten zu finden und häufig fehlt das Glas in den Laternen; denn zu

Digitized by Google

was braucht man hier Licht; wirft doch Sonne oder Mond so schon zu viel hinein. Die Gegend, von der ich hier zu dem Leser spreche, war bis vor wenig Jahren und ist theilweise heute noch eine gefürchtete. Man nannte sie die „five points“ (fünf Punkte). Wer die Leute sind, die diese fünf Punkte bewohnen, vor denen New-York so großen Respekt hat, daß selbst ein gutbewaffneter Polizist nicht allein bei Nacht hineinzugehen wagt, er müßte denn früher selbst Mitglied einer solchen Bande gewesen sein, will ich gleich sagen. Am Hafen stehen Kerle mit rothen Gesichtern und struppigem Barte. Ihr Anzug besteht in schäbigen Hosen, einem rothen Hemde und defecten Stiefeln. Will man ihre Taschen visitiren, so findet man, wenn man vielleicht den Muth hat, ein Messer und einen Revolver, vielleicht auch ein Bündel falscher Banknoten.

Ein Bekannter vom Schiffe her, ein Schweizer, geht in der Dämmerung seine Straße. Plötzlich in der Nähe eines finstern Markthauses hört er hinter sich Schritte, bald darauf legt sich eine Hand auf seine Schulter und eine tiefe Stimme sagt: „Herr, Sie haben etwas verloren.“ Dumm wie er war, überdies ein „Grüner“, bleibt er stehen und sucht in seinen Taschen. Endlich spricht er: „Nein, ich habe Nichts verloren.“ „Doch,“ antwortete der Gauner, denn ein solcher war es, „Sie haben ein Portemonnaie verloren. Hier ist es; wir wollen sehen, was es enthält. Sechzig Dollars in Papier! Herr, ich verlange ein Findergeld von zehn Dollars.“ Mein Schweizer stutzt. Sollte der Kerl wirklich das Geld gefunden haben und ihn für den Eigenthümer des Portemonnaies halten? Welch ein Geschäft, wenn er mit zehn Dollars fünfzig verdienen könnte. Er besinnt sich, zieht endlich, dumm wie er war, seinen Beutel, denn der Kerl ließ das Gefundene nicht eher aus der Hand, bis die zehn Dollars bezahlt waren. Seine Börse ist wohl gefüllt, denn er ist ja eben erst vom Schiffe gekommen. Er hält ihm ein Zehndollarstück entgegen, doch der Andere ruft: „mehr, Herr, zwanzig Dollars.“ Ueber solche Unverschämtheit empört, will er sein Geld wieder einstecken, denn es ist ihm schon längst unheimlich geworden, und er hat gemeint, aus den Winkeln rechts und links starren ihm höllische Fratzen entgegen — da augenblicklich faßt man ihn von hinten, zieht ihn beim Kragen rückwärts und eine kolossale Hand hält ihm den Mund zu, während ein

Digitized by Google

Anderer ihn bei den Armen packt. Hören und Sehen vergeht ihm, er fühlt nur noch, wie ihm Geldbeutel, Uhr und Kette gewaltsam entrissen werden, ein furchtbarer Schlag trifft ihn an den Kopf und wie todt liegt er in der Gosse, bis ihn ein zufällig bald nachher vorübergehender Polizist (denn diese Leute kommen immer erst „gleich nachher") aufhebt. Wer ihn beraubt hatte, er wußte es nicht; der Leser aber wird es ahnen, wer es war, es waren jene Kerle in rothen Hemden und sie wohnen — in den five points.

Dies ein kleiner Beweis, wie trefflich in New-York für die öffentliche Sicherheit gesorgt ist, trotz seinen Tausenden von Polizisten.

Digitized by Google

Amerikanische Geschichten und Charakterzüge.*)

I.

Die entsetzten Leichenschmuggler.

Zum besseren Verständniß der folgenden sehr originellen und charakteristischen Geschichte, deren Zeugen wir waren, diene Folgendes:

In den Vereinigten Staaten und in Kanada können die Mediciner zu ihren anatomischen Studien nicht, wie in Frankreich, so viele Cadaver erhalten, als sie nöthig haben. Allerdings macht man hier wenig Aufhebens von einem Menschenleben, dagegen hat man übertriebene Skrupel i. Betreff der Todten. Das Seciren ist zwar erlaubt, allein man verbietet, Leichen dazu herzugeben. Der Mangel an Objekten zu den anatomischen Studien hat nun eine einträgliche, aber höchst traurige Industrie, den Leichenraub, hervorgerufen. Man nennt die Leichenräuber „Resurrectionisten". Diese Leute liefern den Medicinern geschäftsmäßig auf Bestellung Leichen jeden Geschlechts und Alters, nach einer Taxe, deren Höhe sich nach der Frische des Körpers und nach der vorhergegangenen Krankheit richtet. Ist die Saison schlecht, d. h. der Gesundheitszustand der Bevölkerung gut, so sind sie in Verlegenheit. Die vorsichtigsten kaufen daher irgend einem Taxgenichts seinen eigenen Körper ab, der ihnen nach seinem Tode anheimfällt; die meisten jedoch verlegen sich auf den Raub, graben Leichen aus und stehlen sie, wo sie können.

Zwei im Verbrechen ergraute Resurrectionisten hatten einen Leichnam

*) Nach Oscar Comettant u. A.

nach Montreal zu schaffen. Um den Verdacht der Polizei nicht zu wecken, bekleideten sie denselben mit einem weiten Paletot, färbten seine Wangen roth, setzten ihm einen Hut auf den Kopf und eine Brille mit blauen Gläsern auf die Nase, banden ihn auf die Wagenbank fest und nahmen zu beiden Seiten neben dem wie ein anständiger Reisender aussehenden Todten Platz.

Auf ihrer Fahrt durch ein Dorf bekam einer der Resurrectionisten Durst, natürlich mußte der andere ihn auch spüren. Unsere beiden Geschäftsleute stiegen also vom Wagen herunter und traten in einen Bar-Room, wo sie auf das Wohl ihres stillen Gefährten ein Glas Gin und Brandy Cocktails nach dem andern hinunterspülten. Während sie so mit Trinken lustig beschäftigt waren, trat ein Vorübergehender zu dem im Wagen befindlichen Todten, von dessen wirklicher Beschaffenheit er keine Ahnung hatte, heran und redete ihn freundschaftlichst an:

„Sie haben, lieber Herr, jämmerliche Kerls als Reisegefährten. Wie, die trinken ohne Sie! Das soll nicht sein. Steigen Sie aus, wir wollen beide zusammen ein Glas trinken. Nun! Sie sagen ja nichts! ... Sie rühren sich nicht! ... Ich spreche ja mit Ihnen! Eh, sollten Sie vielleicht todt sein?"

Der Mann hatte bald in Erfahrung gezogen, daß seine Vermuthung richtig sei. Da er sofort errieth, daß die Leiche von Resurrectionisten geraubt sei, so verfiel er auf den Gedanken, einen Strafakt zu vollziehen und den Spitzbuben einen Schrecken einzujagen, der ihnen noch lange in den Gliedern sitzen würde.

Ohne Zeit zu verlieren, zog er die Leiche heraus und trug sie in eine benachbarte Scheune, legte dort den Paletot des Todten an, setzte dessen Brille und Hut auf und nahm dessen Platz im Wagen ein.

Als die Resurrectionisten, etwas angeheitert durch die langwierigen Bacchusspenden, in den Wagen stiegen, gewahrten sie durchaus nichts von dem Personenwechsel.

Sie hieben auf das Pferd los und der Wagen rollte weiter. Als einige Minuten nachher einer der beiden Leichenräuber seinen Nachbarn zufällig berührte, fand er ihn warm. Diese Wärme bei einem Todten erregte seine höchste Verwunderung.

Digitized by Google

„Es ist doch sonderbar," sagte er zu seinem Genossen, „ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber ich möchte meinen Antheil am Paradiese wetten, daß unser Männchen warm ist."

„Wie so, warm?"

„Ja, ja, warm, was man warm nennt."

„An sich selbst warm?"

„Gerade an sich selbst warm."

„Ei was, Du willst scherzen."

„Ich scherze übrigens nicht, berühre ihn nur einmal selbst."

Als der ungläubige Thomas die Hand ausstreckte, ließ sich eine gräuliche, hohle Grabesstimme vernehmen, welche die Leichendiebe vor Entsetzen erstarren ließ.

„Ja, ich bin warm," sagte der Todte, „aber was ist dabei außerordentlich. Ich möchte euch an meiner Stelle sehen ... Seit 48 Stunden brate ich in der Hölle."

Bei diesen Worten von namenlosem Schrecken ergriffen, taumelten beide Resurrectionisten aus dem Wagen auf die Landstraße und ergriffen dann unter dem Rufe: Barmherziger Himmel! barmherziger Himmel! halsüberkopf die Flucht.

In diesem Augenblicke fuhren ich und Arthur in unserem Kabriolet vorbei, wir sahen die beiden entsetzten Flüchtlinge davonlaufen und hörten das wiehernde Gelächter des Spaßmachers im Wagen. Wir ließen das Pferd einen Augenblick halten und erfuhren so die oben erzählte Geschichte.

II.

Wie eine Arche Noahs den Niagara-Fall hinunterfährt.

Gegen 1848 oder 1849 meldeten die amerikanischen Journale, es werde ein entscheidendes Experiment gemacht, um die lange debattirte Frage zu lösen, ob irgend ein lebendiges Wesen in den Niagara-Fall hinabgerissen werden könnte, ohne den Tod zu finden. Es sollte an

Digitized by Google

einem festgesetzten Tage ein sehr geräumiges Schiff mit allen bekannten Thiergattungen, wilden wie zahmen, gefüllt, der Strömung überlassen werden, um den riesenhaften und gefährlichen Sprung in die Tiefe zu machen. Zugleich kündigten die Journale an, jeder könne für nicht mehr als einen Dollar Augenzeuge dieses merkwürdigen Experimentes sein.

Auf diese Nachricht eilten von allen Punkten der Grenze Schaaren von Neugierigen herbei, ja es kamen etliche Liebhaber 2—300 Stunden weit, um diesem in seiner Art einzigen Schauspiele beizuwohnen. Konnte man doch sehen, wie eine wirkliche Arche Noah's, aber ohne den Menschen, einen schwindelhaften Plumps in die Tiefe machte.

Das Unglücksschiff lag am Ufer. Man hörte darauf ein unbeschreibliches Stimmengewirr: Geschrei, Brüllen, Heulen, Zischen, Pfeifen, Blöcken, Grunzen, was zartbesaiteten Gemüthern wahrhaft grausenhaft vorkam, während andere darüber lachten.

Als die verhängnißvolle Stunde schlug, wurden alle Thiere auf dem Verdecke frei gelassen, das Schiff von einem Remorqueur in die Mitte des Stromes geschleppt und dann, nachdem man ihm einige kräftige Stöße gegeben, der reißenden Strömung überlassen. Eine Zeitlang ging die Fahrt ganz gut, dann aber, von der stets schneller werdenden Fluth erfaßt, stieß das Schiff heftig gegen Klippen an und blieb zuletzt zwischen zwei großen Felsen unmittelbar am Wasserfalle stecken. Man konnte jetzt eines der merkwürdigsten und aufregendsten Schauspiele der Welt sehen. Beim Anblicke der drohenden Gefahr suchten alle Thiere je nach ihrem Naturell und ihrem Verstande Mittel und Wege, dem Tode zu entgehen. Die Bären und die Affen stiegen in das Takelwerk, wobei sie mit dem Auge den Abstand vom Ufer abmaßen und von Zeit zu Zeit einen ängstlichen Blick auf den donnernden Wasserfall warfen. Andere Thiere liefen auf dem Verdecke nach allen Richtungen umher. Ein Truthahn, der ganz den Kopf verloren hatte, stürzte sich in's Wasser und machte es so, wie der berühmte Gribouille, der aus Furcht, naß zu werden, in den Fluß sprang. Einige Thiere schienen ganz gefaßt den unvermeidlichen Tod zu erwarten. Andere jammerten und winselten. Die Zuschauer lachten meistens aus vollem Halse.

Länger als zwei Stunden lag das Schiff so fest; endlich packte es

Digitized by Google

ein Stromwirbel von der Seite und riß es fort; bald darauf trat der letzte mit Spannung erwartete Augenblick ein: es schwebte am Rande des Wasserfalles und flog in die Tiefe.

Alle Thiere, mehrere Hundert an Zahl, verschwanden mit dem Schiffe in dem Abgrunde. Nichts tauchte wieder auf, als nur eine Ente, welche man am folgenden Tage mit keiner andern Beschädigung als einem zerbrochenen Flügel auffischte.

Diese Ente gelangte durch Kauf in die Hände Barnum's, der sie als unvergleichliche Merkwürdigkeit in seinem Museum ausstellte und damit Tausende Neugierige anzog.

III.

Die ersten Kolonistenfrauen à 150 Pfund Tabak per Stück.

James-Town, auf einer Insel des in die Chesapeak-Bai mündenden Jamesflusses gelegen, war eine der ersten englischen Niederlassungen in Amerika. Es knüpft sich an die Gründung dieses Ortes eine merkwürdige Thatsache.

Die ersten englischen Kolonisten waren fast alle unbeweibt. Der Schatzmeister der Auswanderungsgesellschaft, Sandys, der ganz richtig dachte, das beste Mittel, die Auswanderer festzuhalten, wäre, ihnen an Ort und Stelle eine Familie zu schaffen, beschloß daher, sie alle zu verheirathen. Er schickte zu diesem Zwecke eine erste Ladung von 90 hübschen jungen Mädchen mit Zeugnissen versehen, die ihre vollkommene Honorabilität bekundeten, nach James-Town, wo alle gleich nach ihrer Ankunft ohne die geringste Schwierigkeit unter die Haube kamen. Nur mußte jeder Bräutigam für seine Erwählte die Ueberfahrt, nämlich 120 Pfund Tabak, bezahlen. Das war so gut wie umsonst, und die Nachfrage nach dem Artikel wurde sofort stärker, als das Angebot. Daher erhöhte auch der Schatzmeister bei der kurz darauf erfolgenden zweiten Sendung den von jedem Heirathskandidaten zu bezahlenden Preis für jede Schöne auf

Digitized by Google

150 Pfund Tabak. Aber was haben einige Pfund Tabak mehr oder weniger zu bedeuten, wenn das Herz spricht, und die meisten jungen Bräutchen in spe waren verteufelt hübsch. Also gaben alte und junge Hagestolze mit Begeisterung die 150 Pfund Tabak, wurden glücklich und gründeten die ersten europäischen Familien in Virginien. Diese rührende Verbindung von Tabak und Liebe fand statt zwischen den Jahren 1616 und 1622.

IV.

Im Maelstrom der Mammuth-Höhle.

Ein Seitenstück zu Schillers Taucher.

„Wir waren längere Zeit," erzählt Oscar Comettant, „auf dem See der zehn Stunden langen Mammuth-Höhle herumgefahren und stiegen endlich aus. Mein Begleiter, der Oberst, frug die Kahnführer, ob es sonst keine tiefe Höhle im Innern gäbe."

„Ja wohl, der Maelstrom," antwortete einer der Leute. „Noch vor einigen Wochen glaubte man, er sei für menschliche Wesen ganz unzugänglich."

„Wie so?" frug ich den Führer.

„Weil man," erwiederte er, „um in diesen Abgrund hinabzusteigen, nicht blos sein Leben blindlings auf's Spiel setzen, sondern auch eine Kaltblütigkeit, eine Herrschaft über seine Nerven besitzen muß, die kaum unter Menschen zu finden ist."

„Und doch ist, wie Sie sagen, Jemand in den Maelstrom hinabgestiegen?"

„Allerdings," fuhr der Führer fort, „und zwar hat das ein junger Mann aus Louisville fertig gebracht. Sie werden wohl die Einzelnheiten nach der Mittheilung eines Kentuckiers in den Zeitungen gelesen haben; aber dieser Bericht ist nicht in allen Punkten genau; ich kann Ihnen als Augenzeuge die Thatsache vollständig und wahr schildern."

Digitized by Google

„Erzählen Sie uns," sagte der Oberst, „wir sind hier in einer Verfassung und einer Umgebung, die vollkommen zu Ihrer Geschichte paßt."

„Sehr gern," antwortete der Führer, der sich ein Primchen Kautabak in den Mund schob und dann begann:

„Vor dem verwegenen Burschen, dessen That ich Ihnen erzählen will, hatte noch kein Sterblicher mehr als einige Yards weit in diesen Abgrund hinabzusteigen gewagt. Tausende von Menschen haben mit Schrecken den Blick in die Tiefe des Maelstroms geworfen, während bengalisches Licht seine Wände erleuchtete, ohne den Grund zu sehen. Der Eigenthümer dieses grauenhaften Abgrundes hatte dem berühmten Führer Stephen, dessen Unerschrockenheit allbekannt war, 600 Dollars angeboten, wenn er sich dazu verstände, in die Tiefe hinabzusteigen und über seine gefährliche Fahrt Bericht zu erstatten. Eine solche Summe war wohl geeignet, Stephen, dessen mühsam erworbener Tagesverdienst kaum zu seinem Lebensunterhalte ausreichte, in Versuchung zu führen; nichtsdestoweniger schlug er das Anerbieten aus. Vor einigen Jahren wollte ein Professor aus Tenessee, ein ebenso gebildeter als entschlossener Mann, das Wagestück unternehmen. Zu diesem Behufe machte er lange Vorbereitungen und ließ sich dann an einem starken Seile in den Abgrund hinab. Er gelangte so bis zu einer Tiefe von ungefähr 100 Fuß, aber hier, ergriffen von Herzbeklemmungen und unbesiegbarem Entsetzen, war er nahe daran, die Besinnung und den Verstand zu verlieren. Schaudernd gab er das Zeichen, ihn wieder hinaufzuziehen. An der Mündung des Abgrundes wurde er ohnmächtig. Später gestand er, daß, als er an die erste Seitenhöhle gelangt war, der Schrecken, der ihn erfaßte, der Art gewesen sei, daß er sich lieber den Tod geben würde, als diese Höllenfahrt noch einmal zu machen.

Seitdem haben Viele versucht, die angebotene Summe zu gewinnen, allein Keiner hat die Untersuchung zu Ende geführt.

Kürzlich nun erklärte ein junger Mann aus Louisville seine Absicht, auf den Boden des Abgrundes hinabzusteigen. Er hatte darüber mit Dr. Wright folgende Unterredung:

„Sie wissen nicht, junger Mann," sagte der Doktor zu ihm, „wozu Sie sich verbindlich machen, indem Sie eine Nachforschung anstellen

Digitized by Google

wollen, welche die unerschrockensten Männer aufgegeben haben. Der Wille ist in uns durch die Einwirkung des Nervensystems beschränkt und wenn wir unserem Willen zu viel Zwang auferlegen wollen durch Niederhaltung unserer natürlichen Triebe, so schwindet die Vernunft, der Taumel bemächtigt sich unseres Geistes, ein unbesiegbarer Schrecken tritt ein, auf den Krämpfe und selbst der Tod folgen.

„Von allem diesem fürchte ich nichts," sagte ruhig der junge Mann; „ich brauche gar nicht, wie Sie befürchten, meiner Natur Gewalt anzuthun, um bis auf den Grund des Maelstroms hinabzusteigen."

„Sie haben sich also niemals gefürchtet?" frug der Doktor.

„Niemals, in der That," erwiederte er; „es ist das ein Gefühl, von dem ich mir sogar keine genaue Vorstellung zu machen vermag."

„Wie! Sie wären also der Furcht unzugänglich?"

„Wie ich Ihnen sage."

„Sie haben nie Angst empfunden?"

„Niemals."

„Auch nicht im Traume?"

„Nicht einmal im Traume. Ich wiederhole es, ich bin der Furcht nicht zugänglich."

Vor einer so klaren und unumwundenen Erklärung mußte der Doktor nachgeben; er verbeugte sich tief vor dem jungen Manne und alles wurde zum Hinabsteigen fertig gemacht. Herr Preetor, der Eigenthümer der Mammuth-Höhle, ließ sofort in Nashville ein Seil von genügender Länge und Dicke holen und man begab sich an die neun englische Meilen vom Eingang der Höhle entfernte Untersuchungsstelle.

„Ich hätte wohl dabei sein mögen," sagte der Oberst, „wäre es auch nur, um diesen vollkommen furchtlosen jungen Mann einmal zu sehen. Ich bin Soldat gewesen und habe unter Tapfern die muthvollsten Leute gesehen, aber sie hatten, wie alles Menschliche, ihre Augenblicke der Schwäche. Wenn dieser junge Mann die Wahrheit sagte, muß er ein Naturwunder sein."

„Sie werden sehen," versetzte der Führer, „daß er nicht log."

Als das Seil gebracht wurde, hielt man dem Waghals noch einmal die bekannten und unbekannten Gefahren vor, denen er sich aussetzen

Digitized by Google

wollte. „Treten Sie von dem Unternehmen ab," sagte man zu ihm, „wenn Sie irgend eine schlimme Ahnung haben. Noch ist es Zeit."

„Ich fühle durchaus keine Gemüthsbewegung," entgegnete er ungeduldig; „wäre der Maelstrom selbst die Hölle, gespickt von den Seelen aller Verbrecher der Erde, und säße Luzifer in eigener Person darin mit seiner ganzen langgeschwänzten Gesellschaft, so würde ich jetzt, wo ich beschlossen habe, hineinzusteigen, nicht zurücktreten. Das ist doch wohl klar?"

Ein allgemeines Gelächter folgte diesen Worten. Ein einziger Mann behielt seinen Ernst, der Dr. Wright. Er betrachtete den jungen Mann mit Bewunderung und betastete phrenologisch die Unebenheiten seines Schädels.

Man band nun zuerst einen schweren Stein an das Ende des Seiles und ließ ihn so weit hinabgleiten, bis er auf dem Grunde aufstieß, was eine geraume Zeit dauerte. Beim Hinablassen wurde der Stein allenthalben mit möglichst großer Gewalt gegen die Wände des Abgrundes gestoßen, um die etwa lockern Steine davon abzulösen und so ihrem gefährlichen Herunterfallen bei der Fahrt vorzubeugen. Mehrere Felsblöcke fielen herunter. Der Wiederhall ihres Sturzes auf den Boden des Abgrundes stieg wie das Rollen des Donners zur Mündung des Loches empor. Bei diesem unheimlichen Getöse überlief ein Schauder alle Anwesenden.

Der Doktor heftete einen durchdringenden Blick auf den jungen Mann. Das Gesicht desselben zeigte in seinen unbeweglichen Zügen nicht die geringste Gemüthsbewegung.

Nachdem er sich den Kopf mit einer Art Fallhut gegen die etwa herunterfallenden Steine geschützt und sich mit einer angezündeten Laterne versehen hatte, ließ der junge Waghals sich das Seil um den Leib befestigen und gab das Zeichen zum Hinablassen. Die Fahrt ging vorsichtshalber sehr langsam. Trotzdem lösten sich mehr als einmal Felsstücke und Erdmassen rings um den Kühnen ab; aber er blieb unverletzt.

Beim Hinabfahren untersuchte der junge Mann mit der Laterne die Felsenwände des weiten Schlundes. Ungefähr 30 Fuß unterhalb

Digitized by Google

der Mündung erblickte er einen Vorsprung, von welchem zwei oder drei Höhlengänge nach verschiedenen Richtungen hin auszugehen schienen. Der Forscher gab das Zeichen, anzuhalten, notirte diese Grotten und gab dann das Zeichen, das Seil zur Fortsetzung der Fahrt wieder abzulassen.

Hundert Fuß von der Mündung gab er von neuem das Zeichen, anzuhalten. Er hatte eine Quelle entdeckt, welche aus der Wand des Schlundes hervorbrach und mit unheimlichem Getöse in den Abgrund stürzte. Er schrieb es in sein Notizbuch und befahl, das Seil wieder schießen zu lassen.

Bald darauf machte das als Regentropfen herabfallende Wasser der Quelle die Laterne unnütz; er konnte fast nichts mehr um sich herum erkennen; dabei wurde die Luft immer dünner. Nichtsdestoweniger setzte der vollständig durchnäßte und mit Mühe athmende Forscher seine Fahrt unerschrocken fort. Schon zeigte das Seil eine Länge von 150 Fuß und die Fahrt ging noch immer weiter hinab. Aber jetzt ließ sich ein dumpfes Getöse vernehmen, wie eine Schreckensbotschaft für alle Personen an der Mündung des Schlundes. Man hielt unwillkürlich das Seil zurück, aber der junge Mann gab sofort das Zeichen, mit dem Herablassen fortzufahren.

Das Getöse kam von dem Falle eines ungeheuren Felsstückes her, welches beim Sturze in die Tiefe den Verwegenen beinahe zermalmt hätte. Glücklicher Weise kam er mit einer starken Quetschung davon.

„Welcher Muth!“ sagte ich.

„Wenn der Verwegene,“ sagte der Führer, „die ihm drohenden Gefahren besser erwogen hätte, würde er sicherlich nicht das Abenteuer gewagt haben.“

„Im Gegentheil,“ versetzte der Oberst, „er hätte es mit noch größerer Begeisterung unternommen; denn für ächt amerikanisch angelegte Naturen haben Gefahren eine magnetische Anziehungskraft.“

„Wie dem auch sei,“ fuhr der Erzähler fort, „um bei solchen Gefahren und an einem solchen Orte nicht der Furcht zu unterliegen, mußte man die unerschütterliche Seele dieses jungen Mannes haben, d. h. eine äußerst seltene Ausnahme bilden.“

Digitized by Google

Als er noch einige Fuß tiefer kam, bemerkte er, daß der Wasserfall plötzlich eine fast horizontale Richtung nahm; er hörte ihn nicht mehr unter sich, sondern seitwärts rauschen. Das Wasser fiel nicht mehr auf seine Laterne, er wischte die Gläser der Laterne ab und erhielt alsdann Licht genug, um die Gegenstände rings umher in einiger Entfernung unterscheiden zu können.

Indessen ließ man das Seil immer weiter hinunter und der junge Mann machte keine Bewegung; daher befahl Dr. Wright, einzuhalten, um sich zu vergewissern, ob derselbe noch lebe.

Man hielt an, nichts rührte sich.

„Zieht das Seil hinauf, rasch hinauf!“ rief der Doktor. Sofort hißte man schleunigst den Körper des vermeintlich Erstickten oder wenigstens Besinnungslosen in die Höhe; aber fast in demselben Augenblick gab der junge Amerikaner, der merkte, was oben vorging, und sein Versprechen, den Boden des Schlundes zu erreichen, halten wollte, mehrmals kräftig das Zeichen, das Seil wieder abzulassen.

Alle athmeten erleichtert wieder auf. Das Seil rollte noch eine Weile ab und erreichte dann mit dem Forscher den Boden. Dieser hatte in den Eingeweiden der Erde, im Wasser, in der Dunkelheit, bei mangelnder Luft, mitten unter allseits über seinem Kopfe und unter seinen Füßen herabstürzenden Steinen 198 Fuß Tiefe erreicht. Er konnte nun feststellen, daß der Boden des Maelstroms kreisförmig und 18 Fuß breit ist. Seitwärts entdeckte unser Held eine kleine Höhle, welche er untersuchte. Er nahm daraus einige Stücke kristallhellen Tropfsteines und Proben schöner schwarzer Kieselerde.

Kurz vorher hatte er einige Seitengänge bemerkt, die er auch durchforschen wollte; er gab daher das Zeichen, ihn bis zu einer gewissen Höhe hinaufzuziehen.

„Die Hauptsache war vollbracht,“ sagte ich, „und der unerschrockene Forscher mußte seine Untersuchungen der Seitenhöhlen wohl nur als einen angenehmen Spaziergang betrachten.“

„Sie irren sich,“ versetzte der Erzähler; „es sollte gerade hier eine der entsetzlichsten Scenen dieser seltsamen Fahrt sich ereignen.“

„Stieß er auf irgend ein unbekanntes wildes Thier?“ frug der Oberst.

Digitized by Google

„Nein, das nicht; aber was ihm zustieß, war noch schrecklicher. — Als er die Oeffnung einer dieser Grotten erreicht hatte, löste er, um dieselbe in ihrer ganzen Ausdehnung besser untersuchen zu können, von seinem Gürtel das Seil ab, an dem er bisher im Raum geschwebt hatte, und begnügte sich damit, dessen Ende in der Hand zu halten. Es war dieses ein Mangel an Vorsicht, der in der Folge nur zu verhängnißvoll wurde.

In der That, bei der Bemühung, mit aneinander gehaltenen Füßen über eine breite Spalte hinweg in das Innere der Grotte zu springen, glitt das Seil aus seiner Hand. Gelang es ihm nicht, das Seil wieder zu ergreifen, so stand ihm ein sicherer Tod in diesem schauerlichen Grabe bevor, und zwar ein Tod durch Hunger und Kälte.

Jeder andere als der kühne junge Amerikaner wäre vor Furcht gestorben; aber dieser, ohne im mindesten seine Kaltblütigkeit zu verlieren, besichtigte die Oertlichkeiten, calculirte alle Schwierigkeiten, maß die Abstände und nachdem er alles wohl erwogen, blieb er überzeugt, daß, wenn er den Fuß auf den Rand eines über den Abgrund hervorragenden Steines setzte, er mit ausgestrecktem Arme das im Laternenlichte noch sichtbare Seil erreichen und zu sich herrüberziehen könnte. — Aber war dieser Stein fest genug, um das Gewicht seines Körpers zu tragen? Davon konnte er sich nur vergewissern, wenn er hinaufstieg. Er zauderte jedoch nicht, denn von den zwei Todesarten, die ihm bevorstanden, Hungersnoth oder Sturz in den Abgrund, zog er die letztere vor.

Er stieg also auf den Stein, der glücklicher Weise sich fest zeigte, nur einige Felsstückchen lösten sich um denselben ab. Nun streckte er den Arm aus, so weit er vermochte, aber, o Täuschung! er war eine halbe Handbreite zu kurz und er konnte das Seil nicht erreichen. Dieses Mal hielt er sich für verloren, ohne daß jedoch seine unveränderliche Herzhaftigkeit dadurch im Mindesten erschüttert worden wäre. Er blickte von neuem ringsum und sah nichts, was ihm zum Erreichen des Seiles helfen könnte. Aber Gott beschützt die Muthvollen. — Er verfiel auf einen Gedanken, einen rettenden Gedanken. Hatte er nicht den Ring seiner Laterne? Schnell machte er mit Hilfe seiner glücklicher Weise vortrefflichen Zähne einen bequemen und hinlänglich langen Haken daraus,

Digitized by Google

dem die Laterne selbst als Griff diente. Nun konnte er leicht das schwankende Seil ergreifen und zu sich herüber an den Eingang der Grotte ziehen. Als er einmal das Seil in seiner Gewalt hatte, befestigte er es gehörig an dem Felsen. Nachdem er diese Vorsichtsmaßregel getroffen, drang er 150—200 Schritte weit vor und wurde erst durch eine herunter gefallene Erdmasse, welche die Höhle verstopfte, von weiterer Untersuchung abgehalten. Er mußte also umkehren. Unterwegs entdeckte er eine zweite Oeffnung, die er bisher nicht gesehen hatte, und drang hinein. Einige Minuten war er so weiter geschritten, als er bemerkte, daß das Wachslicht in seiner Laterne fast ganz heruntergebrannt sei; auch zitterte er vor Kälte, da er bis auf die Haut durchnäßt war. Er befand sich in einer beträchtlichen Entfernung von dem Ausgangspunkte und mußte sich mit der Rückkehr beeilen, da es die nutzloseste und gefährlichste Tollkühnheit gewesen wäre, die Untersuchung noch weiter fortzusetzen. Mit Mühe erreichte er den Ausgang der Grotte. Rasch band er sich das Seil um den Leib und gab das Zeichen zum Hinaufziehen.

Die Auffahrt ging höchst schwierig von statten und der junge Mann litt furchtbar, weil er in der Eile das Seil sich in ganz verkehrter Weise um den Körper befestigt hatte. Aber diese Empfindung schwand bald vor einer neuen drohenden Gefahr, zu deren Abwehr er durchaus nichts zu thun vermochte."

„In der That, diese Erzählung ist entsetzlich," sagte ich. „Hätte doch der tollköpfige Amerikaner zuvor über sein Unterfangen nachgedacht und es kluger Weise nicht unternommen."

„Wer sagt Ihnen denn," versetzte der Oberst, „daß solche Unternehmungen unvernünftig sind?"

„Unser Held," fuhr der Augenzeuge dieser Begebenheit fort, „war bereits bis 90 Fuß unterhalb der Mündung des Maelstroms gelangt, als Schreckensgeschrei und Hilferufe über seinem Kopfe an sein Ohr schlugen. Trotz der großen Tiefe, in der er sich noch befand, hörte er deutlich die Worte:

„Das Seil brennt!! Wasser her! Wasser!"

In der That hatte die Reibung des Seiles auf dem langen Brette, worauf es auflag, die Entzündung bewirkt, und der junge Amerikaner

Digitized by Google

mußte sich jeden Augenblick darauf gefaßt halten, in den unter seinen Füßen gähnenden Abgrund zu stürzen. Man hatte kein Wasser zur Hand. Glücklicher Weise besaß einer der Zuschauer eine Feldflasche mit einem Gemisch von Wasser und Branntwein. Man goß den Inhalt auf das brennende Seil, und der Entdecker der bis dahin verborgen gebliebenen Geheimnisse des Maelstromes konnte nun ohne weiteren Zwischenfall bis an die Mündung hinaufgezogen werden."

„Welche Wirkung hatte das Licht auf den jungen Mann?" frug der Oberst.

„Er war ebenso ruhig bei der Rückkehr wie bei der Abfahrt, und der Doktor Wright, der ihm den Puls fühlte, fand denselben ganz normal."

„Er hatte also doch wirklich keine Furcht empfunden?"

„Gar keine; aber nicht so die anderen Herren, welche, als alle Gefahr vorbei war, sich vor Ermüdung und Gemüthsbewegung hinfallen ließen."

„Warme Kleider waren bereit gehalten worden. Der Forscher zog sie an und trank ein Gläschen Rum. Als er sich so etwas erwärmt und gestärkt hatte, erzählte er alle Vorkommnisse seiner Fahrt, die sich nun noch viel gefahrvoller erwies, als man vermuthet hatte.

Man suchte den Doktor und fand ihn ohnmächtig daliegen.

„Dieses ist," so schloß der Erzähler, „der getreue Bericht von der Hinabfahrt des jungen Amerikaners in den Maelstrom. Er hat auf dem Boden des Abgrundes seinen Namen auf einen Felsen geritzt, den wahrscheinlich das Auge keines Sterblichen mehr erblicken wird."

Wir verließen die Mammuthhöhle zwar höchst verwundert über die Merkwürdigkeiten ihres Innern, aber doch mit einem von unbeschreiblichem Mißbehagen beklommenen Herzen. Ich glaubte wieder neu aufzuleben, als ich das Licht wieder sah und in freier Luft athmen konnte.

Digitized by Google

V.

Das Prediger-Regiment.

Beim Beginne des letzten Bürgerkrieges schossen Regimenter freiwilliger Kämpfer allenthalben so zu sagen wie Pilze aus dem Boden. Die einzelnen Stände und Gewerbe bildeten besondere Compagnien oder Regimenter, jede mit eigener Fahne; so gab es eine Compagnie Perrückenmacher, eine Schustercompagnie u. s. w., dann aber auch eine Hagestolzencompagnie, ein Studentenregiment; die Spritzenmänner der Feuerwehr wurden Zuaven, die italienischen Freiwilligen die Garibaldi-Garde. Am merkwürdigsten war das elfte New-Yorker Regiment, das anfangs aus 1500 Musikanten und Sängern der Theater und Tingeltangels dieser großen Stadt bestand. Eine Prima-Donna, mit einem prachtvollen Sopran begabt, wurde Marketenderin der stets durstigen Schaar, die Fäßchen auf Fäßchen consumirte, besonders wenn die Sängerin sie durch den bekannten Refrain aus der Regimentstochter erfreute:

Da kommt es, kommt es, Schwerenot,
Da kommt's zu Kampf und Heldentod,
Da kommt es, Sapperment!
Das schöne Regiment!

Ein anderes ebenso merkwürdiges Regiment, das 24ste, machte sich durch eine Heldenthat unsterblich. Es bestand aus bekehrten Ioways-Indianern und wurde von seinen Predigern befehligt, weshalb man es zum Scherze das „Prediger-Regiment" nannte. Obgleich die Ioways früher als eine sehr tapfere Nation galten, so traute man ihnen doch nicht viel zu. Bei der Belagerung von Vicksburg fand sich die Gelegenheit, dieses zu erproben. Um der Stadt zu Leibe zu rücken, mußte man durchaus im Besitze eines steilen Hügels sein, den eine Batterie von 14 Kanonen des schwersten Kalibers vertheidigte. Eine Erstürmung desselben hätten nur die zuverlässigsten Kerntruppen unternehmen können, und General Grant hatte nur das Predigerregiment zu seiner Verfügung. Er durfte jedoch nicht zögern, ritt vor das Regiment und gab dem commandirenden Prädicanten den Befehl, die Batterie zu nehmen. Der

Digitized by Google

Prediger-Oberst wandte sich zu seinen Wilden mit den Worten: „Meine Freunde! man wirft uns vor, nur Prediger zu sein. Nun wohl, da oben steht eine etwas schwer zu ersteigende Kanzel. Hinauf! Wir wollen oben unsere Andacht halten!“ — „Amen!“ antwortete das Regiment, ließ seinen furchtbaren Kriegsruf erschallen, erkletterte in zwanzig Minuten trotz des entsetzlichen Kartätschenhagels den Hügel, nahm die Kanonen und warf die Feinde den Abhang hinunter. Es war oben eine blutige, wirkungsvolle Predigt. Die ganze Armee rief Beifall und die tapfere Schaar führte seitdem den Namen „Predigerregiment“ als einen anerkannten Ehrentitel.

Digitized by Google

Der Yankee Doodle.

Das Wort Yankee doodle bedeutet zwar Yankee-Bummler oder Faullenzer, doch ist im Liede nur der fröhliche, aber tüchtige Amerikaner ächten Schlages damit gemeint; Yankee, der Spottnamen der Amerikaner, bedeutete ursprünglich nichts weiter als: Engländer, Englisch, welches die Indianer beim ersten Erscheinen derselben an ihren Küsten Yanghees oder Yankees aussprachen. Was den Ursprung der Melodie des Volksliedes Yankee doodle betrifft, so leitet man denselben, obschon sich Spuren davon schon im 17. Jahrhundert unter König Karl I. finden, am wahrscheinlichsten von einem Militärmarsche her, den die hessischen Soldtruppen während des Freiheitskrieges zu spielen pflegten. Bei Bennington wurden die Hessen zusammengehauen und viele gefangen. Die mitgefangenen hessischen Musikanten gingen zu den Amerikanern über und brachten die Melodie bei ihnen in Aufnahme. Es geht hieraus hervor, daß das Lied noch nicht in der Schlacht von Bunkershill, wie oft behauptet wird, gesungen werden konnte. Das Lied hat jetzt noch mehrere verschiedene Versionen und ursprünglich eine weit rohere Gestalt gehabt.*) In neuerer Zeit laufen dem Yankee doodle, der wohl

*) Z. B. folgende, vielleicht noch aus dem Revolutionskriege stammende Strophe:

Yankee doodle went to town
Upon a little pony;
He stuck a feather on his cap;
An called it Maccaroni.
Yankee doodle deedle dum,
Yankee doodle dandy,
First he took a pinch of snuff,
And then a glass of brandy.

Digitized by Google

nur als Volkslied gilt, die beiden eigentlichen Nationalhymnen, The star spangled Banner und Hail Columbia, den Rang ab. Beide sind mit pathetischen Redensarten von dem Land of the brave and free ꝛc. gespickt. Das letztere ist von Hopkinson gedichtet und jetzt der Fahnenmarsch der Amerikaner geworden. — Die Negerlieder Zip Coon, Jim Crow, Clare (sk. clear) the kitchen u. dergl. dürften jedoch noch volksthümlicher sein, obgleich eine nicht unbedeutende Klasse der Bevölkerung alle nicht geistliche Musik für sündhaft hält.

Aus Dr. Büttner's „Briefen aus und über Amerika" folge hier eine gelungene, höchst wortgetreue Uebersetzung der besten Version des Yankee doodle:

Yankee doodle, Zauberklang,
Amerikaner Freude;
Er paßt zur Pfeife, Spiel und Sang
Und eben recht zum Streite.
Yankee doodle, Buben 'rau!
Platz zur Seite, her zur Mitte,
Yankee doodle, drauf und dran,
Trommelt, blas't und fiedelt.

Frankreich, Spanien, Engelland
Mag unser Land bekriegen,
Wir Yankees haben Fuß und Hand,
Um alle zu besiegen.
Yankee doodle ꝛc.

Meint ein Feind im Uebermuth,
Wir sei'n so leicht zu schlagen,
Wir dämpfen seinen kühnen Muth,
Da wir auch Waffen tragen.
Yankee doodle ꝛc.

Ich wett' euch Flipp*) ein ganzes Maß
Und laß es gleich auftragen,
Daß Yankee Buben auch mit Spaß
Zu Schiff sie können schlagen.
Yankee doodle ꝛc.

*) Ein im Westen beliebtes, dem Eierpunsch ähnliches Getränk.

Digitized by Google

Und gilt es Gründ', ſchwarz auf weiß,
So ſind wir auch nicht hinten;
Denn Zungen, ſcharf und ſpitz und heiß,
Sind auch bei uns zu finden.
Yankee doodle ꝛc.

Amerika iſt ein herrlich Land,
Ein Volk von lauter Brüdern,
Hat einer Kuchen in der Hand,
Er theilt ihn mit den Brüdern.
Yankee doodle ꝛc.

Wir ſchaffen, ſchlafen, beten auch,
Sind arbeitſame Leute,
Doch geben wir unſern Honig nicht
Den Drohnen hin als Beute.
Yankee doodle ꝛc.

Und dann am großen Freiheitstag*),
Wer ſollte da ſich plagen?
Da gehn wir Saus und Brauſe nach
Und ſorgen für den Magen.
Yankee doodle ꝛc.

Seht unſre Mädchen, wie ſie blühn,
Seht unſre ſtarken Knaben,
Seht unſre Alten, friſch und grün;
Was wollen wir mehr noch haben?
Yankee doodle ꝛc.

Ja, glücklich ſind wir, freie Leut',
Dem Wiſſen auch gewogen,
Durch gute Schulen weit und breit
Wird unſer Volk erzogen.
Yankee doodle ꝛc.

---

*) Am 4. Juli 1776 wurde die Unabhängigkeits-Erklärung unterſchrieben. Der 4. Juli iſt daher der größte Feſttag in den Vereinigten Staaten.

Digitized by Google

Wir pflügen unſer eig'nes Land,
Wir haben's uns errungen,
Drum fechten wir auch Hand in Hand,
Wenn Feinde eingedrungen.
Yankee doodle, Buben 'ran!
Platz zur Seite, her zur Mitte,
Yankee doodle, drauf und dran,
Trommelt, blaſ't und fiedelt!

Digitized by Google

Druckfehler.

Seite 4, Zeile 10 von oben, lies: Lista statt Lister.

Seite 61 oben: matalo (tödte ihn).

Seite 91 lies: Anblick des Stromes statt des Meeres.

Digitized by Google

Inhalt.

I. Süd-Amerika.

Die Pampas-Indianer. Seite

I. Heutige Kenntniß der Pampas. — Vernichtung der südlichen Pampas-Indianer. — Gustav Niederleins Forschungsreisen. — Die jetzigen definitiven Grenzen Argentinien's und Chile's. — Die neuesten wissenschaftlichen Expeditionen in Patagonien und im Chaco-Gebiete 3

II. Die Pampas-Indianer vor und nach dem Jahre 1879 9

Der Gaucho.

I. Der Gaucho der argentinischen Pampas. — Charakteristik. — Entwickelungsgeschichte des Gaucho Malo. — Der Vaqueano der Pampas 13

II. Der Gaucho am Uruguay und Parana. — Charakter. — Etikette beim Theetrinken. — Ausgelassene Sitten. — Wie der Gaucho Mahlzeit hält. — Ein Pampero-Sturm in der Wüste 18

Buenos-Ayres und das Nationalfest 25

Eine Revolution in Montevideo 27

Die Chilenen.

I. Charakteristik. — Die Frauen. — Eigenthümlichkeiten der Sitten 30

II. Ein richtiges romantisches Räuber-Abenteuer in Chile 33

Peruanische Gebräuche und Sitten.

I. Im Kloster Ocopa. — Todtenfeier mit Orgien 40

II. Die galanten Cura's 42

III. Der Johannistag in Peru 44

Bilder aus Bolivia.

I. Eine Eisenbahnfahrt in der Höhe des Montblanc 46

II. La Paz und die bolivianische Armee mit ihren Feldzugsweibern . 48

Bilder aus Ecuador.

I. Eine Wirthhausscene in Ecuador 53

II. Die heutigen Culturzustände Ecuador's. — Die Entwaldung der Cordilleren. — Die Hochlands-Indianer 55

Digitized by Google

Seite

Cartagena de las Indias in seinem Verfalle 60

Der Llanéro und der Montañéro. Lebensbilder aus dem tropischen Amerika 62

Der brasilianische Volkscharakter.
Der Brasilianer und der Hispano-Amerikaner. — Die Frauen. — Die Häuslichkeit. — Oberflächlichkeit der Bildung. — Einfluß der französischen Literatur. — Wachsende Besserung der Nationalfehler 71

Brasilianische Bilder.
I. Die Frohnleichnamsprozession in Rio de Janeiro 79
II. Die Landpost 83
III. Eine Hochzeit in St. Anna de Piray. Sittenscenen aus dem Innern Brasiliens 85
IV. Der merkwürdige Indianerstamm der Guatos 88
V—VI. Leben und Treiben am Amazonas.
Anblick des Stromes 91
Sommerleben am Amazonas. — Die Regenzeit, eine drei Monate dauernde Kirmeß 93

Der Rongou-Neger D'chimbo. Eine Kriminal-Geschichte aus Guyana . . 100

II. Mittel-Amerika.

Die Antillen. Mexiko.

Die Indianerstämme Mittel-Amerikas 117

Dichtungen der Indianer in Guatemala 127

Volksbelustigungen in Nicaragua 132

Ein reisender Heiliger 136

Bilder aus Cuba.
I. Die Frauen von Havana und ihre Lebensweise 139
II. Plantagenleben der Neger auf Cuba 143
III. Cuba und die Nordamerikaner 147
IV. Der Spanierhaß der Kreolen 150
V. Die El-Monte-Spieler in Santiago 154

Die Geheimnisse des Vaudoux-Götzendienstes.
I. Der Vaudoux-Bund früher und jetzt 158
II. Ein Nachtstück auf Haïti 160
III. Eine Vaudoux-Scene unter Kreolinnen auf Cuba 166

Corsino, ein schwarzer Othello. Ein Neger-Drama aus der Gegenwart . 169

Charakteristik der Bevölkerung Mexikos 174

Die Mestizen 182

Der Lepero. Ein Proletarierbild aus Mexiko 191

Die mexikanischen Indianer 198

Digitized by Google

Seite

Scenen aus dem mexikanischen Volksleben.
I. In den Spielhöhlen von Mexiko 203
II. Sittenscenen aus den Minendistricten von Silnava 206
III. Ein Wettkampf in Perote 215
IV. Justiz und Verbrecher in Mexiko.
Mexikanische Justiz. — Ein Gebirgspfad. — Indianische Abenteuer. — Verzweifelte Lage. — Opfer des Vitriols. — Verbrecher als Gassenkehrer. — Erzählung eines Beamten. — Rache eines Verbrechers 222

III. Nord-Amerika.

Der Volkscharakter der Nordamerikaner.
I. Die Lichtseiten 235
II. Die Schattenseiten 241
Concurrenz und Parteien in den Vereinigten Staaten 247
Die Religionsfreiheit in den Vereinigten Staaten.
I. Religionsfreiheit und Religionsfrieden. Nach optimistischer Anschauung 252
II. Die Religionsfreiheit ohne Feigenblatt 254
Die Revivals und Camp-Meetings mit ihren Ausschweifungen 263
Die fashionablen Kirchen und Prediger New-Yorks 272
Neger-Gottesdienst und Predigt. Ein Charakterbild aus dem Leben der Schwarzen in Cincinnati 277
In einer Negerkirche New-Yorks 284
Der rothe Mann und sein Untergang.
1. Allgemeine Charakteristik der Indianer des amerikanischen Welttheiles. — 2. Die Indianer Nordamerika's. — 3. Die neuesten Untersuchungen über das vorgebliche Hinschwinden der Indianer. Widerlegung der Withering theorie. — 4. Aus dem Jahresbericht des Indianer-Amtes. 1881 288
Chicago, die Wunderstadt der neuen Welt 303
Ein Tag in The Dalles am Columbia 311
Marie Lavoux, die Vaudoux-Königin. Ein Nachtstück aus New-Orleans . 324
Bilder aus Texas.
I. Eine Gerichtsscene aus Texas. Wilde Thiere 327
II. Zusammentreffen mit Indianern 331
III. Heutige Zustände 335
Scenen aus Arizona.
I. Apachen-Gräuel 337
II. Wiedervergeltung der Weißen 339

Digitized by Google

Seite

Tucson, die Wüstenstadt im Apachenlande 343

Gridley, der Unsterbliche und sein Mehlsack 348

Die Indianerstadt Zuni in Neu-Mexiko 353

San Francisco in den Jahren 1879 und 1880.
Ein Blick auf die Stadt. — Ein nächtlicher Gang durch die Chinastadt. — Die Chinesenfrage 366

Die Verbrecherwelt in San Francisco.
I. Die Hoodlums. — Die Erdrosler. — Die Postwagenräuber . . 372
II. Die Gamblers 379

Eine californische Riesenfarm 383

Originelle Bilder.
I. Dienstmädchen-Bureau in Cincinnati. — Doctor Emmerich . . 389
II. Schillers Räuber in Amerika 399
III. Deutsche und amerikanische Barbiere 400

Der Mörderbund der Molly-Maguires 405

Eine komische Heirathsgeschichte aus Pennsylvanien 413

Gefährliche Volksklassen in New-York. Scenen aus dem Volksleben.
I. New-York, das Eldorado der Verbrecherzunft. — Die Docks und ihre Schrecken. — Die Flußpiraten. — Die Fährbooträuber . 418
II. Die „Rough-Boys“ und Preiskämpfer. — Die „Bowery-Boys“. Die „Rabbits“ 421
III. Die Gauner von Five-Points und deren Raubanfälle. 1881 . . 429

Amerikanische Geschichten und Charakterzüge.
I. Die entsetzten Leichenschmuggler 432
II. Wie eine Arche Noahs den Niagara-Fall hinunterfährt 434
III. Die ersten Kolonistenfrauen à 150 Pfund Tabak per Stück . . 436
IV. Im Maelstrom der Mammuth-Höhle 437
V. Das Prediger-Regiment 446

Der Yankee-Doodle 448

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 057673533

Digitized by Google